



PALAESTRA CXX.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Jung Stilling als Schriftsteller.

Von

G. Stecher.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1913.

Meinen lieben Eltern.

Weihnachten 1912.

Der erste Teil dieser Arbeit, die im Dezember 1911 der philosophischen Fakultät der Universität Berlin vorgelegt wurde, ist als Dissertation erschienen. Auch an dieser Stelle sage ich meinem hochverehrten Lehrer Erich Schmidt herzlichsten Dank für Anregung, Beratung, Unterstützung; ferner bin ich dankbar verpflichtet der Königl. Bibliothek und dem Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken für die Beschaffung weit zerstreuter Schriften, meinem Freunde Hans Hermann für treue Hilfe bei der Korrektur.

Berlin-Steglitz.

Dr. G. Stecher.

Inhalt.

Vorbemerkungen.

1.

In den Jahren 1835—37 veranstalteten „Verwandte, Freunde und Verehrer des Verewigten“ eine Ausgabe von „Johann Heinrich Jung's genannt Stilling ...... sämmtlichen Schriften“. Den 13 Bänden mußte schon 1838 ein dicker Ergänzungsband folgen, der recht wesentliche und interessante Schriften nachzutragen hatte und die Hoffnung aussprach, daß nunmehr die religiösen Schriften (im weitesten Sinne) wirklich vollständig vereinigt seien.

Die übergroßen Mängel dieser Ausgabe müssen hier kurz festgestellt werden, ohne daß wir übrigens an die Freunde und Verehrer mit den Ansprüchen herantreten, die man heute an eine wissenschaftliche Edition zu machen gewohnt ist.

Zunächst fehlt eine sinnvolle Anordnung der Schriften. Sie stehen alle bunt durcheinander. Weder ein chronologisches noch ein stoffliches, noch irgendein anderes Prinzip ist zu erkennen, sondern eine wahllose Aufeinanderfolge der verschiedensten Dinge, was einen nicht orientierten Leser verwirren muß.

Auch die beabsichtigte Vollständigkeit der Schriften mit Ausnahme der nationalökonomischen und medizinischen ist lange nicht erreicht. Die Sammler wußten offenbar nichts von Strieders „Hessischer Gelehrten- und Schriftstellergeschichte“, in deren 1819 erschienenem 18. Band (von K. Justi herausgegeben) S. 261 ff. eine fleißige Zusammenstellung der Jungschen Schriften steht.

Danach hätten sie den XII. Band, der die kleinen Erzählungen bringt, vermehren können um die im „Merkur“

erschienene „Ase-Neitha“ (auf welche überdies die Lebensgeschichte selbst aufmerksam macht) und den „Rand am Abgrund“; ferner war dort zu finden der Dialog: „Die Wahrheit der christlichen Religion, apodiktisch bewiesen aus der menschlichen Natur“ und „Von Ahnungen und Visionen“; letzteres ist allerdings später, wenig verändert, in die „Theorie der Geisterkunde“ eingegangen. Ebenso stehen bei Strieder noch zwei geistliche Gedichte und ein anderes auf den Tod Ludwigs XVI. verzeichnet, die in den XIII. Band gehörten. Vielleicht wären die Herausgeber dabei auch auf Stillings „Volkslehrer“ gestoßen und hätten dann unbedingt eine Auswahl daraus aufnehmen müssen.

Indessen ist auch Strieder-Justis Artikel Jung bei aller Mühe weder vollständig geworden noch sonst fehlerfrei geblieben. Von dem oben genannten „Volkslehrer“ sind nur zwei Jahrgänge verzeichnet, in Wirklichkeit waren es vier (1781—84). Die mit aufgeführte „Probe einer Übersetzung von Glovers Leonidas“ ist nicht von Stilling, sondern von Fr. W. Jung zu Homburg vor der Höhe. Und von dem „Christlichen Menschenfreund in Erzählungen für Bürger und Bauern“ sind, wie es scheint, nicht 14, sondern nur 4 Hefte herausgekommen. Ergänzen kann ich das Verzeichnis durch folgende Beiträge:

1778. Öffentlicher Anschlag bei dem Antritte des Lehrstuhles der pr. Kameralwissenschaften auf der Kameral Hohen Schule zu Lautern. Lautern 1778.

1780. Daß die Kameralwissenschaft auf einer besonderen hierzu geschaffenen Hohen Schule vorgetragen werden müsse. Lautern 1780.

In den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“:

1779. 1. Jungs Antrittsrede von den Vortheilen, die den Fürsten durch die auszuübenden Kameralwissenschaften zufließen. 2. Antwort auf den Auszug eines Briefes. (Nachgedruckt in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1779, II, 372 ff.)

1780. Lauterer Schilderungen: 1. Der Weg nach Lautern. 2. Die Lauterer Gegend. 3. Das Lauter Thal.

1781. 1. Yao-Tien, eine Erzählung. 2. Von der besten Art, zu lehren und zu lernen; in Anwendung auf den besten Unterricht in der Forstwirtschaft. 3. Gedächtnisrede auf Herrn J. D. Flad. 4. Über Geniesucht, Freigeisterei und ihre Wirkungen auf die bürgerliche und Staatsgesellschaft (anonym, aber sicher von Stilling).

In der genannten Zeitschrift, wo diese Stücke zu finden sind, hatte Stilling auch des öfteren die „Anzeige der Vorlesungen bei der Kurfürstlichen Ökonomischen Gesellschaft zu Lautern“ zu erstatten. Weiter

1787. Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit. Berlin 1787.

1787—90. „Erzählungen im Hessen-Casselischen Kalender.“ Vgl. dazu Stilling VII, 549.

1806—8. Johann Stilling, eine Biographie; in Stillings „Kleinen gesammelten Schriften“. Frankfurt 1806—8.

1809. Feyer am Hermannstage auf dem Alt-Badener Schloß, den 11. August 1809. Karlsruhe 1809.

1816. Lehrsätze der Naturgeschichte für Frauenzimmer. Karlsruhe 1816.

In unserer Gesamtausgabe, in die verschiedene dieser Schriften hineingehörten, fehlen dann ferner noch Vorworte oder Mottos an mehreren Stellen. Zum Ersatz dafür finden wir einiges doppelt abgedruckt; so im Nachtragsbande zwischen den zusammengehörigen Schriften „Panacee“ und „Schleuder“ (die jedoch die umgekehrte Folge verlangen!) sinnlos eingeschoben zwei kleine Erzählungen und ein Gedicht, die schon im XII. und XIII. Bande stehen[1]). Die gleiche Unpünktlichkeit führte dazu, in diesen Ergänzungsband eine Schrift aufzunehmen, die gar nicht von Jung Stilling stammt, was leicht hätte bemerkt werden

[1]) Das geschah infolge blinden Nachdrucks aus den „Kleinen gesammelten Schriften“ von 1806—8.

können: „Über Reliquien.“ Die Schrift ist ein deutscher Auszug aus einem lateinischen Werk, der *„Disquisitio antiquaria de reliquiis et profanis et sacris earumque cultu“* des hannöverschen Bibliothekars und Historiographen Joh. Heinrich Jung (1755—99). Den hier zu Unrecht abgedruckten Auszug aus dem gelehrten Werk hat ein thüringischer Prediger Thon verfertigt (Gothaische gelehrte Zeitungen 1784, S. 781). Die Verwechslung konnte nur grober Unkenntnis und Unaufmerksamkeit passieren, ist auch durch die genaue Namensidentität nur übel gerechtfertigt, da in dem Auszug einmal der Originalverfasser „als damaliger königlicher Bibliothekar“ bezeichnet wird.

Im übrigen sind die Abdrücke reich an Druckfehlern, besonders und am unangenehmsten die Lebensgeschichte. An ihr wurden auch Textänderungen vorgenommen, die sehr ungeschickt darauf ausgehen, die auffallendsten dialektischen Eigentümlichkeiten auszumerzen, wie: „Kümpfchen“ für „Kümpchen“, „stark lachen“ für „hart lachen“; „ein armes Mensch“ wird durch „Frau“ oder „Weib“ ersetzt und die durchgehende genetivische Benennung der Ehefrau als „Margrete Stillings“ in das modere „Stilling“ verwandelt; an Stelle des klassisch bekannten „Hauderers“ (wofür allerdings im Original durch Druckfehler „Haukerer“) lesen wir in unserer Ausgabe „geringer Wagen“. Und so noch viele Kleinigkeiten derselben Art, die nicht weiter aufgezählt werden sollen.

Trotz alledem sind wir auf diese mangelhafte Ausgabe angewiesen. Sie hatte zu ihrer Zeit so großen Erfolg, daß sie in kurzer Zeit vergriffen war. 1841/42 besorgte derselbe Herausgeber eine „neue vollständige Ausgabe“ in 12 Sedezbänden (gegen 14 Oktavbände der ersten) unter dem Titel: „Johann Heinrich Jung's genannt Stilling sämmtliche Werke“ (Stuttgart). Es ist aber weder etwas hinzugekommen noch von dem Überflüssigen etwas weggeblieben. Der Inhalt des XIII. Bandes von 1837 wurde jetzt auf Band II und XII, der des Ergänzungsbandes von 1838 auf Band V, X und XI verteilt, wiederum ohne

irgendwelche Rücksicht auf Inhalt oder Chronologie. Alles übrige blieb bestehen, die oben gerügten Mängel gingen ohne Ausnahme in die neue Ausgabe über. Auch von ihr erschien schon 1843/44 eine weitere unveränderte Auflage. Einzelne Bände derselben brachten es in Separatdrucken noch weiter. Der Lebensgeschichte vollends haben sich bis in die jüngste Zeit zahlreiche Verleger und Bearbeiter bemächtigt; in Teil- und Volldrucken ist sie recht populär geworden.

Hier wird durchweg nach der ersten Gesamtausgabe zitiert, der Ergänzungsband als Band XIV. Den auf die Lebensgeschichte bezüglichen Zitaten ist die Seitenzahl des verbreiteten und sorgfältigen Reclamschen Druckes (herausgegeben von Max Mendheim 1908) unter der Bezeichnung R. beigesetzt.

2.

Die jüngste Zusammenstellung und Musterung von Schriften und Schriftchen über Jung Stilling steht in Herzogs protestantischer Realencyclopaedie, 3. Aufl. XIX, 444 f., von A. Freybe. Sie ist geradezu unverständlich. Wenn schon nicht Vollständigkeit angestrebt wird, so sollte man doch eine gute Auswahl geben. Aber hier findet man fernliegendste, belanglose Aufsätzchen angeführt, während gute Arbeiten fehlen. Was soll hier z. B. das dürftigste, platteste Auszügchen aus Stillings Lebensgeschichte, das die *Encyclopédie des gens du monde* bietet? Ebensogut wäre auf Meyer oder Brockhaus verwiesen. Dagegen fehlt der große gute Aufsatz bei Ersch und Gruber, was doch unter Encyclopädieen näher läge. Auch könnte man besonders in der protestantischen Realencyclopaedie die Anführung Ritschls erwarten, der in seiner „Geschichte des Pietismus“ Stilling einen geschlossenen Abschnitt widmet. Von den im übrigen aufgezählten Arbeiten werden solche gerühmt, die es in keiner Hinsicht verdienen; wirklich verdienstvolle werden nur erwähnt. Zu jenen ohne Grund gerühmten gehört Eduard Mangers Artikel in der Allgemeinen Deutschen

Biographie, der wichtige Schriften wie z. B. den „Theobald" nicht einmal nennt, während er Platz findet für den Abdruck von fünf breiten Strophen, in denen Freiligrath und Schenkendorf ihrer Begeisterung für „Stillings Jugend" Ausdruck geben; eine ausgesprochene Anerkennung fehlt dagegen bei Max Göbel, der sie vor allen andern verdient hätte.

Freybes eigener Aufsatz in der Realencyclopädie beruht auf zwei andern lexikalischen Artikeln, nämlich eben auf Manger und dann auf dem in Wagners „Staats- und Gesellschaftslexicon", für dessen Verfasser Freybe selbst Vilmar hält. Zu seinem Litteraturverzeichnis muß man noch das bei Goedeke, 2. Aufl. VII, 189, hinzunehmen, das Freybe ganz unberücksichtigt ließ. Beide zusammengenommen könnte ich leicht noch um einiges vermehren, aber ich darf das mit gutem Gewissen unterlassen.

Beim Überblick über das Ganze scheidet ohne weiteres aus die vorwiegende Zahl von Nacherzählungen und Bearbeitungen der Lebensgeschichte. Aus ihnen allen ist nur hervorzuheben Max Göbel, der 1858 als Consistorialrat in Coblenz starb und eine im Manuskript fertige Biographie Jung Stillings hinterließ. Von ihm besitzen wir auch eine nicht vollendete dreibändige „Geschichte der evangelischen rheinisch-westphälischen Kirche". Diese Studien machten ihn zum besten Kenner der Verhältnisse, aus denen Stilling hervorging. Die von ihm verfaßte Biographie Stillings ist zum größten Teil posthum veröffentlicht in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte" XV, 47 ff., 109 ff., und XIV, 15 ff.

Goebel hat vor allem das Verdienst, die Pseudonyme der Lebensgeschichte zuerst aufgedeckt zu haben, zum Teil auf Grund eigener lokaler Nachforschungen, so sorgfältig, daß wir hierin nur weniges zu bessern und einiges nachzutragen haben. Weiterhin ist er der erste, der alle Stillingschen Schriften, soweit er sie wenigstens erlangen konnte, gelesen und zwar genau gelesen hat. Dabei hat

er sich der Kritik nicht ganz begeben, doch findet die große Liebe, die Göbel zu seinem Mann hat — er zählt sich mit Stolz zu den „Stillingsfreunden“ — keinen Ausgleich mit seinem historisch-kritischen Gewissen. Es ist die einzige Vorarbeit von pietistischer Richtung, die im einzelnen dankbar benutzt werden konnte.

Eine hervorragende kritische Ergänzung von theologischer Seite gab dann Albrecht Ritschl, der scharfe Durchdringer pietistischen Denkens. Im ersten Band seiner schweren „Geschichte des Pietismus“ stellt er, unter erwünschtem Verzicht auf breite Biographie, Stillings Verhältnis zum Pietismus mit großer Klarheit dar, mit Schärfe und doch ohne Vorurteil, mit der ihm eigenen Sicherheit des Blickes für Trennendes und Verbindendes, Förderndes und Auflösendes in gedanklichen Systemen.

Diesen beiden Arbeiten von Theologenhand stehen zwei nennenswerte litterarhistorische gegenüber. Einmal die glänzende Charakteristik, die Gervinus im V. Band seines großen Werkes S. 297—307 (5. Aufl.) gegeben hat. Sie faßt kräftig die wesentlichen Punkte von Stillings Art und der wichtigsten seiner Schriften zusammen; doch sind die Parallelen, die Gervinus zu der Autobiographie nach rückwärts und vorwärts zieht, zum picarischen Roman und zu Jean Paul, mehr geistreich als zutreffend. Sodann hat in jüngster Zeit Leo Reidel über „Goethes Anteil an Jung Stillings Jugend“ gut gehandelt (45. und 46. Jahresbericht der I. deutschen Staatsschule in Prag). Reidel ist nur insofern ein Mißgeschick passiert, als ihm eine interessante, ausführliche Notiz entging, in der Stilling selbst die vom Verfasser methodisch untersuchte Frage befriedigend auflöst. Davon wird unten die Rede sein. Im übrigen hat sich Reidel um die Ergründung des litterarischen Charakters von Stillings „Jugend“, deren Titel sowohl als Erscheinungsjahr er merkwürdigerweise gleich zum Eingang falsch angibt, erfolgreich bemüht. Ich habe diese Spezialarbeit noch mannigfach benutzen können,

durfte das Resultat ihrer Fragestellung korrigieren oder ergänzen und hatte auch sonst noch manches beizubringen, was Reidel entgangen ist.

Soweit sonstige kleinere Aufsätze gelegentlich herangezogen sind, ist dies immer an Ort und Stelle zitiert.

3.

Die genannten Arbeiten sind nur Vorarbeiten für die größere, die noch zu leisten ist und die hier versucht wird. Ein litteraturgeschichtliches Gesamtbild des bändereichen Schriftstellers, wie es möglich und notwendig ist, fehlt noch ganz.

Die noch so ausgezeichnete Einreihung Stillings in die historische Entwicklung der pietistischen Gedankenwelt, die Ritschl vornimmt, gibt entfernt kein Bild weder des Menschen noch des Schriftstellers; dazu ist sie zu abstrakt, und das verträgt der Mann sehr schlecht. Die sämtlichen Werke auch im beschränkten Umfang unserer Gesamtausgabe liest heute niemand mehr, auch nicht der theologische oder litterarische Fachmann. Wichtige Schriften sind in dieser Arbeit überhaupt zum erstenmal hervorzuziehen, und die Autobiographie ist, wie sich zeigen wird, alles weniger als eine auch nur einigermaßen objektive oder erschöpfende Darstellung. Eine ganz neue Biographie andererseits müßte nichtsdestoweniger allzu viel aus der Autobiographie glatt übernehmen, und doch ist eine unverkürzte Lektüre gerade dieser für den ernsthaft Interessierten unerläßlich. Es bedarf also einer Arbeit, die der Autobiographie, sie selbst miteinbeziehend, zur Seite steht, und sie muß von den Schriften ausgehen. Sie hat die ganze, heute nicht mehr zum Leben zu erweckende schriftstellerische Leistung des Mannes zu gruppieren, die sich oft verwirrenden Tendenzen zu entwickeln und zu ordnen, die verschiedenen litterarischen sowie die zugrunde liegenden oder begleitenden persönlichen Beziehungen herauszuschälen. Es werden sich dabei gewiß

einige unbestreitbare Linien ergeben, die dann im übrigen Menschen von verschiedener Denk- und Empfindungsart verschieden bewerten werden, jeder wie er muß. Man kann diese Absicht verfolgen, ohne die eigene Ansicht zu verschleiern. Aber nur die Darstellung selbst vermag ein solches Bemühen zu rechtfertigen.

Einleitung.

Johann Heinrich Jung ist unter dem Namen Jung Stilling noch heute populär in zwei Gestalten: für weitere Kreise als der rührend fromme Held seiner romantischen Jugend-, Jünglings- und Wanderjahre; für engere als Herold und Patriarch einer großen Schar verzagender Christengemüter, die sich in den geistigen und politischen Stürmen des beginnenden 19. Jahrhunderts an ihn und seine Worte klammerten als an einen Felsen, wozu ihn Einbildung und Gottvertrauen in einzigartiger Weise machten.

Was zwischen den beiden Perioden liegt, ist den meisten unbekannt — die letztere hauptsächlich hat ihn zu einem Hauptvertreter des Pietismus gestempelt zu einer Zeit, da sich dieser im Exil fühlte. Man hat über dieser Tatsache, besonders auf pietistischer Seite, die Gesamterscheinung des Mannes aus dem Auge gelassen. Und doch hat er Anspruch auf eine bescheidene Aufmerksamkeit, nicht nur von der einen oder andern, sondern von den verschiedensten Seiten her, da er, zwar nirgends schöpferisch, sondern überall sehr abhängig, sich doch nach vielen Richtungen in den durcheinanderquellenden Tendenzen seines Zeitalters mit gutem Willen vor einem großen Publikum bewegte.

Nun wird aus allen Erörterungen seine Zugehörigkeit zum Pietismus sich immer wieder als Grundtatsache herausheben; aber seine Stellung innerhalb desselben ist doch eine verwickelte — als „Liebhaber des Pietismus“ charakterisiert ihn Ritschl — die eben nur an einer Betrachtung der gesamten Persönlichkeit verständlich sein wird.

Pietisten, und auch die wenig gebildeten unter ihnen, sind immer imstande, die separatistische Zugehörigkeit eines

Einzelnen nach subtilen Gesichtspunkten rasch zu erkennen. Jung Stilling aber fügt sich keiner Unterscheidung. Jede der Hauptgruppen wird ihn für sich in Anspruch nehmen können, und jede kann ihn selbst für sich zitieren: der reformierte Pietismus mit seinen verschiedensten Schattierungen, von dem er abstammt, ebenso wie der Hallisch-Lutherische; große Sympathieen besaß er für die eigensinnigen württembergischen Pietisten, und andererseits erkannte er in seiner letzten Periode sehr richtig die Bedeutung der Brüdergemeinde, die er mit den höchsten Prädikaten der Apokalypse auszeichnete, ohne doch ihr beizutreten. Entgegengesetzte Richtungen, wie eben die Herrnhuter und die Ter-Steegianer, suchte er zu versöhnen, indem er das ihnen Wichtigste, die Trennungspunkte, für nebensächlich erklärte. Derselbe Mann war überzeugt von der Möglichkeit, ja von der allernächsten Zukunft einer Verschmelzung des Katholizismus und des Protestantismus.

Nichtsdestoweniger hegte er selbst ein paar eigenster Lieblingssätze altevangelischer, chiliastischer, spiritistischer Art, auf die er großen Wert legte und von welchen der eine oder andere in irgendeiner pietistischen Richtung freudiger Aufnahme immer gewiß war.

Neben diesem allgemeinen Indifferentismus im Verhältnis zum ausgeprägten Bestande des Pietismus hat er jedoch auch einer gründlichen Abneigung gegen alle Separatisterei oft unzweideutigen Ausdruck gegeben und erscheint in vielfacher Hinsicht als religiöser und allgemeiner Aufklärer, der sich bis zu starken theologischen Neologismen verleiten ließ. Und wie er seit Straßburg dauernd die Grundform pietistischen Gemeinschaftslebens, die Konventikel, prinzipiell vermied und eindringlich davor warnte, so haben sich Spuren seiner aufklärerischen Tendenzen bis in die letzte Zeit hinein bei ihm erhalten, wo er doch *im ganzen* ein fanatischer Aufklärungsfeind ist.

Die *historische Entwicklung des Pietismus* macht das verständlich. Sie ist — es sei gestattet, Bekanntes in großen Zügen zu rekapitulieren und für unsern

Zweck zu beleuchten — aufs engste verflochten mit der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem ganzen Durchschnitt. Die geläufige Formel für das Wesen des entstehenden Pietismus ist: Reaktion des religiösen Gefühls gegen die kirchliche Orthodoxie, die Herzen und Gedanken verknöchert hatte. Die Bewegung entstand ziemlich gleichzeitig mit der französischen Aufklärung. Spener starb 1705, Bayle 1706. Religiös, war sie doch selbst ein Stück Aufklärung durch ihren scharfen Gegensatz gegen die kirchlich-theologische Autorität. Schon in den Schriften der Begründer, bei Spener und Franke, sind aufklärerische Momente nicht zu verkennen [1]). Johann Konrad Dippel vollends, so versucht sein Biograph nachzuweisen, „hat vor der s. g. Aufklärung bereits das ganze Programm der Aufklärung vertreten." [2]) Jedenfalls nannte sich dieser unruhige, merkwürdige Mann selbst Christianus Democritus und wurde von der Orthodoxie zum Pietismus „bekehrt", beides gleich bezeichnend.

Mit dem Kampf gegen dogmatische Fesseln aller Art nahm indes der Pietismus eine bereits vorhandene, weit verbreitete Volksstimmung auf. Gustav Freytag hat in einem schönen Kapitel über „die Stillen im Lande" darauf hingewiesen [3]). Am klarsten bestätigt uns diese zuerst überraschende Tatsache der Theologe Adam Bernd, von dem wir eine wenig bekannte, physiologisch wie psychologisch gleich interessante Autobiographie besitzen [4]). Er nennt darin seinen Vater, der ein einfacher Kohlgärtner in Breslau war, einen „vollkommenen Indifferentisten" in Sachen der Religion und knüpft daran die Bemerkung: „Der irret sehr, der die grobe Indifferentisterey, da man Jüden, Türcken und Heyden die Möglichkeit selig zu werden einräumet, nur bey Gelehrten und Fanaticis suchen will; ich

[1]) Ritschl, Gesch. d. Pietismus.

[2]) W. Bender, J. K. Dippel, der Freigeist aus dem Pietismus, Bonn 1882, S. IV.

[3]) Bilder aus deutscher Vergangenheit. Aus neuer Zeit. Bd. 4.

[4]) M. Adam Bernd, Eigene Lebensbeschreibung, Lpzg. 1738, S. 8.

bin unter gemeinen Leuten auferzogen worden, mit Bürgern und Bauern mehr, als mit vornehmen Leuten umgegangen: ich habe mit ihnen gegessen, getrunken, gespielet und auf nichts so genau, als auf ihre Religion und was sie statuiren, und vor Principia hegen, Achtung gegeben; und ich bin versichert, daß unter 100 Bürgern in einer Stadt nicht einer sey, der nicht eben solche Sentiments hege, wie mein Vater.“ Hier fand also der Pietismus gepflügten Boden vor und hier traf er mit der Aufklärung zusammen. Es führte diese Richtung so weit, daß man sich in verschiedenen Punkten auch vor Angriffen auf Luther nicht scheute. Aber diese Berührung mit der Aufklärung konnte doch den tieferen Gegensatz nicht verhüllen, das schärfste Aneinandergeraten nicht verhindern. Der Name Christian Wolff erinnert an Jahrzehnte lange heiße Kämpfe um die Herrschaft in Deutschland. Bei der Auseinandersetzung der drei Mächte Orthodoxie, Rationalismus, Pietismus kam der Pietismus letzten Endes am schlimmsten weg. Nachdem er allerdings vor der Mitte des Jahrhunderts eine herrschende Stellung erreicht hatte, sank er rasch, sich selbst auflösend; die wirklich pietistischen Reste hatten sich in große und kleine Sekten zersplittert. In wenigen engen Territorien saßen sie besonders dicht beieinander und aus einem derselben wird uns Jung Stilling entgegentreten. Die Bewegung hatte damit auf einer niederen Stufe ihren von Haus aus volkstümlichen Charakter wiedergewonnen. Wie das kam, ist noch etwas mehr zu verdeutlichen.

Der Grund zur Selbstauflösung lag im Innern des Pietismus. Man hielt die heilige Schrift fest, aber man gab ihre Auslegung den Laien preis. Daraus floß alles Übel. Theologische Fragen, die bisher von den Gottesgelehrten der verschiedenen Konfessionen hitzig erörtert worden waren, gerieten jetzt in die Behandlung von Bauern und Bürgern, Strumpfwirkern und Kleinschmieden; an Stelle der Kenntnisse, des Scharfsinns, auch der Sophistik traten jetzt, was weit schlimmer war, Vision und Erweckung, um das Problem der Schrift zu lösen. Das

Wort Gottes war gemein geworden im guten und noch mehr im schlechten Sinn. Es wurde bei der Arbeit, am Biertisch, in der Postkutsche verhandelt wie in den lebhaftesten Zeiten der Reformation. Aber der frechste Ausleger gewann. Man drehte die Bibel hin und her „wie eine wächserne Nase“ und berief sich auf göttliche Eingebung. Es waren Zustände heillosester religiöser Verirrung und Verwirrung. Sie vom Pietismus loszulösen, geht nicht an, sie sind aufs innigste verwachsen mit ihm, mag man sie auch als Auswüchse bezeichnen; dazu waren sie weit verbreitet. Für den besseren Teil dieses Pietismus hat Kant, der ihm entstammte und der pietistischen Pädagogik ein bitteres Andenken bewahrte, das schöne Zeugnis abgegeben: „Man sage dem Pietismus nach, was man will: genug, die Leute, denen es ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Art aus.“

Die weitere Entwicklung des Pietismus seit dem Ende seiner Machtstellung hat etwas Tragisches an sich: die üblen Erscheinungen, die er gezeitigt hatte, blieben an ihm haften — gewiß im Laufe der Zeit gemildert — hingegen fluteten die bedeutsamen großen Gedanken, die kein Historiker dem Pietismus anzurechnen vergißt, rasch über den Kreis ihrer Entstehung hinaus und hörten auf, ein Spezifikum desselben zu sein: in das Verdienst der Niederzwingung der Orthodoxie mußte sich der Pietismus mit der Aufklärung teilen, und nicht zu gleichen Hälften; die humanitären Gedanken wurden bald Gemeingut aller Gebildeten. Bedeutendere Geister, die in nicht geringer Zahl aus dem Pietismus hervorgingen, verfließen entweder in den Rationalismus oder sie emanzipieren sich völlig in begreiflicher Reaktion. So ist Gellert, der Frömmler und Aufklärer, hochcharakteristisch für seine ganze Generation, deren populärster Mann er war; nicht weniger für die folgende, nur in anderer Weise Wieland: nuanciert verteilen sich bei ihm die gleichen Elemente auf zwei feindliche Lebensepochen, erst pietistische Schwärmerei, dann aufgeklärte Sinnenzuversicht.

Auch das Gefühlselement, mit dem die Bewegung so nachdrücklich eingesetzt hatte, blieb nicht ausschließlich bei den engbrüstigen Leuten, die mit verschiedenem Charakter den jetzt verachteten Pietistennamen weitertrugen, sondern es teilte sich auch andern Menschen mit und brachte wundersame Blüten zur Entfaltung. So hat man den Pietismus geradezu „die große Voraussetzung“ für die empfindsame Periode genannt[1]). Indem nur die christlich-religiöse Grundfarbe verblaßt war, traten die wichtigsten Merkmale hier neu zu Tage: die übermäßige Zartheit des Gemüts, die sich gern in gefällige Tränen löste, die Vorliebe der Frauen dafür und die immer raffinierter werdende Kunst der Selbstbeschauung, die, bei Lavater z. B. noch streng christlich-moralisch, bei den eigentlich Empfindsamen einen ästhetischen Charakter annahm; man denke ferner an den Briefkultus, und an die gefühlvollen, genießenden Reisen zu den verwandten Seelen im Land herum, die in den Geniefahrten der 70er Jahre gipfelten. Religiöser Herkunft war auch der den empfindsamen Zustand außerordentlich steigernde Impuls Klopstocks. Im Sturm und Drang überschlug sich dann die Empfindsamkeit, sie ging von ihrem vorwiegend weiblichen Charakter in einen revolutionär männlichen über. Aber auch hier noch sind pietistische Grundlinien zu erkennen: hatte der Pietismus der dogmatischen Autorität die religiöse Individualität gegenübergestellt, so erweiterte der Sturm und Drang diesen Vorgang und vertrat mit Ungestüm das allseitige selbstbestimmende Recht des Herzens gegen jede Konvention der Welt. Der Genius erleuchtete und erweckte. Und wieder war der originellste deutsche Anreger dieser Bewegung von Geburt und Erziehung ein Pietist, Hamann.

Zu Beginn des Napoleonischen Zeitalters stehen sich dann der geschwächte Pietismus, der so sein Bestes von sich

[1]) Erich Schmidt, Richardson Rousseau und Goethe, 1875, S. 157. Zum folgenden vergl. auch Gustav Freytag a. a. O.

gegeben hatte, und die kirchliche Theologie, zum Teil mit vertauschten Rollen gegenüber: der Sieg der Aufklärung war im großen Ganzen vollendet, die Geistlichen selbst reichlich mit rationalistischen Ideen durchtränkt; jetzt fühlten sich die Pietisten, dazu gedrängt von stürmischer Zeit, berufen, Bibel und Dogma vor den kirchlichen Predigern zu retten, wobei wieder die Apokalypse höchst verderblich in den Vordergrund gerückt wurde; ohne so bedeutende Führer wie zur Entstehungszeit, in verbissenem Widerstreben gegen das Schreckgespenst einer unverstandenen „liberalen", „modernen" Theologie, verkümmerten die Leute mehr und mehr. Diese Tendenz, verbunden mit eitler Verachtung aller „Weltweisen", ist noch heute ein Hauptzug des Pietismus; am wenigsten kennt er seine eigene lehrreiche Geschichte. Erst seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachten die Herrnhuter, die eine selbständige Entwicklung durchgemacht hatten und sich einer geschickten Organisation erfreuten, etwas neues Leben in das Ganze; zu wirklicher Bedeutung hat sich der Pietismus doch nicht mehr erhoben.

Hiermit sind die wichtigsten Punkte berührt, die man sich gegenwärtig halten muß, wenn man die Schriften Jung Stillings zur Hand nimmt. Geboren am 12. Sept. 1740, hat er während eines Lebens von fast 77 Jahren an allem dem teilgenommen nach Maßgabe seines Charakters, seiner Fähigkeiten und der äußeren Einwirkungen, denen ihn eine merkwürdige Laufbahn aussetzte.

Seine ersten 30 Lebensjahre (1740—70) fallen etwa zusammen mit dem allmählichen Erscheinen der Gesänge des Messias (1748—73); andererseits ist sein Geburtsjahr einschneidend in die Geschichte der Aufklärung durch die Thronbesteigung Friedrichs des Großen. Auf dasselbe Jahr hatte das Ehepaar Petersen den Beginn des 1000jährigen Reiches angekündigt.

Während nun der lutherische Pietismus in Norddeutschland sich auflöste, blühten die reformierten Gemein-

schaften in den rheinisch-westfälischen Kleinstaaten eigenartig weiter; der Separatismus hatte hier seine Heimat vorzüglich bei den niedersten Schichten unter den Bauern und Handwerkern der kohlen- und eisenreichen Waldtäler — in ausgeprägtem Gegensatz zum Hallischen Pietismus, dem besonders die Adelskreise, auch die höchsten, offen standen, was die Vermischung mit der Aufklärung begünstigt hatte. Hier dagegen drang die Aufklärung nur vereinzelt ein, geographische und kulturelle Verhältnisse waren ihrer Ausbreitung nicht günstig. Von dem separatistischen Treiben, das sich hier entwickelte und vielfach einen intensiv schwärmerischen, pathologischen Charakter annahm, gibt Stillings Roman „Theobald" ein anschauliches Bild. Doch wurde gerade davon der Knabe Heinrich Stilling kaum berührt (VI, 5). Im Hause verkehrten zwar allerhand Separatisten aus der inspirierten Umgegend, deren Mittelpunkt Berleburg war, doch war die asketische Erziehung durch den Vater mehr puritanisch als schwärmerisch[1]; der Übertreibung ebenso wie der von der zarten Mutter überkommenen Gefühlsweichheit wirkte der starke Einfluß des Großvaters entgegen, der Vertreter einer nüchternen, unschwärmerischen Frömmigkeit war und an den Neigungen des verwitweten Sohnes keine Freude

[1]) Im „Volkslehrer" 1783, S. 491, erzählt Stilling: „Ich mußte immer bei ihm (dem Vater) schlafen, da nahm er sich aber so sehr in acht, daß ich die zehn Jahr, die ich bei ihm in seinem Bett geschlafen habe, nichts mehr von ihm gesehen habe, als die Hände, das Gesicht und den unteren Teil der Füße; nicht einmal ein Hemde zog er in meiner Gegenwart an, damit ich ja seinen Leib nicht bloß sehen konnte, und ebenso mußte ichs auch machen, niemals war er dabei, wenn ich ein Hemd anzog, und er lehrte mich sogar, daß ich mich auch nicht, wenn ich allein wäre, ohne Not entblößen müßte, denn der allgegenwärtige Gott sei um mich her, und sehe mich immer, wenn mich auch kein Mensch sähe, dadurch wurde ich so schamhaft, daß mirs allemal grauste, wenn ich an andern etwas bloß sahe, das bedeckt werden mußte; ja ich war schon ziemlich groß, daß ich noch ohne Widerwillen nicht sehen konnte, wenn eine Frau ihr Kind säugte, oder wenn eine Weibsperson ihre Hemdärmel weit über die Ellbogen entblößte."

hatte. Auch die Jugendlektüre war durchaus gemischt, nicht einseitig pietistisch, und der grobe Pastor des Kirchspiels besaß Autorität in der Gemeinde und man ging ihm in die Kirche. Auch das folgende unregelmäßige Schullehrerleben war kaum geeignet, ihm eine bestimmte religiöse Richtung zu geben. Erst auf seiner Wanderschaft kam er selbst in das richtige Konventikeltum hinein, und seine anerzogene Frömmigkeit wandelte sich in den typischen Pietismus. Und er blieb Pietist die folgenden sieben Jahre im Hause des reichen Gönners Flender, bei dem er nebenher seine innere und äußere Bildung erweiterte, ja sich eine gewisse Weltläufigkeit aneignete, ohne damit vom Pietismus abrücken zu wollen. Dann kam er nach Straßburg und damit doch in eine völlig neue Welt. Plötzlich war er mitten hinein versetzt in Lebenselemente und Gedankenkreise, für die sein ganzes Wesen keinen rechten Platz hatte. Er war Autodidakt inmitten von bedeutenden Menschen mit abgerundeter Bildung; zu einer starken Umformung war er zu alt, und seine besondere Art von intellektueller Begabung und Bildungsfähigkeit bestand nicht in einem scharfen Verstand. Er verließ Straßburg im Frühjahr 1772 mit einem großen Zuwachs seines Wissens und seiner Bildung, aber nicht im Kern verändert. In Elberfeld ließ er sich nieder als Arzt und wurde zugleich, halb vom Zufall veranlaßt, Schriftsteller.

Hier hat nun unsere Betrachtung einzusetzen, wobei wir den Zusammenhang mit seinem Leben nicht ganz verlieren wollen; seinem Leben, das den an der niederdeutschen Sprachgrenze Geborenen vom Bergischen Land nach Pfalzbayern, Hessen, Baden; aus reformierten Gegenden durch katholisches Gebiet an den protestantischen Hof; aus der Mitte des 18. bis tief ins zweite Dezennium des 19. Jahrhunderts führte. Wir beginnen mit einer Untersuchung der Autobiographie.

I.

Jung Stillings Autobiographie.

Ihre Entstehung und ihr litterarischer Charakter.

Entstehungsgeschichte.
Folge und allgemeine Charakteristik der Teile.

Lebensbeschreibungen frommer Männer und Frauen, auch die allerlangweiligsten, sind neben der Bibel die liebsten Erbauungsbücher der Pietisten. Sie finden darin ihre Ansichten vom unerläßlichen Gang der dem Himmel zustrebenden Seele in Einzelerfahrungen immer wieder neu ausgestaltet — das erhebt ihr Gemüt und ihren Glauben. Jung Stilling liebte und pflegte diese Lektüre von früher Jugend an. „Mein Vater schleppte mir von allen Seiten her Lebensbeschreibungen vortrefflicher Menschen und wahrer Christen zusammen.“ (Vorrede zum Lehrbuch der Staatspolizeywissenschaft.) Und nicht nur in der Jugend, sondern auch später las er mit Vorliebe in der „Historie der Wiedergebohrnen“ von Joh. Heinrich Reitz, der unter diesem Titel eine große Anzahl von Bio- und Autobiographieen pietistischen Charakters gesammelt und 1717 herausgegeben hatte: „Exempel gottseliger, so bekandt- und benant- als unbekandt- und unbenanter Christen, männlichen und weiblichen Geschlechts, in allerley Ständen, wie dieselben erst von Gott gezogen und bekehret, und nach vielen Kämpffen und Ängsten durch Gottes Wort zum Glauben und Ruh ihres Gewissens gebracht seynd.“ Und so spricht Stilling in seinem „Heimweh“roman den Gedanken aus, es solle jeder Geistliche den Lebenslauf jedes merkwürdigen Menschen seiner Gemeinde nach und nach aufschreiben, diese Schrift im Archiv seiner Kirche niederlegen und sie nach dem Tode der Person herausgeben. (V, 51.)

Die sittlich-religiöse Selbstbeobachtung des religiös gerichteten Menschen war der Grund zur Entstehung solcher

Schriften. Notizen über geistliche Prüfungen und Tröstungen, Erleuchtungen, Verlauf des „Bußkampfes", insbesondere aber über die durch alles Erleben durchschimmernde göttliche Leitung und Vorsehung bildeten den Ausgangspunkt. Die dürftigsten Anfänge der Art sehen wir etwa im ersten Teil von Reitzens Sammlung. Einfache unstudierte Personen, meist englische Frauen [1]), beschreiben hier ihre „Historie". Der „Prozeß Gottes mit den Seelen seiner Kinder" spielt sich überall gleich ab: Beginn mit schreckenvoller Sündenerkenntnis, dann der von Gott gewiesene Weg zur Rettung, der durch mehr oder weniger „höllische Anfechtungen und teuffelische Eingebungen" hindurchführt; daran schließt sich die Mitteilung der dem Einzelnen besonders trostreich gewordenen Bibelsprüche oder Liederverse, zuletzt die Formulierung der wichtigsten religiösen Erfahrungen als „Beweissthume" oder „Früchte" des erworbenen Glaubens. Das ist der regelmäßige Inhalt der vielfach nur zwei bis drei Seiten langen Historien. Ähnliche registerartige Beschreibungen zirkulierten auch in Deutschland überall, wo sich pietistisches Leben entwickelte, meist handschriftlich. Und auch hier stellte sich mit Notwendigkeit ein weitgehender Schematismus ein. Was diese einfachen Leute hier zu ihrer Erbauung und Belehrung lasen, das ahmten sie unbewußt nach, indem sie, aufgefordert oder aus eigenem Antrieb, versuchten, ihr eigenes Erleben, das selbst schon unter dem Einfluß des Gelesenen stand, mit ungelenker Feder für Angehörige und Freunde niederzuschreiben. Daher die Armut und Unselbständigkeit der meisten dieser Produkte und die immer wiederkehrenden Ausdrücke. Hier auch schon ein Keim zur versteckten Unaufrichtigkeit in der gewohnheitsmäßigen Nachahmung. Diesem Schematismus im Großen und im Kleinen, der schließlich mit dem zugrunde liegenden

[1]) Reitz in der Zuschrift: „Und wann ich meines Hertzens Meynung sagen soll, so halte ich auch darfür, daß mehr Weibs- als Mannspersonen wiedergebohren und selig werden"; was er zugleich mit den Aussprüchen berühmter Theologen belegt.

pietistischen System auf das engste zusammenhing, konnten sich aber auch gebildetere Geister nicht oder wenig entziehen, so sehr sie die plumpe Form höher zu kultivieren suchten, erst zu annalenmäßiger Ordnung, dann zu fortlaufender Darstellung, die durch weitere Einbeziehung der äußeren Lebensverhältnisse und Geschehnisse an Inhalt und Farbe gewann. Die Litteratur ist reich an verschiedenartigen Produkten der Art; wenige, die sich durch seelische Vertiefung auszeichnen, sind auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie nicht ohne Einfluß geblieben.

Auch die Lebensbeschreibung Jung Stillings wird der Geschichtschreiber der Autobiographie[1]) kaum anders als in eine Gruppe pietistischer Autobiographieen einreihen können; ihre Besonderheit wird aber darin bestehen, daß sie nicht als einheitliches Werk dieses Geistes dahin gehört: die außerordentliche Uneinheitlichkeit ihrer Entstehung, ihrer Form und ihres Inhalts unterscheidet sie von den meisten sonst ähnlichen Werken.

Es ist nötig, diese drei Punkte gleich voranstellend ins Auge zu fassen. Was hierbei zu sagen ist, sind Dinge, die dem Leser ohne eindringende Untersuchung in die Augen fallen und die dann durch die nähere Entstehungsgeschichte verständlich werden. Aus dieser Betrachtung werden sich zugleich die Gesichtspunkte ergeben, nach denen uns der Stoff des weiteren interessieren wird.

Eine künstlerische, d. h. formal und inhaltlich einheitliche Autobiographie kann nur dann entstehen, wenn ein außerordentlicher Mensch eine sein Leben hindurch geübte Selbstbeobachtung auf der Höhe oder gegen Ende dieses Lebens mit ordnendem Geiste zusammenfaßt und in eine ihm gemäße Darstellung bringt, von innerem Bedürfnis nach Klarheit und Reproduktion dazu getrieben (Misch).

[1]) Von Georg Mischs „Geschichte der Autobiographie" besitzen wir bis jetzt leider nur den I. Band, der das Altertum umfaßt. (Leipzig und Berlin 1907.)

Innerhalb dieser Bedingungen können noch die verschiedenartigsten Gebilde entstehen. Bei Stilling trifft keine solche Voraussetzung ganz zu. Längst vor der Mitte seines Lebens besaß er die Gewohnheit, seine Geschichte „mit allen Umständen" bereitwilligen Hörern vorzutragen. Aber nicht aus eigenem Bedürfnis entschloß er sich, das, was er so „auf das anmuthigste" zu erzählen verstand, niederzuschreiben, sondern er wurde dazu von außen her veranlaßt und sogar von unpietistischer Seite. Goethe war es, der ihn dazu „trieb"; denn der Lebensgang dieses mit Wärme und Naivetät erzählenden Gemütsmenschen war in jedem Falle originell, auch wenn man, wie sicher Goethe, nicht in den Gebetserhörungen das Wichtigste sah. Aus diesem Antrieb ging schließlich 1777, wiederum durch Goethes Eingreifen, „Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte" (Berlin und Leipzig, bei George Jacob Decker) hervor. Es wurde der erste Teil einer Reihe.

Das berühmt gewordene Büchlein, so wie es vorliegt, enthält nur die Schilderung von Heimat, Familie, Geburt, die erste Entwicklung bis zum Tod des Großvaters. Also eine Milieuschilderung. Aber nicht so, wie ein heutiger Biograph seinem Helden sie voranzuschicken gewohnt ist, als Mittel zum Zweck, sondern die liebevolle Darstellung dieser Menschen, dieser Landschaft mit ihren sentimentalen Erinnerungen erscheint durchaus als Selbstzweck, kaum als berechnete Grundlage zu einer folgenden Biographie. Wer Stillings Jugend frisch gedruckt in die Hand bekam, sah darin nicht die beginnende Selbstschilderung eines Pietisten, sondern eine originelle empfindsame Geschichte von fromm-naiver Färbung, die noch weiter gehen konnte, die aber auch ohne Fortsetzung durch ihre Rundung vollkommen befriedigte [1]). Daran ist nicht nur die Erzählung in dritter Person schuld, sondern auch die Reflexionslosigkeit, die reine Freude an Dingen und Menschen, so

[1]) Vgl. Matthisson, Erinnerungen I, 224: „Beinahe das ganze Publikum hielt anfänglich diese Selbstbiographie für eine pure Dichtung."

wie sie auf einem beschränkten Stück Welt eigenartig, bodenstämmig gewachsen waren, mit rein menschlichen Zügen, wie sie Werther am Bauernvolk liebte. Dazu kam, daß die Vorgänge, die vor der Geburt des Helden liegen, halbdramatisch-novellistisch gegeben sind, nicht biographisch-referierend. Andererseits war doch zu spüren, daß die „wahrhafte Geschichte“ wirklich viel des ‚Wahren‘ enthielt. Mit einem Wort: man sah in dem Büchlein ein ganz entzückendes Kuriosum, über das sich Jung und Alt, Arm und Reich freute.

Über die Person des anonymen Verfassers wurden allerhand Vermutungen laut. Im Weimarer Kreise hielt z. B. Henriette von Knebel Goethe selbst für den Verfasser. (Briefwechsel Knebels mit seiner Schwester Henriette. S. 14.) Der Rezensent der Berliner „Litteratur- und Theater-Zeitung“, höchsten Lobes voll, erklärte: „Der Verf. ist Herr Kaufmann, ein Schweizer Gelehrter.“ (1778, S. 29.) Das Mißverständnis, das Christoph Kauffmann diese unverdiente Ehre eingetragen hatte, stellte sich bald heraus: er hatte, gerade von Weimar nach Berlin reisend, in Goethes Auftrag zugleich das Druckmanuskript dem Verleger überbracht (ebd. S. 409). Doch glaubte an seine Autorschaft auch Hamann, der das Büchlein mit Vergnügen gelesen hatte. (Roth, V, 264/5. 281.)

Schließlich nannte ein Crefelder Kaufmann, (Engelbert) v. Br.(uck), in einer gehässigen Zuschrift an die Berliner Zeitung den Namen des wahren Verfassers, indem er persönlich gewährtes Vertrauen zugleich unter groben Entstellungen mißbrauchte. (Ebd. S. 222.) Er focht darin jene freundliche Recension heftig an — womit er in Nicolais Horn blies (vgl. Allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 36, S. 616) —, wurde aber von deren Urheber entschieden zurückgewiesen: „Weit entfernt mein Lob zurückzunehmen, fürchte ich vielmehr, ihn nicht genug gelobt zu haben. Es sey Hr. Kaufmann oder Hr. Jung der Verfasser — das Werk ehrt seinen Meister, und dafür ist es von männiglich erkannt worden.“ (S. 223.) Daß Goethe

der Herausgeber war, wurde jetzt durch Brucks Angriff in weiteren Kreisen bekannt. Alsbald entstand der Verdacht, der Anteil Goethes könnte sich doch weiter erstrecken. Er wurde später für die Litterarhistoriker bestärkt durch einen Brief Jacobis, auf den noch zurückzukommen ist. Bis in die jüngste Zeit wurde diese Frage von Freunden, Kennern und Gegnern Stillings eifrig erörtert ohne sicheren Anhaltspunkt. Indes existiert schon aus dem Jahre 1779 eine genaue Erklärung Stillings über diesen Punkt, die zwar alle Zweifel löst, aber bisher in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“ (1779, I, 291 ff.) und im Nachdruck der Berliner „Litteratur- und Theater-Zeitung“ (1779, II, 372 ff.) völlig verschollen geblieben ist [1]). Sie wurde hervorgerufen durch den Brief eines Lesers an die Rheinischen Beiträge über die drei ersten Teile von Stillings Lebensgeschichte. „Der erste Theil“ (also die Jugend), heißt es in dem Brief, den die Rheinischen Beiträge im Auszug bringen (1779, I, 217), „der erste Theil ist unstreitig, als Lektüre betrachtet, der angenehmere, ungeachtet man ihm ansieht, daß der wahren Geschichte durch eine fremde Hand nachgeholfen worden ist. Es ist die Schilderung einer Landschaft nach der Natur, in welche aber ein anderer Meister Figuren, Ruinen, Wasserfälle und dergleichen hineingemalt hat, die sich zwar in der Gegend nicht wirklich befinden, solcher aber nicht übel anstehen würden und sie beleben helfen.“ Stilling erwidert dem im übrigen freundschaftlich gesinnten Briefschreiber, nachdem er erst „mit glühender Seele“ jenen Crefelder Gegner abgefertigt hat, ausführlich: „. . . . . . Erlauben Sie, theurer Mann, so ist die Sache nicht,

[1]) Einzig Loeper hat die Stelle gekannt. Seltsamerweise zitiert er sie aber nicht an Ort und Stelle (Goethes Werke, Hempel XXII, 426). Dagegen weist er in anderem Zusammenhang (ebd. S. 285) auf den Artikel der Berliner Litteratur- und Theater-Zeitung hin mit der Bemerkung, dort habe Jung über die litterarische Gesellschaft in Straßburg Auskunft gegeben. Dies machte mich aufmerksam. Merkwürdig, daß Loepers vielbenutzter Kommentar nicht längst darauf geführt hat.

ich will ihnen vor Gott die reine Wahrheit erzählen: Als ich zu Strasburg studierte, hatte sich daselbst eine Anzahl edler Jünglinge zu einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften zusammen gebildet, ich gerieth in dies angenehme Band, und arbeitete fleißig mit ihnen. Der grose Dr. G. studierte auch daselbst, und ob er sich gleich nicht mit einlies: so erschien er doch zuweilen bei uns, und munterte mich sehr auf, den lieben Jünglingen zu helfen. Nachdem ich nun von da weg war, und mich in Elberfeld niedergelassen hatte: so fühlte ich Drang in meinem Herzen, den jungen Herren ferner zu dienen; meine Geschäfte liesen aber keine mühsame Arbeiten zu. Da ich nun wuste, wie sehr meine Freunde in Strasburg den leichten wizelnden französischen Geschmack liebten, auch wie sehr ihr Glaubensgrund in der Religion schwankte, so glaubte ich: wenn ich ihnen meine Lebensgeschichte in einem romantischen blumichten Kleide vorlegte: so würden die deutlichen Fustapfen der göttlichen Fürsicht ihnen auf eine angenehme Art gezeigt; sie würden mit Freuden, und auch mit Nutzen lesen. Ich machte also den Titel: Heinrich Stillings Lebensgeschichte in Vorlesungen, und schickte dann und wann ein Stück hinauf [1]. So entstand Stillings Jugend. Nun zerschlug sich die Strasburger Gesellschaft, und ich dachte an Stillings Lebensgeschichte gar nicht mehr. Ein paar Jahre nachher besuchte mich der berühmte G. in Elberfeld. Bei der Gelegenheit fragte er mich: ob ich denn gar nichts schönes seit der Zeit gemacht hätte, und da wies ich ihm Stillings Lebensgeschichte. Er fragte mich, ob er sie mitnehmen dörfte? ich sagte ja [2]. Nun dachte wahrlich mein Herz nicht daran, daß dises Stück gedruckt würde, und doch geschah es, denn G*** schrieb mir, wo ich nicht irre, im Jahre 1776 im Frühlinge [3], daß er mein Manu-

[1] Vgl. Lebensgeschichte I, 310; R. 287.
[2] Vgl. I, 326; R. 303.
[3] Vgl. I, 345; R. 322.

script ein wenig gemustert und zum Drucke verkauft habe. Ich erschrak von Herzen darüber, denn ungeachtet ich alle Personen mit fremden Namen benennet hatte: so befürchtete ich doch verdriesliche Folgen; doch es war nun nicht mehr zu ändern. Ich bekam also bald hernach das Büchlein unter dem Namen: Stillings Jugend, zu Gesichte, und fand, daß G. viel Planes und Seichtes ausgemerzet habe, sogar sind grose und religiöse Stücke weggelassen, oder verändert worden; aber Verzierungen hat er weder hinzu, noch davon gethan, die da sind, sind alle von mir.“

Mit diesem aufschlußreichen Bericht stimmen die drei kurzen Mitteilungen im vierten Teil der Lebensgeschichte völlig überein: nur wird hier das uns wichtigste, die für den Straßburger Kreis genau berechnete Tendenz und Goethes Eingriff, verschwiegen. Übereinstimmend geht aus beiden Quellen auch die Zeit der Abfassung hervor und wird dadurch sichergestellt: sie fällt in den Sommer 1772, etwa vom Mai ab, unmittelbar nach Stillings Ansiedelung in Elberfeld. Denn die Brüder Jacobi kamen im Herbst 1772 für längere Zeit nach Elberfeld; schon bei Stillings erstem Besuch in ihrem Hause erfahren sie von ihm, daß er eine zurückbehaltene Abschrift seiner „Lebensgeschichte in Vorlesungen“ besitzt, und beim nächsten Besuch wird dieselbe ihnen vorgelesen. (I, 310; R. 287.)

Nun muß man sich aber noch mit zwei bedeutend späteren brieflichen Angaben auseinandersetzen, die dem zu widersprechen scheinen. 1810 behauptet Stilling (Briefe an Fouqué, S. 172), er habe die „Jugend“ in seinem 34. Lebensjahr geschrieben. Das wäre nicht 1772, sondern 1773/4. Bald darauf erzählt er demselben Korrespondenzfreunde ein Erlebnis jener Zeit: „Ehe ich Stillings Jugend schrieb, war ich in Düsseldorf bei den beiden Brüdern Jacobi auf eine Nacht zum Besuch. Während des Abendessens wurde viel von alten teutschen Volksliedern gesprochen und man wünschte mit Sehnsucht solche zu

bekommen. Ich schlief still und ehe ich einschlief, machte ich obengedachte Romanze." (Es leuchten drei Sterne ...) „Des Morgens beim Frühstück sagte ich: mir wäre noch ein solches altes Volkslied eingedenk, ich hätte es aufgeschrieben und damit überreichte ich es ihnen ..." (Der scherzhafte Betrug gelingt.) „... hernach nahm ich das Lied anstatt eines ähnlichen, das meine Tanten sangen, in Stillings Jugend auf." (Ebd. S. 174/5.)

„Ehe ich Stillings Jugend schrieb"! Eine Verwechslung von Düsseldorf mit Elberfeld ist ausgeschlossen, da er nur in Düsseldorf zum Übernachten im gastlichen Haus Jacobi genötigt sein konnte. Dann aber ist das Erlebnis mit Sicherheit später anzusetzen als seine Vorlesung des Manuskriptes in Elberfeld, die sich gleich an die erste Bekanntschaft knüpfte. Tatsächlich ist er auch etwa im Oktober 1773 in Düsseldorf bei der Familie Jacobi (II, 317; R. 294) nachzuweisen. Wie reimt sich das zusammen? Eine erste Abfassung vom Sommer 1772 steht uns fest. Liegt nun nicht eine totale Gedächtnisverwirrung vor, so bietet sich folgende Vermutung an. Da Stilling offenbar erst durch dieses Düsseldorfer Erlebnis, das doch als solches nicht anzuzweifeln ist, auf das Romanzendichten verfiel, so bleibt nur übrig anzunehmen, daß die beiden Romanzen der Jugend noch nicht in den nach Straßburg geschickten Stücken standen, sondern erst nach diesem Vorfall, vielleicht durch Jacobi veranlaßt, in die zurückbehaltene Abschrift eingefügt wurden. Verhält es sich derart, so wird auch die Gedächtnistäuschung verständlicher: vielleicht verwechselte Stilling 1810 die erste Abfassung von 1772 mit einer somit etwa 1773/4 erfolgten neuen Vornahme des Manuskripts zur Einfügung der Romanzen (.. „hernach nahm ich das Lied .... in Stillings Jugend auf").

Das muß Vermutung bleiben. Immerhin würde damit auch die vorerwähnte Stelle aus F. H. Jacobis Brief an Dohm (Auserlesener Briefwechsel II, 487) eine bessere Erklärung finden. Er verspricht darin, wozu es leider

nicht kam, ein andermal zu berichten, „wie der erste Band von Stillings Leben entstanden ist. Er ist nicht rein so, wie wir ihn jetzt haben, aus Jungs Feder geflossen.“ Bezog sich das nur auf Goethes Eingreifen in den Text, so weiß man nicht, weshalb diese einfache Tatsache — denn viel mehr konnte ja Jacobi auch nicht mitzuteilen haben — erst auf einen künftigen Brief aufgespart werden sollte. Wohl aber erforderte die Romanzengeschichte und eine etwaige weitere Anteilnahme Jacobis eine etwas längere Auseinandersetzung, zu der im Augenblick vielleicht die Zeit fehlte.

Unsere Vermutung läßt sich noch weiter stützen. Gleich nach jener Vorlesung in Elberfeld hatten die Jacobis und wohl besonders Friedrich Heinrich, davon entzückt, ein lebhaftes Interesse für den schriftstellernden Arzt gewonnen (I, 310; R. 287): „sie ermunterten ihn also zum Schreiben und bewogen ihn, einen Aufsatz in den „Teutschen Merkur“, der damals anfing, zu liefern, er tat das und schrieb „Ase Neitha, eine orientalische Erzählung . .“[1]). Nun ist die orientalische Erzählung eher noch frömmer und sentimentaler als die Jugend. Sollte also F. H. Jacobi, der am Merkur interessiert war, nicht vielmehr gleich um den fertigen Abschnitt der Lebensgeschichte gebeten, nicht vielmehr zunächst zu einer Fortsetzung oder Weiterausarbeitung dieser „ermuntert“ haben? Man kann kaum anders denken. Stilling hätte eben dann die Veröffentlichung derselben verweigert und zum Ersatz die Ase-Neitha geliefert, wie er ja dann auch später durch Goethes eigenmächtigen Druck erst mehr erschreckt als erfreut wurde (nach seinem eigenen Zeugnis).

---

[1]) Friedrich Heinrich führte damit Stilling zuerst (abgesehen von seiner Dissertation) vors Publikum, wenn auch anonym. Er schickte die Worte voraus: „Der Verfasser beykommender Erzählung ist ein aufkeimendes Genie, welches mir jüngst an einem Orte aufgestoßen ist, wo ich auf ganz andere Dinge ausging, und leichtlich alles, was Geist ist und heißen mag, hätte übersehen können.“ (Elberfeld.) Merkur 1773, S. 222.

Aber noch ist die Frage nach der ursprünglichen Gestalt der „Jugend“ nicht ganz erledigt. Wie weit ging denn das von Goethe 1774 mitgenommene Manuskript? Hatte es den gleichen Schluß wie der Druck?

Da Stilling nur so lange an der Geschichte schrieb, bis sich die Straßburger Gesellschaft „zerschlug“, und sie dann liegen ließ, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß der heutige Abschluß der „Jugend“, die man kaum eine „Lebensgeschichte in Vorlesungen“ heißen könnte, mit dem Abschluß des so betitelten Manuskriptes nicht identisch ist, sondern daß dieses ein Stück weiterreichte. Es müßte denn sein, daß sich jene Gesellschaft just bei dem durch des Großvaters Tod gegebenen schönen Einschnitt „zerschlagen“ hätte. Lehnen wir diesen Zufall ab, so müßte der Schluß von „Heinrich Stillings Jugend“ durch Goethes Messer entstanden sein, der ja auch diesen passenden Titel gegeben hatte: aus Goethes Brief ersieht Stilling, „daß Freund Goethe, ohne sein Wissen, den Anfang seiner Geschichte unter dem Titel: „Stillings Jugend“ hatte drucken lassen“ (I, 345; R. 322). Den Anfang des Manuskripts?

Auch ohne Entscheidung über die letzte Frage sind wir jetzt hinreichend orientiert über die Entstehungsgeschichte der ersten Teile der Autobiographie.

Gleich das folgende Jahr 1778 brachte zwei weitere Teile auf einmal: „Heinrich Stillings Jünglingsjahre“ und „Wanderschaft“ im gleichen Verlag. Die rasche Folge spricht dafür, daß jenes Manuskript bereits über die gedruckte „Jugend“ hinausging. Schon im Juli 1878 schickte M(edicu)s, der in der Lebensgeschichte Eisenhart heißt, eine Voranzeige der beiden Bändchen in die Rheinischen Beiträge (1778 II, 95) mit der Bemerkung: ... „Jedoch wird die Art der Behandlung der Geschichte in diesen zween letzten Bänden von jener des ersten Bandes etwas verschieden seyn, da hier der Verf. ganz aus dem innersten seines Herzens, und nach seiner eigenen Manier redet, die

Handschrift des ersten Teiles hingegen von einem sonst sehr berühmten Gelehrten abgeändert und oft nicht zur Befriedigung des Verf. umgeschmolzen worden." Stilling wollte also in den neuen Bänden doch die Manier verfolgen, die Goethe im ersten Teil so weise beschnitten hatte. Er ließ sich nicht leiten von dem Erfolg des Büchleins in der weiten Leserwelt, sondern von dem Mißerfolg, den es unter seinen Elberfelder Frommen hatte. Dem Briefschreiber der Rheinischen Beiträge erklärt er (ebenda 1779 I, 296/7): „Ich lebte und wohnte in Elberfeld, wo es eine Menge rechtschaffene Leute gibt, die zwar wahre Christen sind, und Gott von Herzen fürchten, denen es aber zugleich an hinlänglicher Weltkenntnis fehlet, und deswegen gar nichts leiden können, was nicht im Tone der Bibel oder sonsten gottseliger Männer geschrieben ist. Diese guten Leute machten mir wegen Stillings Jugend unsägliche Leiden (vgl. I, 310. 346; R. 287/8. 323), ich wurde als ein Freigeist verabscheut, und dieses tat mir in meinem Berufe vielen Schaden. Um dieses Übel und Ärgernis einiger Maßen wieder gut zu machen: so suchte ich im zweiten und dritten Bande zwischen dem romantischen und theologischen Tone das Mittel zu halten. Dieses fiel mir aber schwer, denn wo ich allenfalls Blumen hingestreuet hätte, da mußte ich nun Kleinigkeiten ausfüllen. Zu Elberfeld erreichte ich meinen Zweck vollkommen ..." So 1779. Zehn Jahre später mußte er aber die „unbegreifliche" Tatsache feststellen, daß ihm auch „dieses Werk bei den Schönenthalern den Verdacht der Freigeisterei zuzog ... man nannte ihn einen Romanhelden und Phantasten ... erklärte ihn für einen Mann, der keine Religion habe"! (I, 348; R. 325.)

Der Verdacht der „Schönenthaler" war zum mindesten für die Jünglingsjahre nicht ganz grundlos. Sie reichen von der Zeit nach Großvaters Tod bis Ostern 1762 und enthalten in der Hauptsache die Leiden und Freuden des jungen Schullehrers und Informators, der von einem Ort

zum andern und dazwischen hinein auch auf die Schneiderbank geschoben wird. Das setzt sich in den „Wander“-jahren fort, in denen er die engere Heimat verläßt; sie bringen das wechselreiche Leben in der Fremde einschließlich der Straßburger Zeit bis Mai 1772. Stillings eigene Person war jetzt in den Mittelpunkt getreten. Demungeachtet tragen die Jünglingsjahre noch im wesentlichen das Gepräge der „Jugend“: gegenständliche Freude an den verschiedensten Personen, die sein Leben berühren, eine gewisse Kunst der Darstellung und „romantische“ Stimmung. Daneben wird die Vorsehung als Faktor seines Lebens durch mannigfache Äußerungen des Vertrauens auf sie vorbereitet. Ihr evidentes Eingreifen durch innere und äußere Stöße beginnt eben noch am Schluß der Jünglingsjahre; üppig wuchert das dann in der „Wanderschaft“. Dabei bleiben aber die Erlebnisse reich, mannigfaltig und mit oder ohne Vorsehung so merkwürdig, daß unsere allgemeine Teilnahme warm bleibt, wozu besonders der Eintritt auf den historischen Boden des Straßburger Kreises beiträgt. Von der stofflichen Geschlossenheit des ersten Teils ist freilich jetzt nichts mehr zu merken; die größere Breite und Bewegtheit des Stoffes hätte das aber auch erschwert.

Trotz der zunehmenden Verschiedenheit des Gesichtspunktes wie der formalen Darstellung fallen jedem Leser die drei ersten Teile, die 1777 und 1778 erschienen, als zusammengehörig ins Auge. Wir empfinden ähnlich wie die Elberfelder, nur umgekehrt. Die Zeit, die darin umspannt ist, entspricht auch einer größeren Epoche seines Lebens, die soweit abgeschlossen hinter ihm lag, daß er sich ihr gewissermaßen historisch gegenüberstellen konnte. Denn Straßburg war der große Einschnitt seines Lebens; was dahinter lag, das hatte in seiner ganzen Stimmung eine einheitliche Farbe.

Indem er diese Zeit darzustellen unternahm — zunächst gleichviel aus welchem Anlaß, in welcher Absicht —

mußte ihn durch eine Art Kontrastwirkung, denn er war in Elberfeld nicht glücklich, die höchste Rührung überkommen; er sah dort ein ferngerücktes Heiligtum, wie es ähnlich keiner seiner Freunde besaß; überhaupt fühlte er sich mit all seiner Empfindsamkeit als ein unvergleichliches Individuum und die Wahrheit dieses Gefühls verlieh ihm bis zu einem gewissen Grad poetische Qualitäten und die Fähigkeit, sich selbst zu objektivieren, seine eigene Person als etwas überaus Seltsames, Wunderbares wie von außen anzuschauen; dabei blieb er aber befangen stehen zwischen naiver Verwunderung und geheimer Eitelkeit. Gerade darin liegt nun ein Reiz für den Leser dieser ersten Teile, der deshalb gar nicht daran denkt, Ansprüche zu machen, wie sie eine Autobiographie als analytisch-historisches Kunstwerk idealerweise gestattet.

Gehen wir jetzt weiter zu den beiden letzten Teilen der ganzen Lebensgeschichte, so ändert sich die Sachlage beträchtlich. Die Naivetät verschwindet und der pietistische Gesichtspunkt, den er, schon in der „Wanderschaft" vorbereitet, wachsend in seine Darstellung hineinträgt, soll oder will eine gründliche Analyse ersetzen, ohne dies doch zu können. Die Befangenheit, die jetzt herrschend geworden ist, verliert alles Anziehende, sein Vorsehungsgedanke ist selbst der vollendetste Ausdruck derselben und zerstört jede höhere Aufgabe der Autobiographie. Er will jetzt nur noch die reine „faktische" Wahrheit geben und auf alle Auszierung verzichten: er verkennt ganz, daß er mit der dichterischen Umkleidung der ersten Teile eine höhere Wahrheit gegeben hat, als sie mit allen Faktis zu erreichen ist. Indem er dahin gelangt, daß er in seinem Leben gar keinen selbständigen Wert, sondern nur noch das ungewisse Treiben der Vorsehung sieht, verliert er eigentlich das Interesse an sich selbst um seinetwillen und schreibt nur noch für das Publikum um der Vorsehung willen. Aus seiner Lebensgeschichte wird eine aufdringliche Tendenzschrift; sie fließt zurück auf eine mittlere Stufe jener pietistischen Werke, deren Typus zum Eingang skizziert

worden ist. Man kann aber auch sagen, daß er sich damit selbst wiedergefunden hat, und er sah es so an.

Freilich verflossen auch elf Jahre, ehe er sich an eine Fortsetzung machen konnte, und der Anlaß zu der speziellen Tendenz der „Jugend", die offenkundig eben auch auf die beiden nächsten Teile gewirkt hat, bestand nicht mehr. Der vierte Teil erschien 1789 unter dem Titel: „Heinrich Stillings häusliches Leben." Er bietet so wenig eine verwickelte Entstehungsgeschichte, wie der 1804 folgende fünfte: „Heinrich Stillings Lehrjahre."

Die sinnvolle Abgrenzung der früheren Teile fehlt beim „Häuslichen Leben". Es reicht vom Jahre des Einzugs in Elberfeld 1772 bis 1788: d. h. genau bis zur Gegenwart des Schreibenden, wo dann wohl oder übel die Feder abgesetzt werden mußte. Und doch war mit der Berufung nach Marburg eine Epoche gegeben; diese neue Periode wird nun gerade noch recht ungeschickt angebrochen. So unhistorisch stand er nun seinem Leben gegenüber; wie unkünstlerisch zugleich, das lehrt auch der prinzipielle Verzicht auf jede Ausschmückung. Der Vorsehungsgedanke drängt sich hier überall störend und oft mit langen Betrachtungen ein. Am Schlusse dieses Buches kann Stilling sagen: „Doch ich schrieb ja nicht Stillings ganzes Leben und Wandeln, sondern die Geschichte der Vorsehung in seiner Führung" (I, 431; R. 406). Zur Lösung solcher Aufgabe blieb ihm nur eine undankbare Methode: eben doch sein Leben zu erzählen und allemal hinterdrein die Vorsehung hinein- oder herauszuinterpretieren; überdies mußte die unerläßliche Auswahl der wiederzugebenden Erlebnisse sich nach diesem Maßstabe richten. Eine Beschränkung sowohl der Kunst als der Objektivität.

In den „Lehrjahren" setzt Stilling die bereits angebrochene Marburger Periode fort und führt sie zum Ende, das zusammenfällt mit dem bedeutendsten Wendepunkt in seinem Leben: Niederlegung der akademischen Tätigkeit, Ruf des Kurfürsten von Baden.

Neben der Vorsehung und ihrem Objekt — nämlich Stilling und seine Familie — interessiert den Verfasser dieses Buches nichts mehr erheblich. Die Fülle des Lebens und der Welt ist unter seinem Vorsehungsegoismus zusammengeschrumpft, obgleich er uns gerade hier weit auf der Landkarte herumführt. Der Inhalt seiner Reisen ist zu Orts- und Personenregistern geworden, die uns recht kalt lassen. Glückliche Staroperationen, fortgesetzte Geldverlegenheiten und die immer prompte Aushilfe der Vorsehung, allzu einförmig aneinandergereiht, füllen den Raum mangelhaft. Die Autobiographie sinkt schließlich zu einer dürren Familien- und Reisechronik herab, die uns wenig von dem erspart, was wir gerne entbehrten, und vieles vorenthält, was uns interessierte. Stilling denkt aber ganz anders. Noch vor dem Abschluß erklärt er das Buch für „das merkwürdigste unter allen, die ich bis dahin geschrieben hatte“ (VII, 558).

Das vollendete konnte ihm wohl für den Abschluß überhaupt gelten, denn er war 64 Jahre alt. Rückblickend auf alle fünf Teile, empfand er ihre Ungleichheit in seinem Sinne mißlich und fühlte sich gedrängt, den Gedanken, den er allmälig in den Vordergrund geschoben hatte, zusammenfassend über die ganze Strecke seines Lebens auszubreiten. Er tat das unter Ablegung seines „Incognito“ in einem „Rückblick auf Stillings bisherige Lebensgeschichte“ als Anhang zu den „Lehrjahren“ mit ermüdender Umständlichkeit und peinlicher Demonstration. Es ist ein Schlüssel zu dem frommen Roman seines Lebens, psychologisch interessant und unentbehrlich für das volle Verständnis seiner Geistesart; künstlerisch, wenn der Gesichtspunkt überhaupt noch möglich ist, schier unerträglich und der Bankerott seiner Autobiographie.

Erst nach seinem Tode erschien noch das Fragmentchen eines 6. Teiles: „Heinrich Stillings Alter, von ihm selbst beschrieben.“ Es enthält in der Hauptsache die Erzählung seiner zweiten Reise zu den Herrnhutern, ist

aber im übrigen zu kurz, um uns weiter zu beschäftigen; es ist ganz in der Art der „Lehrjahre“ gehalten.

Wir haben nun noch kurz zu untersuchen, wobei nur die späteren Teile in Betracht kommen, wie denn Stilling bei der Abfassung vorging, und inwieweit seine sachlichen Angaben zuverlässig sind. Sammelte er Material? Besaß er fortlaufende Notizen oder Tagebücher? Entwarf er, ehe er ausführte?

Erhalten ist nichts der Art. Aber das Werk selbst zeigt uns so viel, daß man die gestellten Fragen ruhig verneinen kann. Stilling schrieb ohne Entwurf, ja ohne große Überlegung, ohne gesammeltes Material frei nach der Erinnerung, kurz, ganz und gar dilettantisch. Auffallende Flüchtigkeiten verschiedener Art[1]) machen uns glauben, daß er sich nicht einmal viel mit Überarbeiten des Konzeptes oder mit Korrekturen abgab. Bei seiner außerordentlichen Tätigkeit nahm er sich wohl kaum die Zeit dazu. Daher kommen auch sachliche Irrtümer vor in Dingen, wo leicht eine Orientierung möglich gewesen wäre[2]); wie viel mehr da, wo diese Möglichkeit fehlte.

Bei den annalenmäßigen Partieen der „Lehrjahre“, die Anfang 1804 begonnen und noch im Winter vollendet wurden (I, 618; R. 587), wäre zu erwägen, ob nicht wirkliche Annalen zugrunde lagen. Wahrscheinlich ist es nicht. Vielleicht hatte Stilling wenige Notizen zur Hand.

[1]) Stilistisch z. B. I, 424; R. 400: „Dieses bezeugte .....“ — So konnte es auch vorkommen, daß die Hochzeit der Tochter Hannchen I, 470/1; R. 442 zum zweitenmal erzählt wird, nachdem sie wenige Seiten vorher schon Mutter von sechs hoffnungsvollen Kindern ist.

[2]) So ist die Angabe, an welcher Stelle im Merkur die Ase-Neitha steht (I, 310; R. 287), falsch. Die Erzählung befindet sich im 3. Stück des dritten, und im 2. Stück des vierten Bandes. Falsch setzt er auch seinen „Morgenthau“ an, indem er (I, 348; R. 325) sagt, dieser Roman habe seine beabsichtigte Wirkung auf die Elberfelder Pietisten verfehlt, deren Bosheit gegen ihn vielmehr 1777 auf den Gipfel gestiegen sei; tatsächlich erschien das Buch erst 1779, als Stilling längst Professor in Lautern war.

Vergleicht man z. B. die Erzählung seiner ersten Schweizerreise mit dem selben Inhalt eines bald nach der Reise geschriebenen Briefes (Vömel, S. 174 ff.), so erwecken viele wörtlich gleiche, aber nur ganz kurze Stellen den Anschein einer über das Stoffliche hinausgehenden Verwandtschaft. Dem widersprechen aber gleich wieder einige abweichende prägnante Angaben, darunter z. B. über die wunderbare Geldbescherung, die I, 537; R. 509 „ganz genau auf eintausendsechshundertundfünfzig Gulden" beziffert wird, während es im Brief „gerade 1660 Gulden" sind usw. Hier ist also nicht klar zu sehen. — Sonst werden eigene und fremde Briefe gelegentlich erwähnt oder zitiert, aber dabei tragen meist auch die fremden leicht erkennbar Stillings Stil. Um ein ausbeutendes Benutzen systematisch gesammelter Korrespondenzen handelt es sich in keinem Fall.

Die erwähnten und noch zu erwähnenden Irrtümer sind gewiß nicht die einzig vorhandenen. Sie haften jeder, auch einer mit mehr Sorgfalt verfaßten Autobiographie an und sind nicht von großer Bedeutung. Und „in der Reproduktion der inneren Erfahrungen und der religiösen zumal ist die Selbstbiographie ein Feld der Selbsttäuschungen" sagt Misch a. a. O. I, 4/5 mit Recht. Das gilt auch von Stillings wunderbaren Führungen, deren Genauigkeit er doch sehr unterstreicht: es läuft viel Menschliches mit unter, das er nicht sieht und nicht darstellt. Andererseits ergab sich in vielen Fällen, wo ein Vergleich mit anderen zuverlässigen Quellen angestellt werden konnte, die Richtigkeit der Angaben, auch an Stellen, wo man zu Mißtrauen geneigt sein möchte (vgl. z. B. Froitzheim, Goethe und H. L. Wagner 1889, S. 39).

Stillings Gedächtnis war nicht hervorragend; Jacobi sagt, es sei „ihm oft sehr ungetreu" (Auserles. Briefw. II, 487) gewesen — seine Wahrheitsliebe steht über dem geringsten Zweifel.

Die Enstehungsgeschichte und der Überblick über die verschiedenen Teile von Stillings Autobiographie haben

uns von selbst die Gesichtspunkte gegeben, nach denen wir sie weiterhin untersuchen müssen. Indem wir mit einer litterarisch-ästhetischen Untersuchung einsetzen, wird uns vom dritten Teil, noch mehr vom vierten ab das Material unter den Händen ausgehen. Dafür treten, im gleichen Maße zunehmend, die religiösen, meist pietistischen Elemente ein, die wir als solche herauszustellen haben; wir fassen sie zum Schluß in einer Betrachtung von Stillings Vorsehungsglauben zusammen; einige biographische Ergänzungen folgen für sich in einem Anhang.

Künstlerische Komposition der „Jugend".

Die „Jugend" zeichnet sich vor allen Werken Stillings dadurch aus, daß sie eine klar gliedernde und aufbauende Komposition besitzt; ein für den Kenner der übrigen Schriften sehr auffallender Umstand. Es ist gegeben, ihn aus der Art der Entstehung zu erklären.

Das Büchlein zerfällt deutlich in vier Teile, die im Originaldruck auch äußerlich scharf gekennzeichnet sind. Da nun Stilling die Geschichte den Freunden stückweise mitteilte, so darf man wohl annehmen, daß sich die ersten vier Stücke — von Goethes Eingriff abgesehen — mit den heutigen vier Abschnitten deckten. Er mußte dabei bestrebt sein, die einzelnen Stücke auch stofflich möglichst abzurunden. Die Einschnitte legten sich durch den Gegenstand, zu dem er novellistisch ausholte, von selbst nahe.

Das erste Stück gibt die Exposition: Heimat mit Land und Leuten, Verlobung und Hochzeit der Eltern. Und zwar ist das alles sehr geschickt in einen Akt gebracht, dessen Schluß die festliche Hochzeit bildet. Nach einer kurzen landschaftlichen Orientierung beginnt die Geschichte der beiden am Samstag heimkehrenden Kohlenbrenner, worin sich gleich der Charakter des alten Ebert Stilling, der voraussichtliche seiner ganzen Familie, und die augenblickliche besondere Situation Wilhelms, an der sich die Handlung weiter spinnen wird, ebenso knapp als klar entwickeln. Wir kommen mit Eberhard nach Hause, lernen seine Häuslichkeit, seine Frau und den Sohn Wilhelm kennen, der nun schüchtern mit seinem Heiratsanliegen herausrückt. Nach kurzer, charakteristischer Verhandlung wird die Verlobung beschlossen. Der andere

Morgen bringt den patriarchalischen Sonntagskirchgang und anschließend Wilhelms Freiung, als weitere Hauptpersonen Braut und Schwiegervater. Die damit verbundene Episode der verhängnisvollen Schnepfenjagd gibt neben einem vortrefflichen Genrebildchen, der Wirtshausszene, günstige Gelegenheit, die männliche Gestalt des Oheims Johann Stilling einzuführen. Es folgt nach kurzen Vorbereitungen die Hochzeit, welche die Hauptpersonen um die geschmückte Tafel vereinigt und einen stimmungsvollen, sicheren Abschluß findet durch die Romanze, die Stillings Töchter unter dem Kirschbaum vor dem Hause singen, während die Vermählten ihren Ehestand beginnen. Der Text der Romanze konnte ursprünglich leicht fehlen und später angehängt werden.

Diese verhältnismäßige Fülle von Personen und Ereignissen, voll Anschauung und Kleinmalerei, auf 38 kleinen Oktavseiten; ein Samstagabend, ein Sonntag und der bald folgende Hochzeitsdonnerstag — das ist höchst bewundernswert.

Das zweite Stück enthält das kurze Eheglück der jungen Leute: Henrichs Geburt und Taufe, Dortchens Tod. Die durch das neue Ehepaar eingetretene Veränderung des Haushalts bietet Anlaß, uns noch näher mit der ganzen Familie bekannt zu machen und namentlich die interessante Figur des Ohms Johann weiter auszuführen. Noch einmal wird auch der alchymistische Pfarrer Moritz gezeigt, der gleich darauf ein tragisches Ende findet. Es folgt die Geburt des Helden. Der Taufschmaus nun ist wieder reichlich ausgenutzt: hier erst erscheint die robuste Gestalt des Seelsorgers Stollbein, und nachdem er beschämt wieder abgezogen ist, sehen wir ein richtiges Familienstück, zu dessen Zeichnung die Episode mit der Schwindlerin geschickt benutzt ist. Darauf wird über die ersten 1½ Jahre des Getauften rasch hinweggegangen. Dortchens beginnende Schwermut läßt ihr frühes Ende ahnen. Zuvor aber wird noch einmal ihr zartes Bild, ehe es aus der Geschichte scheidet, in empfindungs-

volle Beleuchtung gerückt durch die Erzählung der Sage vom Johann Hübner und die dazu gehörige Romanze, von welcher das Gleiche gilt wie oben. Sage und Romanze sind in die wehmütige Stimmung halb kontrastierend, halb parallel eingefügt: Ruine auf dem Berg, Frühlingstag, das melancholische Dortchen, die doch das Gruseln so liebt, der schwarze Räuber, dessen Geschichte sich an die Ruine knüpft, und die blutige, doch auch ganz sentimentale Romanze. Hiebei holt sich Dortchen vollends die tödliche Krankheit, deren Verlauf so kurz — und doch wahrhaft ergreifend — geschildert wird, daß dieser ganze Abschnitt parallel dem ersten wie durch die Romanze geschlossen erscheint.

Das dritte Stück bringt die erste Erziehung des kleinen Henrich und sein erstes Auftreten. Der Anfang gilt dem seelenkranken Vater, der erst seine tiefe Trauer überwinden muß, indessen der Großvater die Erziehung übernimmt. Mit Hilfe des Niclas, der die einzigen separatistischen Elemente in die „Jugend" hereinbringt, und gewiß nicht störend, kommt Wilhelm aus seinem passiven Zustand heraus und beginnt die ganz eigentümliche Erziehung Henrichs in die Hand zu nehmen, deren Folgen in zwei Erlebnissen charakterisiert werden. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wird aber innig und gegenseitig erst durch den zufällig veranlaßten Gemütsausbruch bei der Auffindung von des seligen Dortchens Messer.

Beschreibung von Zuständen und kleinen Erlebnissen geht hier zwanglos durcheinander; der Gegenstand ermöglicht keinen so geschlossenen Aufbau wie im ersten und zweiten Stück. Aber der Abschluß ist wieder sehr bedacht. Zwar ergab sich diesmal kein so natürlicher Einschnitt, wenn man nicht das im folgenden beginnende Lateinlernen als neue Periode ansehen will — jedenfalls aber ist der hier gemachte Einschnitt vortrefflich markiert durch eine eingeschobene Erzählung: die Geschichte der Stillingschen Vorfahren. Der wissenschaftliche Biograph muß eine solche zum Anfang bringen, der Erzähler Stilling

konnte sie nicht wohl schöner anbringen als eben hier, er konnte sie keinem besser in den Mund legen als dem ehrwürdigen Großvater, der dadurch den Konnex herstellt zwischen sich und seinen Vorfahren, denen wir ihn — die Erzählung wird dadurch vorausdeutend — bald darauf so heiter und „großmütig" entgegenschreiten sehen.

Dementsprechend gilt denn auch das vierte Stück in erster Linie dem Großvater, der ja überhaupt die überragende Gestalt der ganzen „Jugend" ist, und seinem Ende. Zunächst werden noch die schwerwiegende Entschließung zum lateinischen Unterricht und die ersten Anfänge desselben geschildert, dann aber wendet sich Stilling, förmlich neu einsetzend, den letzten Tagen Vater Eberhards zu und führt uns damit in jeder Beziehung auf den Höhepunkt. Zwar schiebt sich hier erst wieder das Märchen von Joringel und Jorinde ein, das in keiner engeren Beziehung zur Geschichte steht, aber von sinnigster Wirkung ist. Das Märchen erhöht das Gefühl der kinderreinen Sphäre, in welche der Greis in dieser Schlußpartie ganz besonders gestellt ist, und die lichte Vision, die er hat, während sich die beiden Enkelkinder abseits dem Dämmer des Märchens hingeben, bildet ein mildes Gegenstück eben zu diesem: auch Eberhard Stilling schaut ein Schloß, aber kein düsteres, sondern ein herrlich glänzendes, und auch ihn lockt eine weibliche Gestalt, in diesem Schloß zu wohnen, doch keine böse Hexe, sondern das geliebte, verklärte Dortchen; so wie er selbst in seiner freudigen Himmelsgewißheit ein Gegenstück ist zu den Kindern, die ahnungsvoll und ahnungslos dem märchenhaften Leben entgegeneilen.

Nun kommt die jährliche Dachdeckung. Der vorsorgliche Versuch, den Alten von seinem gewohnten Vorhaben abzuhalten, scheitert an seiner Gelassenheit. Entgegen den ängstlichen Befürchtungen geht alles ganz gut, nur ein kleiner Rest ist noch zu erledigen, der noch acht Tage zurückgestellt wird. Die Retardierung ist von großer Wirkung. Und ehe Eberhard auch den Rest vollends fertig macht, noch das letzte, köstliche Bild der beiden

„ehrlichen alten Grauköpfe in den Ästen des Kirschbaums“. Dann wird rasch zu Ende geführt, was man vorausfühlt, der unglückliche Sturz, der Jammer der Angehörigen, Tod und Begräbnis, elegisches Grabbildchen.

Mit Recht bewunderte Wieland, der feine Beurteiler, gerade die Komposition an unserem Büchlein: „Seit mich Goethe ‚Stillings Jugend‘ im Manuskript lesen ließ (nun ist's gedruckt), hat mich keines Menschen Werk so durchaus kontentiert und gefreut wie dies. Ich meyne, das Werk als Composition und Machwerk betrachtet ... denn“, fährt Wieland sehr bezeichnend fort, „der Inhalt thut mir vor lauter Wohlthun wehe, weil es ungefähr den Effect auf mich macht, den eine hübsche warme Ariostische Beschreibung einer jouissance auf einen schwarzen Verschnittenen machen würde, wenn schwarze Verschnittene so etwas läsen.“ (J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel. Inselverlag II, 104.) Wüßten wir, daß Wieland das Stillingsche Originalmanuskript in Händen hatte und nicht etwa die bereits abgeänderte Druckfassung, so wäre aus seinem Urteil zu ersehen, daß die Komposition schon vor Goethes Streichungen wirksam war; daß sie durch dieselben verbessert wurde, daran ist in keinem Falle zu zweifeln.

Die übrigen Teile bieten zu einer ähnlichen Betrachtung keinen Anlaß, da die besonderen Umstände, denen die glückliche Anlage der „Jugend“ zu danken ist, bei ihnen fehlten. Doch können wir jetzt noch einmal auf die oben erörterte Wahrscheinlichkeit zurückkommen, daß das Goethe vorliegende Manuskript doch weiter reichte als die „Jugend“. Die vier Stücke der „Jugend“ sind im ersten Druck 38, 38, 45 und 41 Seiten lang. Es wird nun kaum Zufall sein, daß ein erster längerer, zum Schluß genau so wie jene äußerlich markierter Abschnitt der „Jünglingsjahre“ 44 Seiten umfaßt. Zum mindesten dieser dürfte Goethe noch vorgelegen haben als eines der nach Straßburg gesandten Stücke, das sich aber als Buchschluß keineswegs eignete. Goethe ließ es also weg.

Romantische Elemente und litterarische Einflüsse.

Wir hatten gefunden: Stilling verfolgt, als er seine Autobiographie beginnt, die Absicht, in einigen nach seiner Ansicht noch unreifen, freigeistigen Studenten, jüngeren Freunden, religiöses Interesse zu wecken auf einem Weg, der ihren Neigungen entgegenkommt; eben diese Neigungen sollten zugleich veredelt werden. Und was sollte der Schützling Herders und Goethes aus den ersten 70er Jahren „dem leichten wizelnden französischen Geschmack“ wirksam entgegen stellen? Was anders als den neuen Geschmack des Sturms und Drangs? Was anders als etwas der Volkspoesie und der englischen Dichtung Verwandtes? Das müßte die Antwort sein, auch wenn sie nicht in dem Werke selbst unzweideutig vorläge. Wir sahen weiter, wie es kam, daß wir zum mindesten in der „Jugend“ heute fast nur noch die letztere Seite der freundschaftlichen Bemühung erblicken können. Wir nennen die in solchem Sinne „hingestreuten Blumen“ oder „Verzierungen“ allgemein zusammenfassend „romantische Elemente“ (Stilling selbst gebraucht „romantisch“ nie in engerem Sinne), und auf sie sei im folgenden unser Augenmerk gerichtet.

Sie lassen sich schon äußerlich leicht erkennen in der Form von mehr oder weniger verflochtenen Einlagen verschiedener Art; dazu kommen noch andere romanhafte Elemente aus litterarischen Einflüssen. Das meiste findet sich natürlich in „Jugend“ und „Jünglingsjahren“.

Epische und lyrische Einlagen.

In die beiden ersten Teile sind Sagen, Romanzen und Märchen eingelegt. Davon gehören S a g e n und Ro-

manzen enger zusammen, weil sie einen gemeinsamen lokalen Hintergrund besitzen. Sie knüpfen sich an zwei alte ruinentragende Berge in Stillings prachtvoller Heimat, den Ginsberg und den Kindelsberg. Der Ginsberg, auch Schloßberg genannt, steigt dicht vor Stillings Geburtshaus steil und waldbedeckt empor; von seinem Gipfel aus sieht man die wenigen ärmlichen Hütten von Grund tief in ihrer Abgeschiedenheit da liegen, weiterhin aber blickt man auf nahe und ferne Bergketten einer herrlichen Landschaft. Die Ruinen sind heute verschwunden. An sie knüpft sich die Sage vom Räuber Johann Hübner (I, 54 ff.; R. 40 ff.)[1]. Einige Kilometer von Grund entfernt, ein Hauptanziehungspunkt für die ganze Umgegend, liegt der Kindelsberg, der aber schon zu Stillings Zeiten seine Ruinen verloren hatte; er ist der Schauplatz der in den „Jünglingsjahren" erzählten Rittersage[1]).

Vergleicht man die beiden Geschichten miteinander, so muß eine starke Ähnlichkeit der Grundzüge auffallen. Hübners Räuberbande wie die Ritterbande dort hausen auf einem Bergnest, wo sie die Zeit in großer Gottlosigkeit zubringen. Von Hübners Gesellen heißt es lapidar:

---

[1]) Ganz kümmerliche Spuren von anderen Sagen, die mit dem Schloßberg in Verbindung stehen, fand durch mündliche Nachforschung der Sammler der „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen" Ad. Kuhn (Leipzig 1859); eine ganz andere als die hier erzählte auch für den Kindelsberg. I, 171 und 166.

In Hilchenbach ließ sich Kuhn von der Wirtin eine Sage erzählen, die inhaltlich — nur der Name fehlt — mit der von Johann Hübner identisch ist. Merkwürdigerweise bezieht sich der Verf. dabei gar nicht auf Stilling, obwohl er sonst vergleichende Anmerkungen gibt. Zweifellos erzählte die Gastwirtin die Sage, die sie aus Stilling kannte; denn Stilling hat in Hilchenbach nicht nur ein Denkmal, sondern ist daselbst noch gut gekannt, am meisten gerade im Gasthaus, wo die Fremden danach fragen. Eines der Gasthäuser führt den von Stilling geschaffenen Namen „Florenburg", der in der Gegend nirgends vorkommt.

Stilling seinerseits gibt aber gewiß eine echte Volkssage wieder. Die darin gebrauchte List mit dem Umkehren der Hufeisen ist ein vielen Räubersagen gemeinsamer, auch außerhalb Westfalens weitverbreiteter Zug.

„da hatten sie eine Stube, da saßen sie und soffen Bier“ bis es allemal wieder was zu räubern gab. Die gottlosen Ritter treibens noch toller mit silbernen Kegeln und Klötzen und mit Rädern, die aus Brot gebacken sind. Schließlich geht es beiden Gesellschaften an den Kragen. Die Räuber werden durch den tapferen Landesfürsten ausgerottet, die Ritter durch die Pest, doch bleibt ein frommes Geschwisterpaar des Kreises übrig. Nun kommt aber der berüchtigte schwarze Ritter, der uns noch öfter begegnen wird. Er scheint auf das Gemüt des jungen Henrich einen überwältigenden Eindruck gemacht zu haben: schon in diesen zwei Sagen tritt er in dreifacher Gestalt auf. „Der ritt beständig ein großes schwarzes Pferd, deswegen hieß man ihn auch nicht anders, als den Ritter mit dem schwarzen Pferd“; er verfolgt die übriggebliebene Jungfrau vom Kindelsberg, und will sie mit sich auf den Schloßberg nehmen. Aber auch der Geist des erschlagenen Hübner reitet auf einem schwarzen Roß um den ehemaligen Schauplatz seiner Tätigkeit herum, und ebenso heißt sein fürstlicher Überwinder „der schwarze Christian“. Ob diese Vervielfältigung unserem Stilling oder der Volksphantasie angehört, muß dahingestellt bleiben. Ich möchte an das erstere glauben, und die Romanzen werden auch dafür sprechen. Von den beiden Sagen macht die von Johann Hübner den ursprünglicheren Eindruck.

Für die Überlieferung sind wir Jung Stilling Dank schuldig, nicht zum letzten auch für die Gestaltung des Textes, den er bewußt und so glücklich bearbeitete, daß die Brüder Grimm die beiden Sagen unverändert in ihre Sammlung aufzunehmen für gut fanden. Die Manier des Vortrags ist so wirksam als einfach und zeigt die sorgfältige Erzählungskunst der Grimms vorgebildet. Das ganze Geheimnis besteht in der fast durchgängigen Koordination kleiner Hauptsätze. Hypotaxe wird möglichst vermieden; Relativsätze, deren Pronomen meist „der“ heißt, werden gern in demonstrative verwandelt. „Dieser schwarze Christian hatte einen klugen Knecht, der hieß

Hanns Flick, den schickte er über Land ....“ Belebt wird diese simple Art durch ein gelegentliches „und hernach“, „und da“, „da aber“ oder durch Ausrufe des mit dem Finger in die Gegend weisenden Erzählers wie: „nu! was geschah?“ oder „nu! es war mir gut!“

Im übrigen erinnern die kräftigen Ausdrücke, die markanten Bilder des Hübner unwillkürlich an Töne aus dem Götz. Es sei nur die eine Wendung herausgehoben: „Gott grüße dich, braver Kerl! sage deinem Herrn: Er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren lausen.“

Halb sagenhaft klingt auch die Geschichte der Stillingschen Vorfahren. Auch sie zeichnet sich durch die Einfachheit des Vortrags aus, besonders zu Beginn: jeder kleine Satz eine Tatsache, wie sie der alte Eberhard ohne Verzierung seiner Art gemäß schlicht aneinanderreiht, nachdem er dem Enkel erst hohe Worte über den inneren Adel und die Ehrenhaftigkeit seiner Vorfahren gesagt hat. Erst mit der imposanten Figur des 104 Jahre alt gewordenen Schirrmeisters Heinrich Stilling wird der Stoff etwas romantischer, doch bleibt die Schlichtheit des Vortrags erhalten bis zum Schluß, mit einer schönen Eigenfärbung gegenüber den anderen Stücken durch leichte Annäherung an den Bibelstil: „sie lagen im Hessenlande auf einer Wiesen, ihrer waren sechsundzwanzig starke Männer ...“ „Er lebte ruhig, wartete seines Ackers und diente Gott“ ... „Mein Vater starb 1724, im 104ten Jahr seines Alters ... und liegt zu Florenburg bei seinen Voreltern begraben.“

Von der geschickten und stimmungsvollen Einfügung des Hübner und der Ahnengeschichte war schon oben bei der Komposition die Rede. Lange nicht so fein eingefügt ist die Sage von den Kindelsberger Rittern. Da trifft unser Schulmeister zufällig einen alten Bauern bei der Arbeit, welcher alsbald nichts Besseres zu tun weiß, als seine Arbeit zu unterbrechen und ohne jede Aufforderung die Sage zu erzählen — recht unwahrscheinlich und schlecht

motiviert mit der Bemerkung, daß jene Bauern „gute natürliche Leute“ waren, „die beständig mit alten Sagen und Erzählungen schwanger gingen und bei jeder Gelegenheit damit herauskramten.“

An die zwei Sagen schließt sich je eine Romanze an, die beide ihrer ganzen Art nach zusammen gehören mit jener, die in der „Jugend“ Stillings Töchter am Hochzeitsabend singen. Sie müssen miteinander betrachtet werden.

Die Gattung, der sie angehören, nannte Goethe die „rätselhaft-mordgeschichtliche“, womit sowohl der Inhalt als die Wirkung auf den Hörer treffend zum Ausdruck gebracht ist. Nun mag es an der Gattung liegen, daß die Motive solcher balladenhaften Mordgeschichten, die meist mit Liebe und Eifersucht zu tun haben, einander gerne etwas ähnlich sehen. Bei den dreien, die uns hier angehen, ist das aber in solchem Maße der Fall, bis in die Einzelheiten hinein, daß man den Grund dazu schon mehr in der engen Phantasie des Verfassers suchen möchte. Eine Übersicht über die Hauptmomente des Inhalts der einzelnen wird das zeigen.

„Es ritt ein Reiter wohl übers Feld.“

Bruder geht fort, Schwester bleibt allein zu Hause — [Vögelein und Goldringlein] — Warnung vor dem schwarzen Ritter — sie läßt sich aber doch von diesem verführen und mitnehmen — sie vergiftet sich und den schwarzen Ritter — Bruder kehrt zurück, geht traurig ins Kloster.

„Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß.“

Bruder und Geliebter abwesend, Schwester allein zu Hause — andrer unerwünschter Freier, der Ritter mit dem schwarzen Roß, wirbt um sie — [zwingt die Widerstrebende durch eine List zum Jawort] — tötet die Widerspenstige — Geliebter kehrt zurück, begräbt sie traurig.

„Es leuchten drei Sterne über ein Königes Haus.“

Vater abwesend, drei Schwestern allein zu Hause — [Vater hat in der Ferne eine Rittersfrau getötet, ist dafür von deren Mann erschlagen worden] — der Ritter kommt und ermordet auch die drei Töchter.

Zweierlei muß hiebei auffallen: erstlich ein Grundschema nach Personal und Handlung für alle drei Romanzen; sodann aber die [durch das Eingeklammerte angedeutete] Einschiebung eines andern Romanzenmotivs in das Grundschema, so daß immer zwei Romanzenstoffe verquickt sind.

Der erste Punkt bedarf keines Nachweises, er springt besonders für die beiden ersten Stücke in die Augen. Für die dritte Romanze aber existiert eine unverkennbare Quelle, und ein Vergleich bestätigt die Richtigkeit auch der zweiten Beobachtung. Die Quelle führt, was nicht überraschen kann, nach Straßburg. Es handelt sich um eines der Herderschen Volkslieder aus dem Elsaß, die, 12 an der Zahl, der junge Goethe gesammelt und 1771 an Herder gesandt hat mit der Bemerkung: „Sie waren Ihnen bestimmt, Ihnen allein bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf dringende Bitten erlaubt habe“ (W. A. IV. Abt. II, 2); woraus hervorgeht, daß er sie ihnen zum mindesten doch vorgetragen haben kann, und Stilling war gewiß unter diesen „besten Gesellen“. Ich lasse das ganze Lied folgen und setze aus Stillings Romanze die Parallelen daneben. (Herder, Suphan XXV, 146.)

1. Es stehen drey Sternen am Himmel	1. Es leuchten drei Sterne über
Die geben der Lieb ihren Schein.	. . . . [ein Königes Haus
Gott grüß euch, schönes Jung- [fräulein,	. . . .
Wo bind ich mein Rösselein [hin. —	Auf einem weißen Rösselein
2. „Nimm du es, dein Rößlein, [beim Zügel beim Zaum	2. „Siehst du es, das weiße [Rößlein, noch nicht,“
Bind's an es den Feigenbaum	. . . .
Setz dich es ein' kleine Weil nieder,	. . . .
Und mach mir ein kleine Kurz- weil.“ —	. . . .
3. Ich kann es und mag es nicht sitzen,	3. . . . .
Mag auch nicht lustig seyn	. . . .
Mein Herzel ist mir betrübet,	Mein Herzel ist mir es betrübet
Feinslieb von wegen dein. —	. . . .

4. Was zog er aus der Taschen?

Ein Messer, war scharf und spitz;
Er stach's seiner Liebe durchs Herze;
Das rothe Blut gegen ihn spritzt. —

5. Und da er es wieder heraußer zog
Von Blut war es so roth.
Ach reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter wird mir es der Tod! —

6. Was zog er ihr abe vom Finger
Ein rothes Goldringelein
Er warffs in fließig Wasser

Es gab seinen klaren Schein

7. Schwimm hin, schwimm her, Gold-
[ringelein
Bis an den tiefen See
Mein Feinslieb ist mir gestorben.
Jetzt hab ich kein Feinslieb mehr.

8. Der Mann nahm ein Messer
[scharf und spitz
Und stieß es . . .
In ihr betrübtes Herzelein
[6, 3. Und stach ihm das Messer
[ins Herze]
[5, 3. Ein Bächlein von Blut floß
[daher.]

9. Da fließet ein klares Bäch-
[lein hell
Herunter im grünigen Thal
Fließ krumm herum, du Bäch-
[lein hell
Bis in die weite See!

Der Zusammenhang der beiden Stücke ist klar. Besonders hübsch aber ist es, sich aus dem undeutlichen Vorschweben des elsässischen Volksliedes, aus dem sich nur einzelne wörtliche Reminiszenzen abhoben, die inhaltlichen Abweichungen der Stillingschen Romanze zu erklären. Die eine Jungfrau in drei zu verwandeln lag nahe wegen der drei Sterne; ein Parallelismus, der auch tatsächlich in anderen Volksliedern vorkommt[1]). Die ganze Blutgeschichte, die sich zwischen Vater, Rittersfrau und Ritter abspielt, ist in die Tragödie der verdreifachten Jungfrau eingeschoben; die Ermordung der Dame durch den Vater ist aber selbst ziemlich das gleiche Motiv. Im übrigen knüpft die Einschiebung in unklarer Erinnerung an das „Rösselein"

[1]) Z. B. im „Wunderhorn" (1846. II, 213):
Es fielen drei Sterne vom Himmel herab
Sie fielen auf eines Königes Grab
Dem König starben drei Töchterlein ab.
Das Lied hat aber in seinem weiteren Verlauf gar keine Beziehung zu Stillings Romanze.

an, das von dem einzigen Reiter des Herderschen Liedes hier auf den Vater übertragen ist. Auch wird die eingeschobene Geschichte zum notwendigen Motiv für das folgende: das Eifersuchtsmotiv der Vorlage paßte zwar für die eine Jungfrau, aber nicht für drei auf einmal, die Tat des Vaters wird also Rachemotiv für den Ritter. Eben deshalb mußte nun auch das Goldringlein wegfallen; dabei ist dem Dichter aber doch das dort damit verbundene „Bächlein" fest im Gedächtnis geblieben, welches nun etwas überraschend daher„fließt", nachdem doch soeben die armen Jungfräulein hoch oben im dunklen Kämmerlein der Burg dahingesunken sind.

Auf ähnlichem Weg, durch halbe Reminiszenz irgendwo her, mögen hereingekommen sein die völlig unverständlichen Zeilen:

Ach hätt'st du die liebe Mutter mein
Getödtet am holigen Weg.

So also entstand die Romanze in jener Nacht bei den Jacobis. Mit ihr verglichen, sind die beiden andern nur starke Varianten, zu denen sich die Figur des schwarzen Ritters hergeben mußte. In der ersten (Er ritt ...) finden wir denn auch zu unserem Vergnügen das Goldringlein untergebracht, das dort sichtlich ausgefallen war, und zwar ist es deutlich genug deplaciert; die betreffende Strophe würde besser fehlen. Auch die andere (Zu Kindelsberg ...) hat in den einfachen Stoff des Jungfernmordes einen zweiten eingeschoben, der wohl ein Lied für sich bilden konnte, die List des Ritters mit der eingesetzten Linde.

Es sei noch bemerkt, daß alle drei Romanzen ihren traurigen Ausgang mit einer ähnlichen Wendung beschließen: „Sie schläft da im kühlen Gras"; „Sie schlafen da in kühliger Erd"; „Da schläft die Jungfrau in guter Ruh."

Zum Stil: dem echten Volksliederton ist manches gut nachgebildet, ohne doch die volle Naivetät desselben

zu erreichen. So wird das „wohl“ hübsch gebraucht oder sehen wir Wendungen wie „Jungfräulein zart“, „im Schlosse fein“, „im Walde grün“, „Mutter mein“ usw. Den besten Eindruck machen die korrespondierenden Wiederholungen wie: „Der Ritter mit dem schwarzen Pferd, hat dich zumalen lieb und werth“ und entsprechend nachher: „Den Ritter mit dem schwarzen Pferd, hätt' sie....“; oder dieselbe Form in Frage und Antwort: „Siehst du es, das weiße Rößlein noch nicht?... Ich seh es, meines Vaters Rösselein licht.“ Ferner freier Tempuswechsel und dergleichen mehr.

Übertrieben jedoch und dadurch störend ist der Gebrauch der Deminutiva. In „Er ritt...“ stehen 19 Deminutiva, davon 9 im Reim. In „Es leuchten ...“ ebenfalls 19, davon allerdings 10 im Refrain. Demgegenüber macht „Zu Kindelsberg...“ eine Ausnahme: hier steht nur zweimal „Lindlein“. Vielleicht standen Stilling hier noch am ehesten wirkliche Erinnerungen an ein altes Lied zur Verfügung, eben jene eingeschobene Lindengeschichte. Denn der weitgehende Gebrauch der Deminutivform in den beiden andern Stücken macht einen künstlichen Eindruck, wirkt unbeholfen, statt wie beabsichtigt volkstümlich-naiv; ebenso die seltsamen ig-Formen: „kühlig“ (dreimal!), „grünig“, „weißig“, „buntig“ und vollends „untig“. Und ganz Stillings eigenen Stil tragen Zeilen wie: „Ach blutiger Mann, wir bitten dich hoch“ und „erstach mir euer Vater im Garten so hart (Reim zu: zart!) u. a.

Alles in allem müßte man es doch als eine Täuschung bezeichnen, wenn jemand in diesen Romanzen, wie oft geschehen, gelungene Nachschöpfungen aus Heimatserinnerungen oder gar gute ganz freie Erfindungen sehen wollte [1]).

[1]) An Büsching, der von Stilling weitere „Volkslieder“ zu bekommen hoffte, schreibt dieser 19. März 1808 aus Karlsruhe (handschriftlich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin): „Alle Lieder in meiner Lebensgeschichte sind von mir gedichtet worden und ich weiß kein einziges auswendig. Als ich meine Lebensgeschichte schrieb, so erinnerte ich

Neben den Sagen und Romanzen sind es endlich noch Märchen, die Stilling zur Ausschmückung seiner Geschichte verwendet hat.

Das bekannteste und reizvollste davon ist das von Joringel und Jorinde. Es ist ohne besondere Einflechtung eingelegt, ein Kind erzählt es dem andern. Oben war schon die Rede davon. Stilistisch ist darin die gleiche Methode geübt wie in den Sagen; als neuer Zug fällt auf das häufige Fehlen der Copula, gewiß auch ein bewußt geübtes Wirkungsmittel: „Joringel konnte sich nicht regen: er stand wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen ...“ „Sie murmelte und fing die Nachtigall, trug sie in der Hand fort. ... Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen ... er rief, er weinte, er jammerte“ usw. Vor allem auszuzeichnen ist aber die Art, in der Jorindens Verwandlung erzählt wird, d. h. — und darin besteht das Kunststück — daß sie gerade nicht erzählt wird. Der Leser oder Hörer muß es erraten und errät es auch blitzschnell, wenn Jorindens Gesang mitten im Wort in den Vogelruf übergeht: „Singt Leide Lei — Zicküth Zicküth Zicküth —“ Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt,

---

mich sehr wohl, daß meine Tanten oder andere Weibespersonen gesungen hatten, was es aber gewesen war, wußte ich nur noch dunkel, die Melodieen aber waren mir noch bekannt, auf diese dichtete ich nun, was ich nicht mehr wußte, doch so, daß das, was mir noch dunkel vorschwebte, mit eingeschlossen wurde. Ich versichere Ihnen bey der höchsten Wahrheit, daß ich kein einziges Volkslied [mehr] kenne und weiß, mein Würkungskreyß nahm eine solche Richtung, daß ich an so etwas nicht mehr denken konnte.“ (Vgl. Briefe an Fouqué S. 172.) Die Ergebnisse der obigen Analyse werden dadurch bestätigt. Auf vorschwebende Melodieen kann man den Refrain der beiden „Jugend“-romanzen beziehen, der auch bei der Herderschen Vorlage fehlt. Indes berichtigt Stilling gegenüber Fouqué, dem er 1810 eine ähnliche Mitteilung gemacht hatte, in einem folgenden Brief (a. a. O. S. 174): „Es steht mir fast vor, als ob ich in meinem letzten Schreiben geäußert hätte, ich hätte sie auf die alten Melodieen eingerichtet, das wäre unrichtig gewesen und ich hatte die Ideen verwechselt.“

die sang Zicküth Zicküth. Ein korrekter Märchenanfang mit: „Es war einmal ...“ und ein ebensolcher Schluß umrahmen das Ganze in der uns heutzutage geläufigen Weise: „und da ging er mit seiner Jorinde nach Haus, und lebten lange vergnügt zusammen.“ [1])

Weniger glücklich zu nennen ist die Anbringung der Geschichte vom Großvater und Enkel. Die Übertragung der mehr fabelhaften Anekdote in das Lokal und die unmittelbare Gegenwart des Erzählenden, der sie als jüngstes Erlebnis vorträgt, beeinträchtigt die Wirkung, wie es auch besser gewesen wäre, sie einem Erwachsenen und nicht einem kleinen Jungen in den Mund zu legen. Indem die Grimms, wie ohnedies durch den Charakter ihrer Sammlung geboten, eben fast nur die Spuren der Stillingschen Einflechtung ausmerzten, erhielt das Stück entschieden ein besseres Aussehen [2]).

Ganz anders dagegen erscheint das dritte Märchen vom Bettelweib (I, 144; R. 126). Dieses ist sehr kunstvoll ein-

---

[1]) Jorindens Vers ist aus — Shakespeare herzuleiten:

Jorinde:

Mein Vögelein mit dem Ringelein roth
Singt Leide Leide Leide
Es singt dem Täubelein seinen Tod
Singt Leide Lei ....

Desdemona:

Das Mägdlein saß seufend am Feigenbaum früh
Singt Weide, grüne Weide
Die Hand auf dem Busen, das Haupt auf dem Knie
Singt Weide, Weide, Weide!

Ophelia:

Sie tragen ihn auf einer Bahre bloß
    Leider, ach leider
Und manche Thräne fiel in Grabes Schoß
    Fahr wohl, meine Taube.

Besonders Hamlet war Stilling sehr vertraut. Vgl. S. 57.

[2]) Vgl. H. Hamann, Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm. Palaestra XLVII, 30.

geflochten. Erzählung und mimische Darstellung gehen Hand in Hand. Den größten Reiz aber erhält die Sache durch die nur leicht versteckte Beziehung der Geschichte auf die augenblickliche Situation der Erzählerin und ihres Zuhörers unter kühner Umdeutung des ursprünglich einfachen Sinnes: die Flammen, in denen die Bettlerin steht, werden zu Liebesflammen, und die wiederholte Frage: „Er hätts doch löschen sollen? nicht wahr, Schulmeister? er hätts löschen sollen?" zu einem ergreifenden Bekenntnis des Mädchens. Dadurch geht nun freilich der Schluß des Märchens verloren, den man sich in einem folgenschweren Fluch der Bettlerin gedacht hat.

Sonstige romanhafte Partieen.

Das letzte der drei Märchen, von der Bettelfrau, bildet nur ein Stück in einer größeren romanhaften Episode der „Jünglingsjahre", der Geschichte der beiden verliebten Jungfern Schmoll; daß sie ganz und gar in „romantischer" Absicht ausgestaltet ist, liegt auf der Hand. Die Mädchen haben gelebt und sich auch glücklich verheiratet. Daß sie damals für den ungewöhnlichen, interessanten, frommempfindsamen, auch hübschen Schulmeister zimpferlich entbrannten — „sie waren sittsam und blöde" — ist recht glaubhaft. Möglich auch, daß die eine, Anna, einen melancholischen Anfall bekam und einmal von Stilling nach Hause zurückgeholt werden mußte. Damit aber mögen wohl die Tatsachen zu Ende sein, aus denen nun Stilling mit mannigfachen Mitteln seine Geschichte zusammenschmolz.

Die Hauptanleihe machte er dazu bei Shakespeare, im Hamlet. Als der junge Schulmeister das durchgebrannte Mädchen abholt, da gebärdet sie sich halb unsinnig, hüpft und singt und sagt zu ihm: „Du bist mein lieber Knabe! du liebst mich aber nicht. Wart du! Sollst auch kein Blumensträusgen haben — so ein Sträusgen — von Blumen,

die an Felsen und Klippen wachsen — so ein Feldkümmelsträusgen, das ist für dich! —“ Ophelia, wie sie im Buch steht: „Da ist Vergißmeinnicht, das ist zum Andenken, und da ist Rosmarin ..... ich wollte Euch ein paar Veilchen geben .... da ist Fenchel für Euch und Aglei ....“ Sodann singt Anna-Ophelia, weiterhüpfend, Romanzenverse [1]); einen Refrain hält sie tändelnd fest, dazwischen erzählt sie das anspielende Märchen vom Bettelweib. Das Motiv der noch nicht besprochenen Romanze: „Es saß auf grüner Heide“ ist sehr seltsam: ein von einem tollen Hund gebissener Schäfer tötet beim Ausbruch der Krankheit seine eigene Geliebte durch Bisse; eine mögliche Quelle für das im deutschen Volkslied sonst nirgends belegte Motiv ist unten zu berühren (S. 66). Die Strophen, die das grausige Thema behandeln, sind in jeder Zeile als Stillings Produkt kenntlich; vielleicht stellt wieder der sentimentale Refrain: „Sonne, noch einmal blicke zurücke“ eine echte Erinnerung an ein anderes altes Lied dar.

Faßt man nun den ganzen Inhalt der erotisch angehauchten Episode zusammen, so kann man sich der Vermutung nicht verschließen, daß hier ein irgendwie gearteter Zusammenhang vorliegt mit der analogen, meisterhaften Erzählung Goethes in Dichtung und Wahrheit von den Tanzmeisters - Töchtern. Man war über den tatsächlichen Gehalt dieser Geschichte lange im Zweifel gewesen, bis Erich Schmidt (Goethe-Jahrb. III, 347/8) durch Hinweis auf eine Stelle im Werther so gut wie sicher machte, daß ein Erlebnis mit zwei Schwestern zugrunde liegen muß. Ich glaube, in der Erzählung Stillings, die uns hier beschäftigt, eine weitere Stütze dafür sehen zu dürfen. Gewiß hat Goethe über sein Erlebnis mit „Lucinde“ und „Emilie“ mit den näheren Freunden gesprochen, es ihnen wohl in seiner lebhaften Art vorgetragen. Leicht möglich, daß durch die Goethische Darstellung des reizenden Aben-

[1]) Der erste: „Es graste ein Schäflein“ enthält den Reim: Weide — leide, vgl. S. 55, Anmerkg. 1.

teuers Stilling veranlaßt wurde, sein eigenes Erlebnis mit zwei Schwestern in der Erinnerung nachempfindend durchzuphantasieren. Als er dies vollends bei Niederschreibung seiner Geschichte in vollbewußter Absicht unternahm, da zog er neben jenen litterarischen Elementen auch, so wollen wir annehmen, die Erinnerung an Goethes Erzählung zur Ausschmückung herbei.

Jedenfalls geht die Ähnlichkeit über das Zufällige weit hinaus. Wer die eine von beiden Erzählungen kennt, wird kaum die andere lesen können, ohne sofort an sie erinnert zu werden. Die Grundsituation ist durchaus die gleiche: zwei Schwestern, beide in einen Jüngling verliebt, der nur zu der einen sich hingezogen fühlt und zwar zu der zurückhaltenderen, aber nicht gewillt ist, dieser Neigung nachzugeben. Während Stilling nun zur Inszenierung des leidenschaftlichen Ausbruchs sich der erwähnten lyrischen und epischen Einlagen bedient, erfindet Goethe — denn das ist gewiß erfunden — die Kartenlegszene zum gleichen Zweck. Er hat ferner die Eifersucht zwischen den Mädchen stärker betont und ausgemalt. Nun aber beachte man noch folgende überzeugende Parallelen. Goethe (W. A. XXVII, 290/1): „In diesem Augenblick flog die Seitenthüre auf, und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleid hervor und rief ... Diesen hast du mir nun auch weggefangen.“ Stilling (I, 143. 148; R. 125. 130): „So wie er zur Thür hereintrat, hüpfte ihm Anna mit fliegenden Haaren, und vernachlässigten Kleidern entgegen“ ... und später ruft sie der Schwester zu: „... und du Mariechen, magst sagen, was du willst (sie dräuete mit der Faust), du hast mir meinen Schäfer weggenommen“ ...

Liegt die Verwandtschaft so, wie wir sie deuten, so handelt es sich bei Stilling um eine kleine Vorwegnahme aus Goethes Erleben und Erzählen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als wir bald einen zweiten ähnlichen Fall werden feststellen können.

Den in der Anna-Episode unternommenen Versuch, ein Mädchen einen geheimen Herzenszustand durch sym-

bolische Erzählung andeuten zu lassen, hat Stilling im gleichen Teil der Lebensgeschichte wiederholt. Aber diesmal weit ungeschickter und mit einiger Unklarheit, von der man nicht recht sieht, ob sie in Stillings Kopf herrschte, als er das etwa zugrunde liegende Erlebnis hatte, oder ob die Verschleierung einer Absicht des Schriftstellers entspricht. Es handelt sich um die sentimentale Geschichte eines gefallenen Mädchens, der Schneiderstochter Lieschen. (I, 181 ff.; R. 163 ff.)

Vernünftigerweise denkt der Leser bei dem Traum, den Lieschen als den eines andern Mädchens erzählt, nur an zwei Möglichkeiten und erwartet von dem Verfasser die Aufklärung darüber: entweder ist Lieschen selbst bereits verführt und ihre Melancholie ist Gewissensqual und Angst vor den Folgen, die sich schließlich dem jungfräulichen Gesellen, der ja selbst im Traum als „wohlbekannter Jüngling“ vorkommt, sich entdeckt — oder, sie ist, wie jene Anna, für den zarten Schneider entbrannt und macht dem Blöden schließlich auf diese verzweifelte Weise ein Geständnis, das ihm doch zum mindesten den Gedanken nahe legen mußte, ob er nicht ihrem angstvollen Zustande dadurch ein Ende machen solle, daß er sie heirate. Aber keine dieser beiden natürlichsten Erklärungen hat Stilling im Auge, sondern er fährt merkwürdig naiv fort: „Die ganze Lebensgeschichte dieser bedauernswürdigen Person hat es endlich ausgewiesen, daß sie diese schreckliche Ahnung selber muß gehabt haben,“ und berichtet nun, wie das Mädchen erst später auf die schiefe Ebene geriet.

Der Pietismus des Verfassers hat hier durch die Forderungen der Ästhetik und Psychologie einen plumpen Strich gemacht. Was künstlerisch als die Angstvision einer sinnlich überreizten Jungfernphantasie hätte gelten können und müssen in Beziehung auf eine gegenwärtige Situation, das nimmt unser Pietist lieber für eine merkwürdige Vorausahnung, deren prompte Erfüllung ihn insgeheim immer freut und erbaut. Unklar und ineinander-

geschachtelt! Wie sehr im Gegensatz zu der ähnlich gedachten Annageschichte, das zeigt gleich der Anfang. Jene melancholisch gewordene liebeskranke Anna, von dem Schulmeister zur Erklärung gedrängt, beginnt schließlich: „Höre, soll ich dir ein fein Stückchen erzählen? Es war einmal eine Frau ....“. Ganz hübsch! Das melancholische Lieschen aber, ebenso bedrängt von dem teilnehmenden Schneidergesellen, beginnt so dumm wie nur möglich: „Heinrich, ich kann und darf dir nicht sagen, was mir fehlt, ich will dir aber etwas erzählen: ‚Es war einmal ....‘“ und nun kommt ein Traum, und zwar der eines fremden Mädchens, dessen Inhalt sich am Ende als eine wunderbare Ahnung Lieschens selbst entpuppt.

Übrigens ist die Geschichte, womit wir wieder nach Straßburg zurückgewiesen werden, tendenziös zugespitzt im Sinne des Gretchendichters und des Verfassers der Kindermörderin, H. L. Wagner. Die Schlußworte lauten: „Sie war eine edle Seele, begabt mit vortrefflichen Leibes- und Geistesgaben; nur ein Hang zur Zärtlichkeit, mit etwas Leichtsinn verbunden, war die entfernte Ursache ihres Unglücks. Aber ich glaube, ihr Schmelzer wird sitzen und sie wie Gold im Feuer läutern, und wer weiß, ob sie nicht dermaleins heller glänzen wird als ihre Richter, die ihr das Heiraten verboten, und wann sie dann ein Kind von ihrem verlobten Bräutigam zur Welt brachte, so mußte sie mit den Merkzeichen einer Erzhure am Pranger stehen. Wehe den Gesetzgebern, welche! .... Noch ein Wehe mit einem Fluch: weh den Jünglingen, welche ....“

Goethe und immer wieder Goethe! An einer andern Stelle ist es die Wertherdichtung, die in die „Jünglingsjahre“ einen Sproß hineingetrieben hat. Jeder Wertherkenner hat den zweiten Brief im Kopf als einen Gipfelpunkt deutschen Naturempfindens. Im pantheistischen Überschwang der Maiempfindung findet Werther beruhigenden „Wiegengesang“ bei Homer. Im Oktober aber spüren und lesen wir: „Ossian hat in meinem Herzen den

Homer verdrängt.“ So gibt Stilling eine breite Schilderung des Eindrucks, den Homer auf ihn gemacht haben soll. Ohne diesem Eindruck mit Zweifeln allzu nahe zu rücken, muß doch gesagt werden, daß in der ganzen weiteren Produktion Stillings von einem solchen nichts mehr zu sehen ist. Kaum daß Homer noch einmal mit Namen erwähnt wird. (IV, 505.) Hier aber eine wahre Schwärmerei: „Diese hohe Empfindung hatte auch noch Nebenursachen; die ganze Gegend trug dazu bey. Man denke sich einen bis zur höchsten Stufe des Enthusiasmus empfindsamen Geist, dessen Geschmack natürlich, und noch nach keiner Mode gestimmt war, sondern der nichts als wahre Natur empfunden, gesehen und studiert hatte“ — wie gut weiß Stilling die Genieästhetik an sich zu exemplifizieren! — „ein solcher Geist liest den Homer in der schönsten und natürlichsten Gegend von der Welt, und zwar des Morgens in der Frühstunde“ ... und nach einer warmen Naturschilderung: „hier las Stilling den Homer im May und Junius, wenn ohne das die ganze Welt schön ist und in der Kraft ihres Erhalters jauchzt.“ Und noch bestimmter wird uns der Weg gewiesen durch die Bemerkung: „Damals wäre die rechte Zeit gewesen, den Ossian zu lesen.“ (I, 112; R. 94.)

Auf dasselbe Blatt gehört es, wenn Stilling der Begeisterung für die deutschen Volksbücher, die „Cöllnischen Schriften“, mehrfachen Ausdruck verleiht. Des öfteren nennt er die „alten Historien und Rittergeschichten“: „Reinicke Fuchs mit vortrefflichen Holzschnitten, Kaiser Octavianus nebst seinem Weib und Söhnen; eine schöne Historie von den vier Heymonskindern; Peter und Magelone; die schöne Melusine, und endlich den vortrefflichen Hans Clauert:“ auch Till Eulenspiegel fehlt nicht. Daß er sie in der Tat gelesen und mit kindlichem Vergnügen gelesen hat, darf ja wieder nicht bezweifelt werden, aber das wiederholte preisende Unterstreichen dieser Lektüre muß doch unter dem bezeichneten Gesichtspunkt vermerkt werden.

Damit ist zu vergleichen, wie er in der „Wanderschaft" sich beim Anblick des Münsters äußert: „er ergötzte sich dergestalt, daß er öffentlich sagte: Das allein ist der Reise werth; gut, daß es ein Deutscher gebaut hat." Derselbe Fall: selbstverständlich mußte der wunderbare Bau auf den ungereisten Ankömmling einen mächtigen Eindruck machen; aber die damit verbundene „öffentliche" Betonung des Deutschtums kann nur an die „Blätter von deutscher Art und Kunst" erinnern. Auch die alchymistische Lektüre, wovon an anderer Stelle zu sprechen ist, kommt zum mindesten mit den Interessen der Straßburger überein; wir denken an Faust, wenn wir bei Stilling lesen: „Ganze Stunden lang forschten sie in magischen Figuren, bis sie manchmal Anfang und Ende verloren und meinten, die vor ihnen liegenden Zauberbilder lebten und bewegten sich." Und sicher nie wäre Stilling ohne die überquellende Nähe Goethes dazugekommen, sein philosophisches Interesse in Worte unverkennbar Faustischen Dranges zu kleiden, wie dies einmal geschieht I, 157; R. 139: „ein unersättlicher Hunger nach Erkenntnis der ersten Urkräfte der Natur" [1]).

Stilling gesteht es selbst offen, wem er seine ästhetische und litterarische Bildung zu danken hat: „Herr Goethe gab ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung. Er machte ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt, und so gerieth Stilling aus der Natur ohne Umwege wieder in die Natur." Wir vermissen unter diesen Namen, wie er auch in allen übrigen Schriften nie erwähnt wird, den Schriftsteller, der in der Straßburger Partie von „Dichtung und Wahrheit" eine so große Rolle spielt: Oliver Goldsmith. Daß Stilling ihn

[1]) Solche Worte bei dem ruhig-frommen Verfasser der „Jugend" fielen schon aufmerksamen Zeitgenossen auf. Z. B. schreibt Georg Zoëga 1778 an seinen Freund Esmarch (Welcker I, 144): „Die Stelle in Stilling von den Urkräften der Natur ist S. 130 der Jünglingsjahre." In einem späteren Romane Stillings wird auch des Paracelsus Homunculus vorgeführt.

genau kannte, ist sicher; wir dürfen wohl glauben, daß er mit zu denen gehörte, die auf Herders Stube saßen und den Vorleser dadurch ärgerten, daß sie nicht merkten, wie Burchell, gleich anfangs einmal aus der angenommenen Rolle fallend, sich dem Leser verrät. Bei Stillings starker Abhängigkeit von seiner Litteraturkenntnis ist es gar nicht anders zu denken, als daß der „Vicar of Wakefield" auf seine erste Arbeit Einfluß gewinnen mußte. Wie bisher zu zeigen war, sind es meist Spezialitäten, Einzelzüge, die er sehr naiv nachahmt. Doch darf hier zunächst auch die allgemeine Ähnlichkeit erwogen werden. In aller Kürze: Goldsmith will die „Einfachheit des ländlichen Herdes" und dessen selbstzufriedenes Glück schildern. Außerdem werden in dem „Vicar" Balladen gesungen und Märchen erzählt. Beides trifft allerdings auch bei der „Jugend" zu. Das erstere lag aber für Stilling in der Natur der Sache, und daneben darf doch der gewaltige Unterschied nicht übersehen werden: die Personen des „Vicar" sind, inmitten ländlicher Umgebung, doch Menschen von Kultur und Bildung; des Landpredigers Standpunkt ist ein philosophischer, Horazischer. Die „Jugend" dagegen zeigt richtige Bauern, Kohlenbrenner, Handwerker, die noch nie ein anderes Glück genossen haben, als das der unumgänglichen Bescheidenheit, und dabei bleibt es auch für sie. Der „Vicar" aber breitet sich bald aus in Regionen, die fernab liegen vom Glück des ländlichen Herdes, in die Richardsonsche Sphäre der Intrigue, Verführung und Entführung, in eine bunte Welt, in der eigentlich nur noch der gute Primrose die Seelenruhe und das Glück der Zufriedenheit weiter vertritt.

Sicherer läßt sich der Einfluß des englischen Romans in Einzelzügen nachweisen.

Da sind einmal die Töchter Primroses, die des Abends vor dem Haus im Schatten einer Hecke sitzen und singen. So singen auch Stillings Töchter in der Dämmerung unter dem Kirschbaum. Immerhin mag das ein Zug aus dem Leben sein. Interessanter ist uns die Spiegelung einer

ganzen Szene des „Vicar“ in der „Jugend“. Man erinnere sich: die Familie Primrose sitzt beieiander mit Herrn Burchell, dessen wachsende Neigung zu Sophien der Vater mit Sorge beobachtet. Burchell trägt eine Ballade vor. Plötzliche Überraschung der Gesellschaft durch einen Flintenschuß; der Kaplan des Junkers hat eine Amsel geschossen und bringt sie herein, um sie Sophien zu verehren.

Dieser Szene entspricht nun ein Stück aus der „Jugend“ gerade in der Partie, wo Stilling schlechterdings zu freier Erfindung genötigt war, in den novellistisch behandelten Vorgängen vor seiner eigenen Geburt. Wilhelm und Dortchen, die zwei Neuverlobten, sitzen beieinander, ihres Glückes froh, der Vater der Braut ist eben weggegangen. „Friederike, Moritzens andere Tochter, unterbrach das Vergnügen. Sie stürmte herein, indem sie ein altes Historienlied dahersang. Stör ich euch, fragte sie. Du störst mich nie, sagte Dortchen, denn ich gebe niemals acht auf das, was du sagst oder thust. Ja, du bist fromm, versetzte jene, aber du darfst so nahe bei dem Schulmeister sitzen? doch der ist auch fromm. — Und noch dazu dein Schwager, fiel ihr Dorothee in die Rede, heute haben wir uns versprochen. Das giebt also eine Hochzeit für mich, sagte Friederike und hüpfte wieder zur Thür hinaus ...“ Gleich darauf passiert ein Unglück: der Pfarrer, mit Erlaubnis des Junkers, hat eine Schnepfe geschossen, die er dem Brautpaar bringen will, und wird dafür von des Junkers Jäger blutig geprügelt. Also die Elemente der beiden Szenen: ein verliebtes Paar, ein verlobtes Paar — ein Kaplan, ein Pfarrer — eine Amsel, eine Schnepfe — je ein junkerlicher Jagdherr — und endlich auf beiden Seiten noch eine Schwester.

Das letzte ist am Ende das Merkwürdigste. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß diese übermütige Friederike eine erfundene Figur ist. Eben deshalb verschwindet sie bald nach dieser Szene aus der Geschichte. Nur der alte Stilling sagt bald darauf noch zu dem Pfarrer, Friede-

riken könnte er ja vermieten, wenn er zu ihm ziehen wollte. Aber sie erscheint nicht bei der Hochzeit der Schwester, sie wird nicht beim Tod ihres Vaters erwähnt, sie fehlt bei Henrichs festlicher Taufe und ebenso bei Dortchens Tod und nach demselben. Stilling gedenkt ihrer überhaupt nicht mehr, die ihm doch als Schwester der zärtlichst im Andenken gehegten, kaum gekannten Mutter am nächsten hätte stehen müssen, während uns die Schwestern des Vaters noch des öfteren begegnen. Friederike ist erfunden. Man beachte dazu die aufdringlich kontrastierende Charakteristik der Schwestern in den wenigen zitierten Zeilen (wie gesucht ist das „daher"gesungene Historienlied!) und ziehe die Frömmigkeit ab, so hat man ganz die Jungfern Primrose, wie sie ihr eigener Vater beschreibt, die eine „frei, lebhaft, gebieterisch", die andere „sanft, sittsam, reizend". Hier haben wir also eine zweite seltsame Berührung mit „Dichtung und Wahrheit", wo bekanntlich Goethe, die Familie Brion kühn in Analogie zu der Primrosischen setzend, tatsächliche Verhältnisse abänderte. Ob wohl auch der Name Friederike auf einen solchen Zusammenhang hindeutet? Nur die Frage sei gewagt.

Noch zwei hübsche Belege für Goldsmiths Einfluß auf die „Jugend". Primrose sagt zu seinen Kindern: „Ich halte mich jetzt für glücklicher als der größte Monarch auf Erden ... Wir stammen von Vorfahren ab, welche von keinem Makel wußten." Und ein andermal rühmt er seine Familie: „daß sie alle gleich großmüthig (*generous*), leichtgläubig, ohne Falsch und gutherzig waren." Ebert Stilling aber prägt seinem Enkel ein: „Wir kommen wohl schwerlich von einem Fürsten her, das ist aber auch ganz einerlei ... Deine Vorfahren sind alle ehrbare fromme Leute gewesen; es giebt wenig Fürsten, die das sagen können ... und alle sind großmüthig gestorben in ihrem höchsten Alter." Dabei ist das Wort „großmüthig" besonders merkwürdig. Es kommt bei Goldsmith wenige Mal im Anfang seines Romans in diesem uns ungewöhn-

lichen, weiteren Sinne vor. Auch Stilling ist dieser Gebrauch im allgemeinen, außer etwa noch I, 141; R. 123, fremd.

Daß also Goldsmith auf Stilling eingewirkt hat, scheint mir mit dem Ausgeführten erwiesen zu sein [1]). Jetzt greifen wir noch einmal zurück auf die Romanze der „Jünglingsjahre" von dem tollwütigen Schäfer und finden, daß auch im „Vicar" einmal eine „Elegie" gesungen wird, die von einem tollen Hunde handelt, der einen nach allgemeiner Überzeugung rechtschaffenen, in Wirklichkeit grundschlechten Menschen beißt; der Fall endigt humoristisch: der Hund stirbt alten Epigrammen gemäß selbst an dem Biß. Die Stillingsche Romanze schließt tragisch und höchst blutig und ist mit einem Liebespaar in Verbindung gebracht. Auch die früheren Romanzen wiesen eine Verquickung zweier Motive auf. Solange kein deutsches Lied zu finden ist, das sich um ein so absonderliches Motiv dreht, darf man glauben, daß Stilling durch die „Elegie" des „Vicar" zu seiner Schauerromanze angeregt worden ist; ganz bezeichnend für ihn, daß er dann gerade das Humoristische des Motivs entfernte.

[1]) Zuerst hingewiesen auf Goldsmith hat L. Reidel a. a. O. Aber er hat keinen der hier aufgeführten Belege beachtet; die kleinen Züge, die er dafür beibringt, sind erst dann von bestätigendem Wert, wenn der Beweis schon vorher schlagender erbracht ist. Ich habe sie deshalb nicht wiederholt. Noch weniger möchte ich mich Reidels Ansicht anschließen, Goethe hätte vielleicht gar Stilling geradezu veranlaßt, „ein deutsches Gegenstück zu diesem englischen Roman zu schaffen." Die hier gegebene Entstehungsgeschichte spricht entschieden dagegen und die „Jugend" ist jedenfalls kein solches Gegenstück. Übrigens aber schätzte Goethe Stillings Fähigkeit viel zu richtig ein, um ihm so etwas zur Aufgabe zu machen. Stilling ahmte eindrucksvolle Züge aus dem „Vicar" nach, wie er auch sonst nachbildete, was ihm aus der von den Freunden empfohlenen Lektüre besonders gefiel; dies mußte bei der Bedeutung des „Vicar", für den Goethe schwärmerisch begeistert war, doppelt der Fall sein.

Eine Reihe von Elementen novellistisch-poetisierender oder tendenziöser Art namentlich in „Jugend“ und „Jünglingsjahren“, soweit sie unmittelbar litterarische oder halblitterarische Einflüsse darstellen, zeigten uns einen sanftgearteten Nachempfinder oder Nachahmer alles dessen, was der neue Sturm und Drang pries und pflegte. Seine tiefere Natur in Sachen des Geschmacks verrät er freilich einmal sehr bezeichnend, indem er in einem Atem mit den deutschen Volksbüchern wie früher dem Homer, so jetzt der famosen „Asiatischen Banise“ sein Loblied singt und dieser „herrlichen Antiquität“ eine rühmliche Auferstehung prophezeit, zu der womöglich noch Klopstock und Herder oder Goethe — bei dem der fürchterliche Tyrann Chaumigrem eben noch auf dem Frankfurter Puppentheater auftaucht — beigetragen haben sollen. Er steht damit noch auf Gottscheds Standpunkt, der Zieglers Buch „noch den allerbesten Roman in Deutschland“ nennt (Critische Dichtkunst 3. Aufl. 1742 S. 167); doch hegte auch der Maler Müller dauernd eine zähe Liebe zu der „Banise“. Veraltet klingt auch die an derselben Stelle ausgesprochene Bewunderung von Bucholtzens „Geschichte des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der königlich böhmischen Prinzessin Valiska“, die Stilling mit Goethes frommer Freundin Klettenberg teilt.

Im übrigen hat Stilling das, was wir als romantisches Beiwerk ausgeschieden haben, aus den neueröffneten Fundgruben des programmatischen Sturms und Drangs geschöpft. Einlegend, einflechtend, umkleidend hat er die Schicksale seines weltfernen Jugendlebens, meist glücklich, damit ausstaffiert. Noch die „Jünglingsjahre“ stehen ganz unter diesem Zeichen. Seine Absicht, darin das Mittel zu halten zwischen dem romantischen und dem theologischen Ton, ist ihm nicht ganz geglückt: erst in der „Wanderschaft“ wird sie sehr deutlich. Die hier häufig auftretenden Wunder inneren und äußeren Erlebens verdrängen die Lust am romantischen Fabulieren, in ihnen erblickt er jetzt die eigentliche Poesie seines Lebens. Aber noch ist

wenigstens die künstlerische Lust an unterhaltenden, farbigen Einlagen nicht ganz verschwunden. Drei Einlagen stehen in der „Wanderschaft“. Nicht mehr Sagen, Märchen oder Romanzen, wie sie dem jugendlichen Alter des Helden angemessen waren, sondern kurze biographische Einlagen von einer Art, wie sie der spätere Schriftsteller massenhaft auf Lager hat, oft von großem novellistischem Gehalt, der aber nie ausgebeutet wird, kurz und skizzenhaft hingeworfen, ohne Rücksicht auf die individuelle Art des Erzählers, dem sie in den Mund gelegt werden.

Da ist zuerst die Geschichte Brauers: drei Brüder, von welchen der eine durch zwei wohlberechnete Heiraten reich wird, danach durch geschäftliche Konkurrenz seine Brüder erst systematisch herunterbringt und schließlich durch Wucher „auffrißt“. Was ließe sich daraus machen! Auf drei Seiten gibt Stilling das Gerippe zu einer umfangreichen Novelle. Etwas weiter ausgeführt ist die folgende Geschichte eines Mannes namens Freymuth: es ist die Bekehrungsgeschichte eines Gottlosen, der seine pietistische Frau so lange mißhandelt, bis sie eines Tages geschickte Gelegenheit findet, ihm einen Spiegel vorzuhalten, in dem er plötzlich erschrocken seine ganze Verdorbenheit erkennt, worauf er nach heftigem Bußkampf sich gänzlich umwandelt. Recht abenteuerlich klingt dagegen die letzte Geschichte des Sergeanten, die uns nach Holland, Surinam und zu den Kannibalen führt.

Alle drei Geschichten passen recht gut an ihren Ort: die erste erzählt ein bettelarmer Mann seinem Gaste, die zweite vernehmen wir in einem pietistischen Hause, die dritte auf einer ereignisreichen Rheinfahrt — vom Rheine aus gingen damals die Gedanken rasch nach Holland und Surinam. Gerade etwa bei dem Sergeanten erwartet man aber vergeblich, einen richtigen Soldaten sprechen zu hören, es ist eben Stilling, der erzählt. Daß man sich nach kürzester Bekanntschaft in unbegrenzter Vertrauensseligkeit das Herz aufschloß und auch mit dem Intimsten

nicht zurückhielt, ist ein eigentümlicher, kulturhistorisch interessanter Zug des Zeitalters. Auch Stilling selbst erzählt auf dem Rhein seine Geschichte, „ohne das mindeste zu verschweigen,“ vor der buntesten Gesellschaft. Die allgemeine und die speziell pietistische Freude an Lebensgeschichten verbindet sich in diesen Einlagen noch mit einem gewissen künstlerischen Interesse an der Belebung der Selbstdarstellung. Vielleicht hat auch hier schon die „Insel Felsenburg“ auf den Verfasser eingewirkt, wie dies später bei anderen Werken festzustellen ist.

Suchen wir sonst nach „Verzierungen“ in diesem Teil, so werden sie wohl am ehesten zu finden sein in eben dem Abschnitt der Rheinreise, der die Geschichte des Sergeanten enthält. Es ist da des Abenteuerlichen ein bißchen viel auf einmal: eine unheimliche Kahnfahrt bei Nacht auf dem Rhein mit bösgesinnten Schiffern, aus deren tückischen Händen nur noch die Vorsehung hilft; ein Bürschchen, das mit 1100 Gulden im Sack allein ans Kap der guten Hoffnung fahren will; ein anderer Bursche, der ihm die Gulden abnimmt; ein Sergeant, der in Surinam sein Glück gemacht hat; ein geheimnisvoller Ambassadeur, der sich mit dem 30 jährigen Studenten christlich anbiedert — nichtsdestoweniger eine anziehende Partie voll lebendiger Eindrücke; ganz ohne Abenteuer ging ja eine Reise im 18. Jahrhundert selten ab.

Das „Häusliche Leben“ und die „Lehrjahre“ enthalten nach Stillings eigener Versicherung nur noch reine, „unverzierte“ Wahrheit. Wie sehr unverziert, lehren die doch noch vorhandenen Einlagen. Zuerst ein Sterbechoral aus dem Gesangbuch nach dem Tod der ersten Gattin. Dann die urkundenhaft trockene Biographie der zweiten Frau, Selma, folgendermaßen eingefügt: „Den Raum vom jetzigen Zeitpunkt bis dahin will ich mit Selmas Lebensgeschichte ausfüllen.“ Und gleich darauf wird gar die ganze Traupredigt aus den gesammelten Reden des Geistlichen abgedruckt. Die „Lehrjahre“ endlich bringen, wieder zur Hochzeit, der dritten, noch ein selbstgedichtetes

Lied des Ehemanns, und den Rest von des Vaters Lebensgeschichte, ähnlich locker eingerückt wie die Selmas: „Nun ist es einmal Zeit, daß ich wieder an Vater Wilhelm Stilling gedenke und den Rest seiner Lebensgeschichte dieser mit einverleibe.“

Alle drei letzten Teile werden durch ein angehängtes geistliches Danklied beschlossen. Man sieht: jedes künstlerische Bemühen schwindet mehr und mehr; an dessen Stelle tritt eine formlose Gleichgiltigkeit.

Sprache, Personencharakteristik, Empfindsamkeit.

Mit der Herausschälung romantischer Zutaten im Geiste des Sturms und Drangs haben wir dessen Einfluß nur nach der gröbsten Seite bestimmt. Er hat dem erfolgreichen Anfänger die Hand geführt auch da, wo er nicht erfand, sondern lediglich die Tatsachen seines Lebens darstellte, und hierin liegt wohl die wertvollere Wirkung. Der Stoff dieses Lebens kam schon an sich dem Geist der Straßburger Schule aufs schönste entgegen. Jung Stilling brauchte dort nur zu lernen, daß das Volkstümliche in Sitten und Gebräuchen, das kernhafte Bauerntum rein menschlicher Art, das er zu geben hatte, das Patriarchalische, das in seines Großvaters Hause gewaltet hatte, die lebendigen, realistischen, rührenden Züge, die ihm von den wichtigsten Personen fest im Kopfe haften geblieben waren — er brauchte nur zu lernen, daß dies alles nicht bloß private Werte für seine Person waren, sondern daß sie im Begriffe standen, beim Publikum im Kurse zu steigen. Die Theorie dieser Werte bildete sich gerade in dem Kreise, wo er als Zeuge lebte, und Straßburger Freunde waren es ja auch, die er zunächst allein im Auge hatte, als er zu schreiben begann.

Er wußte, daß der ihm gewiesene Weg ein zukunftsreicher sei. Es kommt zum Ausdruck in einer Erwiderung, die er dem Nicolaitischen Aufklärungsrezensenten angedeihen

ließ. Der hatte geglaubt, über das für ihn so nichtssagende Detail der „Jugend“, ihre uns entzückende Kleinmalerei seinen überlegenen Spott ausgießen zu dürfen. Darauf Stilling: „Solcher Rezensionen dörfen nur noch mehrere kommen, und dann: Schlaf wohl, allgemeine deutsche Bibliothek, bis du mit allen deinen Bänden im Staube vermodert bist. Der Kraftmann aus der Nachwelt wird langs gehen, aufschlagen, blättern und sagen: das war ein unfreundlicher Mann, was macht man mit all den Bänden?“ (Rheinische Beiträge 1779 II, 292.)

Es ist nicht nötig, die vielen Einzelzüge zu registrieren, für die jenem Rezensenten das Verständnis abging. Reidel a. a. O. hat nachgewiesen, wie treu Stilling die heimatlichen Verhältnisse wiedergegeben hat. Bis in Kleinigkeiten hinein stimmen die Schilderungen der „Jugend“ usw. sogar noch mit den heutigen Sitten und Gebräuchen der abgeschlossenen, wenig veränderungsfähigen Siegerländer überein.

Nur drei Punkte wollen wir noch auf ihren Zusammenhang mit der Schule des Sturms und Drangs prüfen: die Sprache, die Kunst der Charakterisierung und die empfindsamen Elemente. Die letzteren, unter die wir Naturgefühl und Landschaftsschilderung mit einbeziehen, werden uns zugleich in den pietistischen Grundgehalt der Autobiographie zurückleiten.

Die Sprache der ersten Teile, grammatikalisch betrachtet, enthält zahlreiche Elemente, die sich auf Stillings heimische Mundart zurückführen lassen (vgl. Reidel). Es ist zu fragen, ob und inwieweit er hierin mit Bewußtsein der Gewohnheit des Sturms und Drangs folgte, und inwieweit er es einfach nicht anders wußte? Die Entscheidung der Frage ist durch den Umstand erschwert, daß eine anerkannte Schriftsprache zu jener Zeit noch keineswegs feststand. Abweichungen von dem, was doch als Durchschnittsnorm gelten konnte, finden sich nun für unseren Fall in erster

Linie in Wortschatz, Wortgebrauch und Wortstellung, zum kleineren Teil in Syntax, Laut- und Formenlehre.

Stark dialektische Formen wie „Kümpchen", „geredt", „furchte sich" sind so selten, daß sie ihm entwischt zu sein scheinen; offenbar erstrebt er lautlich ein schriftdeutsches Wortbild. Die Flexion, besonders der starken Verba, stand dagegen schriftdeutsch so wenig fest, daß wir die gewöhnlichen Formen bei Stilling: „stund, sprungen, sturben, drungen, sunken, begonnten" usw., obwohl sie mit seiner Mundart übereinstimmen, keineswegs sicher als Dialekt ansprechen können; so auch „ich sahe, litte" usw. Anders steht es wieder mit wenigen syntaktischen Besonderheiten: „die Sonne geht hinter den Berg unter" usw.; mit der regelmäßigen Wortstellung: „ehe ich würde gefunden haben"; „Menschen, die wollten gesehen haben" ...; „nicht doch mehr," „es ist auch Abend mit uns," wofür es noch zahlreiche Belege gäbe; endlich am häufigsten zu bemerken der durchgängig eigentümliche Gebrauch geläufiger Präpositionen: „an" für „zu" und „in"; „auf" für „in", „an" und „zu"; „bei" für „zu", „unter" und „in": „in" für „um"; „nach" für „zu"; „vor" statt „für" und „für" statt „vor" usw. Von einigen dieser Präpositionen abgesehen, haben wir es hier durchaus mit mundartlichen Gewohnheiten zu tun, von denen anzunehmen ist, daß Stilling sie damals noch für schriftdeutsch hielt, sie also unwillkürlich, ohne besondere Absicht verwendete.

Wenn sich aber Stilling in Anwendung der Apokope, Synkope, Elision und Enklise die größte Freiheit gestattet, so darf man darin wohl ein bewußtes Vorgehen erblicken. Dies leuchtet in manchem Fall unmittelbar ein: „ich hab' mir eitle Freude deinetwegen gemacht .... wenn du Schulmeister bist, so wills nirgend fort. Zu Zellberg warst' ein Kind ... zu Dorlingen warst' ein Schuhputzer, so gar kein Salz und Kraft hast bey dir ..... und zu Preysingen must d' entfliehen ... was willst' nun hier machen? —."

Es ist bekannt, daß die Stürmer und Dränger daran ein besonderes Wohlgefallen hatten. Sie liebten auch

Eigentümlichkeiten in Wortschatz und Redensarten, denn das war ein Zeichen von Originalität. Kein Zweifel, daß Goethe beim Anhören von Stillings Erzählung an ihnen seine Freude hatte und daß das auf die Niederschrift ermutigend wirkte; andererseits läuft aber auch hier manches unwillkürlich mit unter, was Stilling für gut schriftdeutsch hält.

Zu größerer Sicherheit können wir nur durch Vergleichung mit den zeitlich nächstliegenden Dokumenten kommen. Ich habe sie vorgenommen mit der Erzählung „Ase-Neitha" von 1773, der „Schleuder eines Hirtenknaben" von 1775 und dem ältesten Briefe von 1771 (vgl. S. 87, Anmkg. 1). Der Brief, mehrere Seiten lang, ist dialektfrei; ganz und gar im zärtlichen Ton der Zeit gehalten, befleißigt er sich des reinsten Schriftdeutsch und vermeidet geflissentlich Apo- und Synkope, Elision und Enklise, die in der Lebensgeschichte so reichlich verwendet sind. Etwas freier sind hierin „Ase-Neitha" und „Schleuder", aber sie sind weit sparsamer darin als jene; so ist z. B. in der „Schleuder" die Apokope des Dativs der starken Masculina und Neutra auf ganz wenige Fälle beschränkt, während sie in der „Jugend" usw. die Regel ist. Die ausgedehntere Verwendung dieser Freiheiten in der Lebensgeschichte ist also eine bewußte.

Die „Schleuder", eine öffentliche Streitschrift gegen Nicolai, sollte gewiß schriftdeutsch sein, ebenso das öffentliche Erstlingswerk, die „Ase-Neitha" im Merkur. Da wir nun in diesen das „vor und nach", „in etwa", „ein und anders", „furchte" und „nicht weit mehr" (für „nicht mehr weit"), auch in einigen Fällen den erwähnten abweichenden Gebrauch von Präpositionen antreffen, so ergibt sich, daß Stilling zum mindesten von einer Anzahl seiner Idiotismen nicht wußte, daß sie dem schriftdeutschen Gebrauch widersprächen.

Einzelheiten davon haben sich bis in seine spätesten Schriften erhalten; das Übrige verlor sich von selbst, seit Stilling der Heimat fern in verschiedenen Gegenden lebte und akademische Vorlesungen zu halten hatte.

Wie viel nun im einzelnen von dem passenden sprachlichen Kolorit der Dorfgeschichte auf mangelhafte Kenntnis des Schriftdeutschen, wieviel auf künstlerische Absicht zurückzuführen sein mag — die Vergleichung ergibt, daß Stilling im ganzen, wenn er gewollt hätte, dem Gemeindeutschen weit näher hätte kommen können. Daß er das nicht versuchte, sondern eine angenehme Mitte zwischen einem übertragenen Dialekt und schriftdeutscher Norm halten zu dürfen glaubte, ist ein Verdienst der Straßburger Schule.

Es muß noch bemerkt werden, daß Stilling dreimal in der Lebensgeschichte andere Personen Dialekt reden läßt, und zwar Volldialekt: den Inspektor Weinhold in den „Jünglingsjahren", den Frankfurter Juden und brieflich den „Brofessor" Späßel im „Häuslichen Leben". Es ist in allen drei Fällen ein ähnliches Idiom, eine nicht näher zu bestimmende Art Judenjargon, wobei es auf humoristische Wirkung abgesehen ist; denselben verwendet er später noch einmal im „Heimweh" für den Juden Levi Hildesheimer.

Schule tritt uns auch entgegen, wenn wir auf die Zeichnung der Personen unser Augenmerk richten. Verfolgen wir sie durch alle Teile hindurch, so gewahren wir eine sehr merkwürdige Entwicklung. Eine spürbare Freude des Verfassers und eine anerkennenswerte Fähigkeit zur künstlerischen, anschaulichen Charakteristik verlieren sich mehr und mehr; sie macht zunächst der direkten, abstrakten Charakteristik Platz, die selbst wieder immer dünner und uninteressanter wird, zuletzt ganz versagt. Diese Entwicklung zur Kunstlosigkeit entspricht dem, was wir bisher zu beobachten hatten, und hat auch den gleichen Grund: das Interesse an anderen Personen, und damit das Bedürfnis, sie dem Leser zu schildern, schwindet in dem Grad, als die Versenkung in die Vorsehung den Wert und die Bedeutung der eigenen Person in den Mittelpunkt rückt. Wir wollen das kurz durchverfolgen.

Durch die „ungebundenste Entfaltung der lebendigsten Charakterschilderung“ (Hettner) war Fielding wie für England so auch für Deutschland von größter Bedeutung geworden; wie zuvor Richardson, so wurde jetzt Fielding gepriesen und nachgeahmt. In Straßburg wurde er mit der gleichen Bewunderung wie Goldsmith genossen. Man sieht leicht, daß auch der Verfasser der „Jugend“ von ihm gelernt hat. Ganz im allgemeinen; im besonderen noch bei robusten Figuren, vereinzelt in humoristischen Zügen und ironischen Bemerkungen[1]).

Die Charakteristik der „Jugend“ ist überwiegend von der anschaulichen Art. Der Verfasser will charakterisieren. Jedes Wort der Rede ist bezeichnend, wir hören diese Menschen und sehen sie sprechen. Wir lernen ihre Gewohnheiten kennen bis zum Zahnstochern, sie werden in verschiedenen Situationen und Gemütsstimmungen vorgeführt, auch in ihren kleinen Schwächen; und wir sind Zeugen des Eindrucks, den einer auf die andern macht. Wir sollen sie von allen Seiten kennen lernen. Im Dialog, ja in der Redeszene mehrerer Personen, wird sorfältig und mit allem Bedacht individualisiert.

Man sehe etwa die Familienszene bei der Taufe. Eine hinzugekommene Schwindlerin erzählt ihre Geschichte. Die Familienglieder machen Zwischenbemerkungen. Mariechen stellt kindlich neugierige Fragen und rückt je nachdem bald näher, bald ferner auf ihrem Stuhl von der zweifelhaften Person. Johann bringt sein gelehrtes Wissen an,

[1]) Man beachte z. B. Stellen wie I, 42; R. 27/8: „Vielleicht darum hatte er sich diesen vorteilhaften Platz gewählt, damit er seinen linken Ellbogen auf das Brett stützen, und zugleich ungehindert mit der rechten Hand essen könnte. Doch davon ist keine Gewißheit, denn er hat sich nie in seinem Leben deutlich darüber erklärt.“ Ähnlich I, 65; R. 50. Oder in den „Jünglingsjahren“: I, 138; R. 120: „Ob die Mädchen mit dem Trost auf jene Welt so völlig zufrieden gewesen, das läßt sich nicht wohl ausmachen, weil sie sich nie darüber erklärt haben.“ Reidel erinnert an den Tom Jones, wo sich solche Bemerkungen in Masse finden. Vgl. auch im Eingang der „Jugend“ die ironische Bemerkung über die „Florenburger“.

sein „septentrio“ gibt Anlaß zu einem scherzhaften Mißverständnis. Vater Eberhard sitzt ruhig und schweigsam dabei, er vermahnt die Unterbrechenden zur Ruhe, besonders, sobald eine spitzige Bemerkung gegen den Pfarrer fällt. Endlich verplappert sich „das Mensch“ und läuft deshalb davon. Die naive Familie besinnt sich lange über den Grund des plötzlichen Abgangs. Und jetzt erst benutzt Eberhard „seiner Gewohnheit nach“ die Gelegenheit, eine moralische Betrachtung an den Vorfall zu knüpfen. Inzwischen ist dem tiefsinnigen Wilhelm ein Licht aufgegangen, der Schwindel wird entdeckt — „alle Anwesenden schlugen die Hände zusammen.“ Als Versuch ist das recht zu loben. Die ganze Szene scheint geradezu nur darauf berechnet zu sein, Gelegenheit zu dieser Familiencharakteristik zu geben, und es ist wohl möglich, daß die Schwindlerin frei erfunden ist. Sie erinnert ja auch, wie früher der feigherzige, seine Gäste betrügende Wirt an bekannte Figuren des englischen Romans. Mit der englischen Technik aber sucht Stilling auch den wahren Figuren seiner Geschichte beizukommen.

Vortrefflich ist die Schilderung des Stillingschen Familienrates, bei dem es sich um das große Problem des Lateinlernens handelt. Ein Vorwurf für Chodowiecki:

„Der alte Stilling saß am Tisch, kaute an einem Spänchen; so pflegte er wohl zu thun, wenn er Sachen von Wichtigkeit überlegte. Wilhelm legte den eisernen Fingerhut auf den Tisch, schlug die Arme vor die Brust übereinander und überlegte auch. Margareth hatte die Hände auf dem Schoß gefalten, knickelte mit den Daumen gegeneinander, blinzte gegenüber auf die Stubenthüre und überlegte auch. Heinrich aber saß mit seiner wollenen Lappenmütze in der Hand, auf einem kleinen Stuhl und überlegte nicht, sondern wünschte nur. Stollbein saß auf seinem Lehnstuhle, eine Hand auf dem Knopf des Rohrstabes und die andere in der Seite und wartete der Sachen Ausschlag.“

Das ist Anschauung. Man glaubt, die Uhr in der stillen Bauernstube ticken zu hören. Zugleich bemerken wir dabei eine gewisse Einförmigkeit des Satzbaus, die zwar hier der Wirkung des Bildes keinen Eintrag tut, uns aber eine sprachliche Schwerfälligkeit des Verfassers verrät, die er auch später nicht ganz überwand; eine Folge der erst spät genossenen höheren Bildung.

Von den Einzelpersonen greife ich, ohne mich auf die „Jugend" zu beschränken, nur eine heraus, ihr etwas näher nachzugehen, die Gestalt des Pastors Stollbein. Dieser geistliche Despot und Dorftyrann ist recht grob in seinen Ausdrücken: „Flegel," „Schlingel," „Lümmel," „Halts Maul du Esel"! Zu einer angesehenen Ortsperson sagt er: „Hört, Schöffe Keilhoff, Ihr seyd ein recht dummer Kerl! ein Vieh so groß als eins auf Gottes Erdboden geht — scheert euch nach Haus." Die Familie Stilling, bei welcher er speisen soll, ist ihm ein „Bauernschwarm". Er „sagt" nicht bloß, sondern er „krisch", „murrte zurück," „brummte." Auf die Wahrung seiner Autorität ist er scharf erpicht: „Weißt du nicht, wen du vor dir hast?" „Braucht Respect und wißt, mit wem ihr redet." Daher ist er sehr beleidigt, als ihm der alte Stilling Fragen stellt, die sich wie ein Examen anhören. Wir sehen auch, wie seine Art auf andere wirkt. Johann „läßt den Löwen brüllen". Dagegen wird der Förster Krüger, wie so mancher andere, „sein Todfeind"; er behauptet, der Pastor sei „vom bösen Geist besessen" und handelt ihm in allem entgegen. Wieder andere respektieren ihn sklavisch: Simon, als er den Pastor herreiten sieht, arbeitet sich über Hals und Kopf mit dem Ochsen und seiner Karre aus dem Wege auf das Feld und stellt sich mit dem Hut in der Hand neben das Tier hin. Bei alledem hat der Gewaltige aber ein rechtschaffenes Herz und meint es gut mit den Leuten. „Ein Armer kam nie fehl bei ihm, er gab, solang er hatte, und half dem Elenden, soviel er konnte." Ja, er gibt sogar in Streitigkeiten nach, sobald ihm ein Mann wie Eberhard Stilling ernsthaft den Standpunkt klar macht,

und trägt nichts nach, selbst wenn er sich blamiert hat. Er kann selbst mitlachen, wenn ihm der gar zu altkluge Heinrich heimleuchtet. Denn an allen seinen Fehlern war nur ein törichter „Familienstolz“ schuld. Und wenn über ihn das ironische Wort fällt: „er liebte an andern Leuten die Demuth ungemein,“ so erscheint er doch wieder bei Vater Stillings Tod von der edelsten Seite; er weint helle Tränen, und bei seinem eigenen Ende hat er längst seine „störrischen“ Sitten abgelegt und scheidet von uns mit der ehrenvollen Nachrede: „In seinem Leben wurde er gehaßt und nach seinem Tode beweint, geehrt und geliebt.“

Das ist eine lebendige Gestalt! Wie köstlich hat ihn Chodowiecki erfaßt! Und so könnte man auch die andern Hauptfiguren durchgehen: den „ehrwürdigen großen“ Greis Eberhard und seine heldenhafte Margrete; ihre beiden Söhne, den kräftigen, klugen und emporstrebenden Johann — ihm hat Stilling noch ein eigenes kleines Denkmal gesetzt vgl. S. 3 — und den weniger energischen, Gefühlseindrücken preisgegebenen, grüblerischen Wilhelm; endlich Dortchen, das mimosenhafte Blumengeschöpf, die verkörperte Empfindsamkeit.

Ein überaus reizvolles Spiel der Charaktere; auch wenn dabei nicht zu übersehen ist, daß eben die Sorgfalt, die Peinlichkeit, ja fast Ängstlichkeit, womit der Verfasser das Bild seiner Lieblinge ausführt, zugleich den Anfänger verraten; auch wenn man erkennen muß, daß die knappe und doch so erfreulich ins Detail gehende Charakteristik nur für eine bestimmte Klasse von Menschen ausreicht und nicht einer umfassenden, allgemeinen Beobachtungsgabe entspringt. Denn da sie sich in den ersten Teilen der Lebensgeschichte ganz in ihrem Elemente hält, eigene Erinnerungsbilder nur bescheiden mit gelernten Mitteln angreifend, so wirkt das, was in der Zeichnung dilettantisch ist, nicht unreif schülerhaft, sondern rührend, die Anspruchslosigkeit fordert nicht zur Kritik heraus, sondern zieht gerade an; der Naivetät des Stoffes entspricht eine solche des schriftstellerischen Könnens.

Mit der Erweiterung des Schauplatzes treten neben den Hauptfiguren aus der „Jugend“ neue Personen auf, deren kleine Rolle es nötig macht, ihrem sie selbst charakterisierenden Auftreten doch eine zusammenfassende direkte Schilderung voraus- oder nachzuschicken. Von dieser Art findet sich in der ganzen „Jugend“ eigentlich nur ein Beispiel, bei dem kurz auftauchenden Niclas. In den „Jünglingsjahren“ sind beide Arten glücklich gemischt. So wird etwa Steifmann und seine Familie erst genau beschrieben, ehe der rohe Patron selbst in Aktion tritt; ähnlich die Hochbergs in der „Wanderschaft“. Dann nimmt die direkte Charakteristik überhand im „Häuslichen Leben“, und in den „Lehrjahren“ herrscht sie so gut wie ganz. Was da noch von den Personen geredet wird, geschieht mit verschwindenden Ausnahmen nur noch der Sache wegen; die charakterisierenden „Steckbriefe“ aber werden immer kürzer.

Zunächst jedoch hat Stilling, wie vorher an der indirekten, so jetzt auch an der direkten Charakteristik eine merkbare Freude. Er liebt starke Bilder und Vergleiche, er wählt seine Worte; daneben aber ist die oben gemachte Beobachtung zu wiederholen: Stilling wagt sich nicht weit über einfach nebeneinandergestellte, gleichgebaute Hauptsätze hinaus; es bleibt ihm eine gewisse stilistische Unbeholfenheit.

Zur direkten Charakteristik bedient er sich verschiedener Mittel. Entweder gibt er einen summarischen Lebensabriß, wie bei Niclas in der „Jugend“, bei dem Sonderling Heesfeld in der „Wanderschaft“, oder erzählt eine bezeichnende Anekdote wie bei Kraft in den „Lehrjahren“, bei Dahlheim in der „Wanderschaft“: „Um den Charakter dieses Mannes meinen Lesern zu schildern, will ich eine Geschichte erzählen, die sich mit ihm zugetragen hat ....“ Wieder ein andermal begnügt er sich mit Angaben über äußere Umstände: Vermögen, Gewerbe, Familie, wie bei Spanier in der „Wanderschaft“.

Menschen, die ihm nahe stehen oder sonst sehr sympathisch sind, werden fast nie äußerlich gezeichnet: nichts von Physiognomie, Gang, Kleidung. Ja, manchmal ist er bei solchen auch mit der seelischen Charakteristik merkwürdig sparsam. Am auffallendsten bei seinem Wohltäter Isaac, der uns überhaupt nicht vorgestellt wird. Isaac selbst spricht nur ganz wenige Worte und wir haben gar kein Bild von ihm. Auch von dem edlen Spanier erfahren wir durch Stilling nur, daß er viele Häuser und Kinder besitzt, gar nichts von seinem Aussehen. Ebenso wird sein Freund Troost behandelt, mit dem er in Straßburg studiert, wir haben nur seinen Namen und ein paar wenig besagende Ausdrücke für seinen Charakter. Ja selbst bei einem Mann wie Herder, der ihm doch einen hervorragenden Eindruck machte, kein Wort über Gestalt und Antlitz. Auch den sehr ausführlichen Charakteristiken, die Raschmann und Kraft noch in den „Lehrjahren“ erfahren, fehlt jedes äußere Moment. Nur den frappanten ersten Eindruck von Goethes „großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs“ hat er uns festgehalten.

Ganz anders verfährt er mit Menschen, die ihm seltsam, innerlich gleichgiltig, fremd oder gar zuwider sind. Bei solchen macht es ihm sichtliches Vergnügen, Physiognomie, Bewegung und Kleidung zu schildern und sie bekommen die längste, eindrucksvollste Zeichnung. Allerdings nicht ohne Neigung zur Karikatur. Der Inspektor Weinhold in den „Jünglingsjahren“, der ihn sehr übel behandelt hatte, wird folgendermaßen abgeschildert: „ein dicker Mann, mit vollem, länglichem Gesicht; das große Unterkinn ruhte sehr majestätisch auf dem feinen, wohlgeglätteten und gesteiften Kragen, damit er nicht so leicht wund werden möchte; er hatte eine vortreffliche weiße und schöne Perücke auf dem Haupt, und ein seidener schwarzer Mantel hing seinen Rücken herunter; er hatte hohe Augenbraunen und wenn er Jemand ansah, so zog er die unteren Augenlider hoch in die Höhe, so daß er beständig blinzelte. Die Absätze an seinen Schuhen

krachten, wenn er darauf trat und er hatte sich angewöhnt, er mochte stehen oder sitzen, immerfort wechselsweise auf die Absätze zu treten und sie krachen zu lassen“ (I, 160; R. 141). Auch der ihm sehr unsympathische Hochberg erhält ein grelles äußeres Konterfei. (I, 215; R. 194.) Und dann die Sonderlinge. „Spässel, ein sonderbarer Heiliger .... sein Anzug war sehr nachlässig, mitunter auch unsauber, sein Gang und Wandel schlotterig, alle seine Reden niedrig komisch“ (I, 374; R. 350). Tom, „ein ansehnlicher wohlgewachsener Mann, mit einer hohen, breiten Stirn, großen starren Augen, magerem Gesicht und spitzigem Mäulchen ...“ (I, 377; R. 354). Und so verdanken wir auch die ausführliche Schilderung, die Stilling von seinem Sprachlehrer Heesfeld gibt, nicht sowohl der innigen Freundschaft, sondern dem Umstand, daß der Mann in der Tat ein auserlesener Sonderling war: „Ein seltsamer und origineller Mensch ... er saß da in einem dunklen Stübchen, hatte einen schmutzigen Schlafrock von schlechtem Camelot an, mit einer Binde von demselben Zeug umgürtet; auf dem Kopf hatte er eine latzige Mütze, sein Gesicht war blaß, wie eines Menschen, der schon einige Tage im Grabe gelegen, und im Verhältnis gegen die Breite viel zu *lang*. Die Stimme war schön, aber unter pech*schwarzen Augen*braunen lagen ein paar *schwarze, schmale,* kleine *Augen* tief im Kopf; die Nase war *schmal* und *lang,* der Mund ordentlich, aber das Kinn stand platt und scharf *vorwärts,* das er auch immer sehr weit *vorwärts* trug: sein raben*schwarzes* Haar war rundum gekräuselt, sonst war er *schmal, lang,* und schön gewachsen“ (I, 236/7; R. 215).

Lavaterisch ist diese Beschreibung, bei der die erwähnte Schwerfälligkeit auch in den wiederholt gebrauchten gleichen Wörtern hervortritt, nicht, weil sie auf jede Ausdeutung der Merkmale verzichtet.

Eine dritte Klasse direkter, nicht äußerlicher Charakteristiken begnügt sich mit einigen zeitgemäßen Schlagworten, unter denen man sich alles und nichts vorstellen

kann: Philosophie, Religion, Christentum, Genie, Empfindsamkeit. Drei Beispiele von ganz verschiedenen Menschen:

Doktor Troost: „er hatte das edelste und beste Herz von der Welt, das aus lauter Menschenliebe und Freundschaft zusammengesetzt war; dazu hatte er einen vortrefflichen Charakter, viel Religion und daraus fließende Tugenden“ (I, 265; R. 243).

„Caspar, ein Eisenschmelzer, eine edle Seele, warm für die Religion, mit einem Herz voll Empfindsamkeit“ (I, 155; R. 137).

Der Aktuar Salzmann: „Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem ächtesten Christenthum verpaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann“ (I, 271; R. 249).

Die Neigung zum inhaltlosen Superlativ, die wir dabei bemerken, spricht sich gelegentlich auch aus durch einen Zusatz: „wie es wenige giebt“ (I, 323, 325, 374; R. 301, 302, 350).

In den „Lehrjahren“ bricht mit dem Interesse an der individuellen Mannigfaltigkeit der Menschheit auch die Freude an ihrer Beschreibung ganz zusammen. Nur im Anfang finden wir noch die erwähnten größeren Charakteristiken des Pfarrers Kraft und des Hofmeisters Raschmann (über diesen vgl. Anhang II, 5); dann aber reisen wir mit dem tüchtigen Staroperateur in Deutschland und der Schweiz herum und werden geradezu überschwemmt mit Menschen, die weiter nichts sind als „edel“, „rechtschaffen,“ „vortrefflich,“ „christlich gesinnt,“ „exemplarisch fromm“ usw. Die Charakteristik hört damit überhaupt auf.

Zwei Partieen der Lebensgeschichte haben von jeher das besondere Interesse des Litteraturhistorikers gefunden: die eine, in der einige Glieder des Straßburger Kreises gezeichnet werden („Wanderschaft“); die andere, in der Stilling sich bemüht, ein Bild von der Elberfelder Zu-

sammenkunft des Jahres 1774 zu geben („Häusl. Leben"). Zu beiden wenige Bemerkungen.

Bei der Schilderung der Straßburger Freunde mußten wohl persönliche Rücksichten genommen werden, da diese Zeit erst sieben Jahre zurücklag. Daher sind die Charakteristiken kürzer, als wir wünschten.

Am bedauerlichsten bei Herder. Wie anziehend sind dagegen die bekannten Szenen, in denen er uns den jungen Goethe vorführt[1]). „Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen." Stillings Verhältnis zu diesen beiden Männern wird später, über die Notizen der Lebensgeschichte hinaus, zusammenfassend dargestellt werden.

Über einige andere Tischgenossen äußert sich Stilling kurz, einseitig und zum Teil dunkel. Die verschwommenen Ausdrücke über den Aktuarius Salzmann wurden schon zitiert. Hier entschuldigt sich Stilling: „Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten." Doch „sein Ort war der oberste, und wär es auch hinter der Thür gewesen".

In dem Mediziner Waldberg aus Wien hat zuerst Goedeke Johannes Meyer aus Lindau erkannt. (Waldberg ist pseudonyme Nachbildung von Lindau; Wien und Lindau wechseln auch sonst in seiner Bezeichnung ab.) Er ist es, der Stilling durch ungezogenen Spott an seiner empfind-

[1]) Der Ausdruck, daß „Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte", ist ein feines Wort, soweit wir es an den herrlichen Goethebildnissen messen können. Das ist aber auch von späteren Zeitgenossen Goethes bezeugt. Frau Elisabeth Staegemann, die Gattin des ausgezeichneten preußischen Patrioten und Staatsmannes, schreibt 1815, nachdem sie Stillings Lebensgeschichte gelesen: „Es hat uns amüsirt, zu finden, daß Stilling ein vertrauter Freund Goethes war und diesen oft redend einführt. Auch finden wir, seitdem wir die Goetheschen großen schönen Augen selbst gesehen, den Stillingschen Ausdruck ganz vortrefflich, ‚daß jener seine Augen an der Wirthstafel oft zu ihm herübergewälzt'" (Hedwig v. Olfers, geb. v. Staegemann, ein Lebenslauf, Berlin 1908. I, 398).

lichsten Stelle verletzte und dadurch dessen engeren Anschluß an den ihm tapfer zu Hilfe eilenden Goethe veranlaßte. „Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten.“ Stilling übersieht die tiefe Gutmütigkeit, die Goethe an Meyer rühmte, sowie die außerordentliche Tüchtigkeit des Mannes, der die „liederlichen“ Seiten seiner Natur in einem tätigen und reichen Leben rasch überwunden hat (vgl. den biographischen Abriß von Th. Stettner, G. J. B. XXIV, 266 ff).

Wer der elsässische Mediziner Melzer ist, der gleich nach Meyer genannt wird, weiß ich nicht; ich konnte seinen Namen sonst nirgends finden. Allbekannt aber ist Franz Lerse, „einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethens Liebling ... nicht nur ein edles Genie, und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen.“ Den gleichen Zug finden wir in „Dichtung und Wahrheit“: „trocken, lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete“; aber mit wieviel weiteren, individuellen Zügen hat Goethe das Bild seines Lerse außerdem noch auszustatten gewußt!

„Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte, von diesem will ich nichts mehr sagen, als daß er ein guter Rabe mit Pfauenfedern war.“

Wer ist das? Erich Schmidt hat die Stelle zunächst allgemein einleuchtend auf Heinrich Leopold Wagner, den Verfasser der „Kindermörderin“, gedeutet. „Wahrscheinlich nicht auf diese selbst, sondern nur darauf, daß Wagner, der in Goethes Kreise für nicht sehr bedeutend galt, gern mit fremdem Kalbe pflügte“ (H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse, 2. Aufl., S. 8). Nur Froitzheim suchte diese Erklärung in ganz verfehlter Weise anzufechten. (Goethe und H. L. Wagner, 1889, S. 39 ff.) Wenn ich sie jetzt aufs neue in Zweifel ziehe, so geschieht es auf Grund eines erst seit 1899 veröffentlichten Briefes von Stilling an Lerse, in welchem er einen Rückblick tut auf den „Lauthischen,

ehmals merkwürdigen Tisch". Man kann nicht umhin, den Bericht der „Wanderschaft" mit diesem um zwei Jahre jüngeren Privatbrief (1780) prüfend zu vergleichen. „Nur noch ein Kleeblatt," klagt Stilling dem Freunde in Versailles, sei übrig: Goethe, Lerse und Stilling. „Die andern alle sind entweder Werkeltagsmenschen oder ihr Feuer ist schon verraucht. Salzmann gehört nicht in diese Reihe, er war ruhiger Beobachter und Freund, in dessen Schoß wir spielten. Mayer lebt in Wien, ungeliebt, unbekannt, still und gewiß nicht vergnügt. Sein kochender Geist ist versprudelt. So wie mir deucht, ist er ein ganz unthätiges Geschöpf. Gott mag wissen, was er noch aus ihm machen kann. Gerhardi hab ich verloren, ich — weiß gar nicht, wo er ist. Vielleicht ist seine kleine Kraft in Wetzlar [1]) — im Wust alter Akten in Gährung gekommen und vollends gar sauer geworden. Goethe . . ." Und zuletzt über den gegen Schluß der „Wanderschaft" mit den Worten „der bekannte sanfte Lenz" ebenso kurz als schief charakterisierten unglücklichen Dichter: „Der arme Lenz liegt der göttlichen Erbarmung im Schoße und da wollen wir ihn lassen" (A. Langmesser, Jakob Sarasin. Zürich 1899, S. 133).

Wir sehen, Stilling nennt hier die gleichen Freunde wie in der Lebensgeschichte, außer Melzer und dem Anonymus. An deren Stelle aber spricht er von Gerhardi. Und zwar an deren Stelle im wörtlichsten Sinn. Seine Erinnerung nimmt assoziativ den gleichen Weg, wie bei Abfassung der betreffenden Stelle der „Wanderschaft". Zwar beginnt er, anders als dort, mit Salzmann, fügt aber gleich hinzu: „der gehört nicht in diese Reihe." Dann folgt Meyer, dessen Identität mit Waldberg danach endgiltig nicht

[1]) Nach Wetzlar hat Stilling diesen Freund, wie es scheint, nur vermutungsweise, und zwar falsch, versetzt. Wenigstens hat Herr Prof Dr. Gloël, der auf meine Anfrage hin freundlichst die entsprechenden Wetzlarer Kammergerichtsregister von 1771—82 durchsah, seinen Namen nirgends gefunden.

mehr bezweifelt werden kann. Melzer fehlt, Lerse ist Adressat des Briefes, dann kommt Gerhardi, endlich Goethe. Da Gerhardi als Jurist nicht etwa der echte Name für den Mediziner Melzer sein kann, steht er genau an der Stelle des „guten Raben“, „der sich neben Goethe hinsetzte.“ Und wie er hier im Brief zuletzt und am kürzesten Lenz erwähnt, so wird dieser auch in der „Wanderschaft“ erst später, nicht mit den andern zusammen, gestreift. Der Bericht sieht also ganz wie eine Spiegelung des Berichtes in der „Wanderschaft“ aus. Wäre der „Rabe“ Wagner, und hätte demnach Stilling sein ihm von Goethe angehängtes litterarisches Renommee gekannt, so müßte sein Fehlen in dieser brieflichen Revue Lersen gegenüber sehr auffallen; weit mehr als das Melzers; hätte er nicht Wagners im vorausgehenden Jahr erfolgten Tod erwähnen müssen? Nimmt man noch die Bedenken hinzu, die sich Erich Schmidt bei seiner Erklärung selbst einwirft: die Vermutung von Wagners Teilnahme an dem Mittagstisch ist nur durch die darauf bezügliche Kommentierung unserer Stelle gestützt, und warum ißt das Straßburger Kind nicht bei seinen noch lebenden Eltern? — so liegt der Schluß nahe: der in dem Brief genannte Gerhardi könnte der „gute Rabe“ sein.

Damit entgeht uns allerdings die so schön passende Beziehung auf den „Plagiarius“, aber der Ton, der in dem gebrauchten Bilde liegt, stimmt durchaus mit der freundschaftlichen Geringschätzung zusammen, mit welcher der Brief von Gerhardis „kleiner Kraft“ spricht. Die in der „Wanderschaft“ vorausgehenden, recht dürren Charakteristiken Waldbergs, Melzers, Lerses, ebenso die nachfolgende Salzmanns, auch in Worten und Wendungen sich zu sehr wiederholend, machten Stilling sichtlich Mühe: mir scheint, daß er froh war, sich jetzt einmal mit einem Abwechslung bringenden Bilde helfen zu können, mit dem man ja auch ohne speziellere Anspielung allgemein einen Menschen bezeichnen kann, hinter dem nichts steckt und der doch etwas aus sich machen will. Wie

hier aus einer geläufigen Fabel, so entlehnt er ein andermal aus einer ebenso bekannten Bibelstelle ein doppeltes Tierbild I, 324; R. 301: „seiner Taubeneinfalt fehlte es an Schlangenklugheit wirklich nicht." Noch näher kommt dem „guten Raben" „ein gutes Schaf", I, 123; R. 105, auf eine beschränkte Frau angewendet.

Ich möchte also, ohne die Deutung auf Wagner schlechthin ablehnen zu können, doch auf diese andere Möglichkeit hingewiesen haben[1]).

Ergiebiger hat sich Stilling im „Häuslichen Leben" über die Elberfelder Zusammenkunft des Jahres 1774 ausgelassen. Hier war er sich bewußt, einen historisch denkwürdigen Moment unter seiner Feder zu haben; auch lag die Begebenheit 15 Jahre zurück, und so bemühte er sich redlich, uns ein Bild zu geben. Heinse, einer der Beteiligten, von Stilling Juvenal genannt, schreibt ein Vierteljahr nachher an Klamer Schmidt (Schüddekopf IX, 229): „Der erste Auftritt, wo ich ihn [Lavater] sah, muß von einer Meisterhand gezeichnet werden; und die hab' ich nicht, und meine wenige Kräfte dazu anzuwenden hab' ich jetzt keine Zeit. Es ist die einzige Scene ihrer Art, die vielleicht noch an keinem andern Orte der Welt ihres gleichen gehabt hat." Ganz ähnlich hat Stilling die Einzigartigkeit der Situation empfunden: „Niemals hat sich wohl eine seltsamer gemischte Gesellschaft beisammen gefunden, als jetzt um den großen ovalrunden Tisch her . . . es ist

[1]) Ich bemerke noch, daß der älteste Brief Stillings, der uns erhalten ist, aus der Zeit seiner intimsten Berührung mit den Straßburger Freunden stammt und darum besonderes Interesse verdient. Er ist geschrieben am 22. Juni 1771 in Ronsdorf, wohin Stilling zur Nottrauung mit der vermeintlich sterbenden Braut gerufen worden war, gerichtet an mehrere Freunde, adressiert an Röderer und enthält nebst dem Dank für erhaltene Geschenke die zärtlichsten Freundschaftsbeteuerungen des wider Erwarten glücklichen Ehemannes. Der findige Froitzheim hat ihn veröffentlicht im 7. Heft der Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen S. 18.

der Mühe werth, daß ich diese Gäste nur aus dem Groben zeichne.“

Wenn Heinse die Schwierigkeit betont, diesen seltsamen Kreis befriedigend zu zeichnen, so schwebt ihm die Aufgabe vor, Bewegung und Leben in die Runde zu bringen, sie halbdramatisch vorzuführen. Man denke: der junge Goethe, die alten Ter-Steegianer, der frivole Heinse, der feine Jacobi, Lavater und sein Zeichner, endlich unser Stilling; sie alle halb vom Zufall in eine Stube zusammengeworfen, teils im Reit- und Reise-, teils im Hauskostüm, die Pferde vor der Türe — eben das alles vermissen wir auch an Stillings Darstellung; nur: „die Scene währte ziemlich tumultuarisch, kaum eine halbe Stunde.“ Stilling setzt uns die Porträts der wichtigsten Personen an den Tisch und damit müssen wir uns bescheiden. Die Charakteristiken sind doch recht reizvoll; in gewählten Ausdrücken und Vergleichen gehalten, etwas geistreichelnd. Dabei kommen die Weltkinder zu kurz gegenüber den Frommen, die er mit persönlicherem Interesse, doch nicht ohne eine feine Ironie über ihre Situation behandelt.

Der alte Ter-Steegianer, den „Lavaters Ruf der praktischen Gottseligkeit herbeigelockt“ hatte, ist J. E. Tesche(n)-macher, der Angehörige einer alteingesessenen, angesehenen Elberfelder Familie. Seine religiösen Grundsätze werden angedeutet, seine Gesichtszüge, seine Art zu sprechen und sein Anzug geschildert; wir spüren, wie es dem ehrwürdigen Mann in der Gesellschaft nur halb wohl ist: „mit einer Art von freundlicher Unruh schauete er um sich, sagte auch wohl zuweilen heimliche Ermahnungsworte, denn er witterte Geister von ganz anderen Gesinnungen.“

Auch der Hauswirt, Conrad Adolph Caspary, den Stilling gleichfalls nicht mit Namen nennt, gehört zu den Elberfelder „Feinen“ und war nahe mit Ter-Steegen befreundet; er war ein wohlhabender Kaufmann, der sich aber seit 1736 mehr und mehr vom Geschäft zurückgezogen und dem andächtigen Leben ergeben hatte. Wir besitzen

von ihm auch ein Bändchen geistlicher „Frühlingsklänge“. Er befindet sich in derselben Stimmung wie Teschenmacher: „er horchte lieber, als daß er redete, und wenn er sprach, so war alles vorher in seiner Gehirnkammer wohl abgeschlossen und dekretiert worden“; eine „pechschwarze Perücke“, ein „brauner zizener Schlafrock“ und eine „grünseidene Schärpe“ umhüllen den Leib des edlen Mannes, dem es „weder an Taubeneinfalt noch Schlangenklugheit“ gebricht. Kürzer über Lavater. Sein anziehendes Gesicht, sein Witz und seine Unterhaltungsgabe werden gerühmt, nicht ohne einen Seitenblick auf solche Anwesende, „die sich durch Witz und Laune zu versündigen glaubten.“

Sodann die beiden bedeutendsten Pietisten der ganzen Gegend, Johann Gerhard Hasenkamp und Samuel Collenbusch.

Hasenkamp, der die ersten dreißig Jahre seines Lebens wegen theologischer Ketzereien in eifervoller Unruhe und mannigfachen Konflikten mit den kirchlichen Behörden zugebracht hatte, war seit 1766 Rektor am Gymnasium zu Duisburg und lebte seither dort in Ruhe, verdienstreich als religiöser Pädagog, ohne sich doch seiner vielfach originellen, zum Teil auch von Collenbusch beeinflußten theologischen Studien zu enthalten. Stillings Worte über ihn sind sehr treffend. Von allen ästhetischen Interessen völlig unberührt, ging sein Trachten auf die Ergründung der jenseitigen Dinge, nicht ohne Verirrung und Eigensinn: „er schritte, mit dem Perspectiv in der Hand, beständig im Lande der Schatten hin und her, und schaute hinüber in die Gegend der Lichtsgefilde: was Wunder, wenn die blendenden Strahlen ihm zuweilen das Auge trübten!“ Als Stilling das schrieb, war Hasenkamp schon elf Jahre tot. Seine Sterbestunde, worauf sich bezieht, daß er „mit einem lauten Hallelujah zur Urquelle des Lichts und der Wahrheit emporstieg“, hat Stilling in der längeren Charakteristik beschrieben, die er im „Theobald“ unter dem Namen Hasenfeld von ihm gibt (VI. 119 ff. 282 ff. vgl. dazu XIII. 427 ff.).

Endlich Collenbusch, dessen Gesicht „Lavaters ganzes System erschütterte“. Er ist der hervorragendste Vertreter des niederrheinischen Pietismus neben und nach Ter-Steegen. „Theologischer Arzt oder medizinischer Gottesgelehrter“ — sein Lebensgang weist manche Ähnlichkeit mit dem Stillings auf. Als Arzt verdiente er wie dieser nichts, weil er kein Honorar verlangte. Er liebte alchimistische Bücher, ohne ihnen preisgegeben zu sein. In spätem Alter lernte er noch Griechisch, um das Neue Testament in der Ursprache lesen zu können. Sein „unbedingter Biblicismus“ und ein darauf gegründetes System „von großartiger Geschlossenheit“ (Protest. Realencyclopädie 3. Aufl. IV, 237), sein Streben nach Vereinigung von christlicher Lebensheiligung und tätiger Anteilnahme an den Weltgeschäften, endlich seine vermeintlich allein an der Bibel orientierten Vorstellungen vom Leben nach dem Tode haben auf Stilling eingewirkt, und wir werden diesen Spuren noch begegnen. Er hat ihm hier in der „Wanderschaft“ ein wohlverdientes Denkmal gesetzt: „seine mit dem schwarzen und grauen Staar kämpfende Augen und sein immer offener zwo Reihen schöner, weißer Zähne zeigender Mund schienen die Wahrheit Welträume weit herbeiziehen zu wollen.“

Nicht mit der gleichen Liebe hat Stilling, wie schon gesagt, die Weltkinder der Tafelrunde beschrieben. Doch bemüht er sich auch hier, für jeden einen recht gewählten Ausdruck zu finden: F. H. Jacobis „hochrectifizirtes philosophisches Gefühl urtheilte immer nach dem Zünglein in der Wage des Wohlstandes, des Lichts und des Rechts“; Heinses „ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte“. Die behauptete Anwesenheit des andern Jacobi beruht auf einem Irrtum. „Goethe aber konnte nicht sitzen, er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte. Die Schönenthaler glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein;

Stilling aber und andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft für Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem, hellem Blick ihn darniederschoß [1])."

Wir betrachten drittens die **Landschaft** in Stillings Lebensgeschichte und sein **Naturgefühl**. Das meiste Material dafür bieten wiederum die drei ersten Teile. Es hängt das natürlich mit dem bisher beobachteten Charakter derselben zusammen, aber doch nicht so sehr, als man beim ersten Zusehen glauben möchte; neben solchen des Sturms und Drangs finden wir in stärkerem Maße andere Elemente; beide zusammen geben bisweilen eine merkwürdige Mischung.

Die objektiv beschreibende Darstellung eines bestimmten Landschaftsbildes macht Stilling Schwierigkeiten. Wer mit dem Siegerland vertraut ist, erkennt die von ihm geschilderten Gegenden recht gut, aber Stilling operiert dabei viel zu umständlich mit Entfernungsangaben und Himmelsrichtungen meist im ganzen Kreise herum; so gleich zum Eingang der „Jugend"; noch mehr I, 109 ff.; R. 91/4; vgl. ferner I, 179; R. 161. Doch glückt ihm auch manches Vergleichsbild: „der Geißenberg, der wie ein Zuckerhut gegen die Wolken steigt"; „ein Wald, dessen hundertjährige Eichen und Maibuchen in gerader Linie gegen Osten zu wie eine preußische Wachtparade hingepflanzt stehen und den Himmel zu tragen scheinen." Auszuzeichnen ist ein Dorfbildchen wie das von Preisingen (I, 135; R. 116/7); prächtig der Abend im Dorfe: „Nun senkte sich die Sonne hinter den blauen Berg; Kraft und der Schulmeister gingen den Hügel herab, die braunen und scheckigten Kühe grasten in der Trift,

[1]) Über die Glaubwürdigkeit von Stillings Bericht in den Einzelheiten der Zusammenkunft s. Anhang II, 2.

ihre heiseren Schellen klangen widerhallend hin und her. Die Knaben liefen in den Höfen herum und theilten ihr Butterbrod und Käse zusammen; die Hausmütter machten den Stall zurecht und die Hühner flatschten, eins nach dem andern, hinauf zu ihrem Loch; noch einmal drehte sich der orangegelbe und rothbraune Hahn auf seinem Pfahl vor dem Loch herum und krähte seinen Nachbarn gute Nacht; durch den Wald herab sprachen die Kohlenbrenner, die Quersäcke auf den Nacken, und freuten sich der nahen Ruhe" (I, 116; R. 98).

Hierin ist Straßburger Schule: durch höchst realistische Einzelzüge wird Stimmung gemacht.

Von der litterarischen Einwirkung des Werther, die ihn Naturgefühl und Homerlektüre vereinigen läßt, war schon die Rede; an der besprochenen Stelle, wo er Ophelias Wahnsinn kopiert, wird auch seine Landschaft Shakespearisch gestimmt: eine herbstliche Heide erregt ihm schauderhafte, melancholische Gefühle, gespenstische, bange Ahnungen.

Und so redet er mit dem Sturm und Drang auch gerne von der „reinen, wahren Natur" und seinem für sie so „empfänglichen, offenen, freien Herzen", und er macht Verse über die „sterbende Natur" oder die stürmische Herbstnacht:

Wenn ich des Nachts erwache,
So heults im Loch der Eulen,
Die Eiche saust im Wind.
Es klappern an den Wänden
Die halbverfaulten Bretter,
Es rast der wilde Sturm.
Dann ists mir wohl im Dunkeln,
Dann fühl ich tiefen Frieden,
Dann ists mir traurig wohl.

Diesen Schluß würde nun allerdings kein Stürmer und Dränger machen. Das ist die Sentimentalität, die er von seiner Mutter geerbt hat, „etwas, welches wir Stillinge nicht kennen," sagt sein Vater; im Sonnenschein fühlt er sein Leiden doppelt, der Herbst macht ihn wehmütig, der Winter ist ihm fürchterlich, und mit der gleichen Senti-

mentalität betrachtet er, Matthisson vorwegnehmend, „die zerfallnen Mauern“ der Ruinen und den Hügel mit „Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen“.

Besonders aufmerksam ist er immer auf den Wind; selten vergißt er, ihn als Stimmungsmoment zu erwähnen: „die kühle Luft vom Rheine her ... wie sie mit den langen, dürren Grashalmen und Efeublättern spielte und darum pfiff“ ... (I, 54; R. 40, vgl. I, 89; R. 74); vor der Sonne „her säuselte ein Windchen“ (I, 110; R. 92); „wenn der Südwind drüber her fächelt“ (I, 101; R. 83); Birken, „deren dunkelgrüne Blätter beständig fort im ewigen Winde flisperten“ (I, 112; R. 94); „ein kältlicher Ostwind pfiff in den blätterlosen Birken“ (I, 142; R. 124) u. s. w.

Die ausführlichste heimatliche Naturschilderung hat Stilling 1776 in einem später gedruckten Vortrag vor der kurpfälzisch-physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gegeben, von einem sehr nüchternen Thema zu persönlichen Jugenderinnerungen abschweifend. Ich teile sie hier mit, da sie eigentlich in die „Jugend“ gehörte; gewisse Schönheiten, Farbensinn und Beobachtungsgabe sind ihr nicht abzusprechen; sie zeigt aber zugleich musterhaft das Zusammenwirken verschiedenster Einflüsse, älteres und moderneres Naturempfinden und -beobachten vermischt:

„Keine seligere Zeiten habe ich erlebt, und werde sie in dieser Welt nie wieder erleben, als jene, wo ich mit meinem ehrwürdigen Großvater in einer Kohlhütte schlief. Die einsame, ungekünstelte, freie Natur, kein durch Menschenhände entweihter Gegenstand, Wald, lauter grüner Wald, zuweilen ein grüner Platz und cristallene Quelle, Wasser, wie in Eden quoll. Dann düstere Gebüsche, dann Riesenbäume, unter welchen man frei wandeln konnte; überall heilige Stille und feierliches Dunkel, nur die hohe Nachtigall modelt ihre kurzen Absätze. Die Morgenröthe zeucht auf, vor ihr die funkelnde Venus: sie blitzt zwischen den Blättern daher. Winde, sanfte Winde, Engel Gottes säuseln und lispeln auf den Gipfeln hundertjähriger Eichen und Maibuchen. Schaaren von Vögeln fühlen die Gegenwart Gottes, und stimmen tausendzüngigen Jubel an. Der majestätische Hirsch steht auf aus seinem Lager, reckt sich, und reibt sein juckendes Geweih an schlanken Bäumen. Nun tritt die Sonne herauf, alles Schwarzgrün wird nun Goldgrün, ein kühler Duft erfrischt alles, über den Bächen ruhen stille Nebelwolken, und die

Thauperlen glänzen auf jedem Grasplätzchen. Der dunkle Schatten des Waldes schützt vor der Sonnenhitze.

Nichts ist fürchterlich schöner als ein Gewitter; der ganze Wald wird zur Dämmerung, das Heulen des Sturmwindes in all dem Laube und Ästen ist entsetzlich. Nun eilet man zur Rasenhütte, setzt sich hin, und lauscht auf das Brüllen der Sturmwinde, es fängt an, die Erde mit Wassergüssen zu peitschen, es plätschert auf den Steinen, und mit tausend Blasen, die, wie kleine Schiffe, auf jedem Bächlein daherfahren, eilen durch jede Vertiefung trübe Ströme durch Berg und Thal hin. Still, einsam sitzt der Köhler, und in seiner Unschuld empfindet er die Gegenwart Gottes, wie sie unser Klopstock empfand. Die Sonne strahlt durch das glänzende Geläub, und die sieben Himmelsfarben duften vom schwarzen östlichen Himmel her. Der Abend ist kühl — die Turteltaube seufzt, der Schatten steigt die Waldseite empor. Kaum hörbar bläst in der Ferne der Viehhirt seine gehörnte Herde in die Trifft. Fliegendes Gewölke wallt unter dem aufsteigenden Monde hin, der Köhler singt sein Abendlied, und ißt seine Milch mit Seelenruhe; noch einmal geht er um seine einsame Wohnung, hört die letzten rauschenden Tritte des Wildes, und legt sich auf sein Mooslager schlafen."

(Bemerkungen der kurpf.-phys.-ök. Ges. 1776: „Über die Nassau-Siegensche Methode, Kohlen zu brennen.")

Der religiöse Untergrund der ausgehobenen Stelle führt uns weiter. „Eden," „Engel Gottes," „Gegenwart Gottes": Stillings Naturgefühl ist im Grunde ganz das pietistische. Zwar in dem einbildungskräftigsten Alter ist ihm Wald und Flur und Sonnenglanz Anlaß zu kindlich bunter Schwärmerei, zu der ihm seine Lektüre — Bibel, Märtyrer- und Heiligengeschichten, Volksbücher — den Stoff bietet: er malt sich den Himmel aus in Analogie zur Natur und liebt es, eine schöne Landschaft „himmlisch, paradiesisch" im eigentlichen Sinn zu nennen. Frömmigkeit und Romantik vereinigen sich in seinen „idealischen" Phantasielandschaften; er gefällt sich darin sehr und wiederholt sich in der Beschreibung seiner „idealisierenden" Naturbetrachtung (I, 67, 75, 85, 110; R. 53, 60, 71, 92): seine „alten romantischen Gegenden" (I, 127, 179; R. 109, 160) sucht er wehmütig auf, wenn er aus der Ferne einmal heimkehrt. Aber dieser Zug, dessen zu starke Ausmalung doch mit auf Rechnung der romantischen Gesamttendenz dieser Teile kommt, verschwindet

mit den Jahren. Und nun erst treten die pietistischen Züge klarer hervor.

Das pantheistisch-vegetative Naturgefühl, dessen der Mensch in reinen Augenblicken fähig ist, Quell und Gegenstand tiefer Dichtung, geht beim Pietisten rascher als bei andern Menschen zur Reflexion über. „Sie sahen und empfanden überall den guten und nahen Vater aller Dinge in der Natur.“ Das klingt noch ziemlich pantheistisch, und in der „Ase-Neitha“ hat Stilling die ägyptische Priesterin der Athor durch Entwicklung dieses Gefühls zum Gott Abrahams hingeführt [1]). So verdrängt auch im echten Pietisten der Gedanke an einen durchaus biblisch genommenen Gott das ursprüngliche Gefühl; umsomehr, als er Lieder und Sprüche in Menge zur Verfügung hat, die dem stummen Gefühl zu Hilfe eilen. Die geschäftige Reflexion springt dann aber gerne weiter von Gott auf das persönliche Verhältnis zu ihm, auf das Ich und dessen gegenwärtigen Zustand. In eine Reihe von Vorstellungen, die daraus entspringen, strahlt zuletzt der Natureindruck aus.

Sehen wir bei Vater Eberhard, der beim Untergang der Sonne „mit dem ruhigsten Gemüthe“ seinen Choral pfeift und das Lied dabei „durchdenkt“, wie bei Wilhelm Stilling, dem die feierliche Waldesstille und der liebliche Nachtigallenschlag „öfters ein Wink“ ist, auf die Kniee zu sinken und Gott für alles Gute zu danken, die einfache, fromme Naturandacht, so geht diese bei Dortchen in eine

[1]) Joseph lehrt die Ase-Neitha: Die Blumen „wachsen und blühen, so wie du wächsest und blühest. In allen Dingen ist ein lebendiger Geist; und das ist der Geist Gottes. Du findest ihn überall; und er redet freundlich mit dir“. Und Ase-Neitha führt ihre Mädchen „durch Büsche, Felder und Wiesen, und lehrte sie mit der Athor sich vereinigen. Da, wo zween Vögel ein Nest bauten, da sagte sie: so feyern die Vögel das Fest der Athor. Wo sie ein sanfter Wind anwehete und die Sonnenhitze abkühlte, da sagte sie: Athor ist in der sanften Luft, um uns wohl zu thun ...“ „... denn ihr Herz verehrte die Athor, als den Geist der Liebe, welcher an allen Orten alles lebendig machte.“ Teutscher Merkur 1773, IV, 123/4.

verwickeltere Empfindsamkeit über: „Ging die Sonne schön auf, so weinte sie, und betrachtete sie tiefsinnig; sprach auch wohl zuweilen: Wie schön muß der sein, der sie gemacht hat! Ging sie unter, so weinte sie — Da gehet der tröstliche Freund wieder von uns, sagte sie dann oft, und sehnte sich weit weg in den Wald, zur Zeit der Dämmerung. Nichts aber war ihr rührender als der Mond ...“ (I, 52: R. 38).

Bei ihrem Sohn Henrich aber führt der Anblick der heimatlichen Landschaft, des Schauplatzes seiner Leiden und Freuden, zu affektvollem Ausbruch seiner Empfindsamkeit in einer stereotypen Form; das ganze Bewußtsein seines Wesens drängt sich plötzlich zusammen und bricht hervor, Gegenwart und Vergangenheit ziehen nach ihren bedeutungsvollsten Inhalten an seinem Geist vorbei, die Zukunft schwebt ihm dunkel vor, Gebet und Tränen oder ein lyrischer Erguß besiegeln das Erlebnis.

Hier „schwimmt seine Seele in Empfindung und Kraft“, hier „wünscht er Engel zu sehen wie Jacob zu Mahanaim“, und hier erscheinen die merkwürdigen Gedichte, in deren einem er erst schmerzlich fragt:

Mutter-Engel! wallst du nicht
Hier auf diesen Grasesspitzen?
Weilst du wohl beim Mondenlicht
Glänzend an den Rasensitzen:
Wo dein Herz sich so ergoß
Als dein Blut noch in mir floß.

um uns dann in den Himmel zu versetzen, wo der verklärte Vater Stilling das „Priester-Schildlein“ anblickt; wo Vater Adam und das selige Dortchen schweben.

Vgl. zu dem allem besonders die Stellen: I, 110, 135, 180, 196, 206, 242, 295; R. 92, 117, 161, 178, 185, 221, 272.

In den beiden letzten Teilen tritt das innige, fromme und empfindsame Verhältnis zur Natur, das in den drei ersten einen breiten Raum der Darstellung einnimmt, ganz zurück. Landschaftlich wird uns am ehesten noch Elber-

feld greifbar, gleich zu Beginn des „Häuslichen Lebens"; wie matt ist aber der Versuch, ein Bild von der Marburger Gegend zu geben: mit einem verdrießlichen usw. wird abgebrochen. Und von der herrlichen Landschaft Heidelbergs, diesem unvergleichlichen Winkel Deutschlands, in dem er drei Jahre gelebt hat, erzählt uns Stilling kein Wort[1]). Dagegen macht ihm die Beschreibung des englischen Ziergartens des Kaufmanns Schmerz ein äußerst sentimentales Vergnügen[2]).

Nur auf Reisen wacht dann noch sein Sinn für landschaftliche Schönheit einigemal wieder auf und veranlaßt ihn zu kurzen Bemerkungen, angesichts der Wallersteiner Gegend, des Harzes, der Schweiz. Aber bezeichnenderweise glaubt er jetzt den Leser selbst auf das Vorhandensein seines Naturgefühles aufmerksam machen zu müssen, wobei er einen nicht sehr glücklichen Vergleich gebraucht: „Es ist in Stillings Charakter etwas Eigenes, daß die Landschaften einen so tiefen und auch wohlthätigen Eindruck auf ihn machen: wenn er reist oder auch nur spazieren geht, so ist es ihm immer wie dem Kunstliebhaber, wenn er in einer Gemäldegallerie umherwandelt — Stilling hat ein aesthetisches Gefühl für die Natur"!

Stillings Naturgefühl, wie es im Vorausgehenden geschildert wurde, ist nur ein Ausschnitt aus seiner allgemeinen Empfindsamkeit, mit der seine Lebensgeschichte durchtränkt ist. Er ist Gemütsmensch im höchsten Grade und redet von nichts lieber als von seinen Gemütsbewegungen. Kein wesentliches Erlebnis, bei dem er nicht in irgendwelcher Weise seine Empfindung dabei betonte.

[1]) Die ganze Heidelberger Zeit ist in der Autobiographie unter den Tisch gefallen. Stilling erledigt sie auf zwei Seiten gegenüber je 70 und 50 Seiten für die doppelt so langen Zeiträume von Elberfeld und Lautern. Die Partie steht am Schluß des „Häuslichen Lebens"; vielleicht drängte der Verleger. Vgl. Anhang II, 1.

[2]) Über diesen Garten steht ein Aufsatz in den „Rheinischen Beiträgen" 1781 im 11. Heft.

Er hat dafür eine eigene Gefühlssprache, deren Betrachtung lehrreich ist.

Es ist zunächst zu beachten, daß Stilling bei allen seelischen Eindrücken fast nie einfach von sich spricht, sondern immer nur von seiner Seele, seinem Herzen, seinem Geist, seinem Gemüt, seinem Inneren. Es gibt wohl kaum ein zweites Buch unserer Litteratur, in dem auf gleichem Raum diese Worte so oft zu finden wären.

Die geringste Freude, der geringste Schmerz „gehen" ihm „durch die Seele", er fühlt alles „in seiner Seele", Bilder prägen sich „seiner Seele ein"; er findet „Ruhe in seinem Gemüth", er seufzt „in seinem Gemüth", er wird „in seinem Gemüth überzeugt"; er sagt uns, daß „sein Herz bei diesen Worten so beschaffen" war, er fühlt „Wonne im Herzen"; er fühlt „etwas in seinem Innern" usw. in vielen weiteren Beispielen, die man blätternd überall finden kann.

Um die Qualität und Intensität der Empfindungen deutlicher zu machen, steht weiterhin eine Reihe von Bildern fest:

Durchdringen: „Seine ganze Seele wurde durchdrungen" (I, 72; R. 58); „er wurde von Wonne durchdrungen" (I, 105; R. 87); so auch für die von ihm ausgehende seelische Wirkung: „er blickt seinen Vetter durchdringend an" (I, 168; R. 149); „er sprach sanftmüthig und durchdringend" (I, 177; R. 159). Und wie oft dringt ihm etwas „durch Mark und Bein": „Diese Rede drang Stilling durch Mark und Bein" (I, 152; R. 133); „Stillingen drung dieser Blick durch Mark und Bein" (I, 215; R. 194); „Die Geschichte drung ihm durch Mark und Bein bis ins Innerste seiner Seelen" (I, 104; R. 86).

Ein andermal geht ihm „ein Stich durchs Herz" (I, 234; R. 212), und noch weiter steigert er das Bild, wenn ihm Reden, die er anhört, „scharfe Messer im Herzen" oder „Dolche in Stillings Herz" sind (I, 148, 313; R. 130, 291).

Für eine andere Art der Empfindung gebraucht er gerne das Bild des Schauerns: „ein Schauer ging ihm

durch die Seele“ (I, 94; R. 79), „ihn überlief ein Schauer der Empfindung dergestalt ...“ (I, 140, 313; R. 121, 290); „eine unbeschreibliche Empfindung durchschauerte Stillingen“ (I, 295; R. 272); „es schauerte ihm in allen Gliedern“ (I, 180; R. 161); „ein süßer Schauer durchzitterte alle seine Glieder“ (I, 330; R. 307).

Höhepunkte des rührenden Empfindens werden mit Ausdrücken wie schmelzen, zerschmelzen, fließen, überfließen bezeichnet: „Sobald aber die Orgel anfing zu gehen, da wurde seine Empfindung zu mächtig, er bekam gelinde Zuckungen; eine jede sanfte Harmonie zerschmolz ihn, die Molltöne machten ihn in Thränen fließen ...“ (I, 74; R. 59); „dann schmolz sein Herz, er weinte oft ...“ (I, 110; R. 92); „Stilling hätte zerschmelzen mögen“ (I, 238; R. 216); „Stillings ganze Seele zerschmolz in Thränen“ (I, 389; R. 365). Oder ähnlich: „Nun fing es an, Stillingen weich ums Herz zu werden“ (I, 118, R. 100); auch vergleicht er einmal sein Herz mit dem „eines Kindes, wenn es durch strenge Zucht endlich wie Wachs zerfleußt“ (I, 222; R. 201). Wenn ihm aber das „Herz zu voll“ ist, dann fließt es über: „sein Geist floß über, er stammelte [als Kind] Reimen und hatte dichterische Einfälle“ (I, 67; R. 53); „er floß über von mittheilender, heiterer Freude“ (I, 136; R. 118); ebenso (I, 203; R. 182) „von Freundschaft und Empfindung“. Und wenn zwei so empfindsame Menschen beieinander sind: „alsdann flossen ihre Seelen ineinander über“ (I, 156; R. 137); „sie ergossen sich ineinander“ (I, 210; R. 189). In solchem Gefühlsüberschwang spricht er auch von seinem „durchbrechenden Geist“ (I, 79; R. 64) oder von einer „Erweiterung des Herzens“: „so erweitert sich sein Herz“ (I, 105, 185; R. 87, 166); ähnlich: „dann breitete sich sein Geist aus“ (I, 136; R. 118); weniger geschmackvoll einmal: „Stilling blühte eine Rose im Herzen auf“ (I, 185; R. 167).

Auch unmittelbare physische Wirkungen, die mit diesen seelischen Erlebnissen verknüpft sind, vergißt er nicht gelegentlich zu erwähnen; er wird blaß, er fährt zusammen,

sein Herz klopft bei ängstigenden Gefühlen. Schwere Unglücksnachrichten treffen ihn wie ein Gewitter: „Dieses war dem Schulmeister ... ein Donnerschlag“ (I, 119; R. 101); „Stilling stand wie vom Donner gerührt“ (I, 317; R. 294); „auf einmal fuhr ihm ein Strahl durch die Seele wie ein Blitz“ (I, 258; R. 236); „wie ein electrischer Schlag“ (I, 473; R. 445); „wie ein Blitz und Donnerschlag“ (I, 518; R. 490).

Handelt es sich um eine Fülle von mannigfaltigen Empfindungen, so fühlt Stilling sie auf sich einstürmen: er sieht „die Macht der Leiden in all ihrer Kraft auf sein Herz stürmen“ (I, 177; R. 159); „die Gefühle lassen sich nicht aussprechen, welche beiden das Herz bestürmten“ (I. 320; R. 297); „seine Empfindungen waren zu gewaltig, sie bestürmten immerfort sein Herz“ (I, 333; R. 310); „mancherlei Empfindungen bestürmten sein Herz“ (I, 426; R. 402); „Wehmuth, Ärger und unzählbare Empfindungen von allerhand Art stürmten so gewaltsam aus dem Herzen gegen das Haupt zu, daß er wohl unsinnig hätte werden können.“ (I, 349; R. 326.)

Der Mann, der dauernd so heftigen Affekten ausgesetzt ist, fühlt daher in sich ein beständiges Feuer. „Voll Feuer und Empfindung“ (I, 136; R. 118) ist seine „brennende Seele“ (I, 220; R. 199); das „Feuer seiner Leiden“ durchglüht ihn; die Liebe fällt „wie ein Feuer vom Himmel auf sein Herz“ (I, 258; R. 237); er hat „Gedanken, die immer wie Feuerflammen aus seiner Brust hervorloderten“ (I, 334; R. 311), und „Leute, mit denen er umgehen sollte, mußten Feuer und Trieb und Wahrheit und Erkenntniß in sich haben“ (I, 187; R. 169), sagt er von einem Freunde.

Stilling kann sich also gar nicht genug darin tun, die Stärke seiner Empfindungen recht zu unterstreichen. Daher genügt ihm auch überaus oft, wie schon an einzelnen Beispielen zu sehen war, der einfache Ausdruck Seele, Herz usw. keineswegs, sondern er sagt mit Vorliebe: „sein ganzes Gefühl fing an zu erwachen“ (I, 218; R. 197);

„seine ganze Seele empörte sich“ (I, 154; R. 135); „das ist eine Frage, wo meine ganze Seele ja zu sagt“ (I, 171; R. 152) usw. Dem gleichen Zweck dienen verstärkende Zusätze wie die folgenden: es „rührte ihn bis auf den Grund seines Herzens“ (I, 139; R. 121); „er fühlte vom Scheitel bis unter die Fußsohle eine noch nie empfundene Erschütterung“ (I, 258; R. 236); der Zorn fährt ihm „durch alle Glieder“ (I, 272; R. 251), der plötzliche Schmerz „durch sein ganzes Wesen“ (I, 518; R. 490), „durch seine ganze Existenz“ (I, 473; R. 445); er versinkt „ganz von Empfindung“ (I, 274; R. 253) usw. Häufig auch „tief“ und „innig“: „Tief in meiner Seele ist ein Attest“ (I, 165; R. 146); „er fühlte sich tief beruhiget“ (I, 194; R. 175); ein Wunsch steigt ihm „tief aus dem Innersten seiner Seele empor“ (I, 206; R. 185); „es kränkte ihn tief in der Seele“ (I, 319. 340; R. 296. 317); „es ward ihm innig wohl und weh“ (I, 295; R. 272) usw.

Überall eine Neigung zum Superlativ; daher denn auch die adjektivischen Epitheta zu den Substantiven der Gemütsbewegung häufig aufs höchste gesteigert werden: er sieht „die schwärzeste Melancholie anrücken“ (I, 218; R. 197); „aus dem schwärzesten Kummer“ muß sich Wilhelm loswinden (I, 62; R. 47) und er betet „mit der größten Inbrunst des Geistes“ (I, 66; R. 51), so wie Margrete „mit dem feurigsten Herzen . . . aus tiefster Brust“ (I, 96; R. 81); „Thränen der stärksten Empfindung“ fließen (I, 72; R. 58); die „brünstigsten Seufzer“ steigen empor (I, 366; R. 343) usw., und eben daher stammt auch die wahllose Verwendung von „unaussprechlich“, „unbeschreiblich“ oder ersetzenden Wendungen, wofür ich keine Beispiele gebe.

Zwischen Himmel und Hölle schwankt die Skala des empfindsamen Stilling: „Welche Freude überirdischer Fülle schmeckt der gefühlige Geist der Jugend“! (I, 79; R. 64); „er sah sich gleichsam aus einem finsteren Kerker in ein Paradies versetzt“ (I, 185; R. 166); „sein Gefühl dabei wird englisch sein“ (I, 175; R. 156); „er meinte bis in die Herrlichkeit des Himmels aufgezogen zu sein“ (I, 72;

R. 57); während im größten Elend „ein dreiköpfiger Höllenhund auf den armen Stilling losgelassen“, und er den kommenden Jammer „wie eine ganze Hölle“ vorausempfindet und mit „Höllenqualen“ zu ringen hat (I, 218; R. 197) [1]).

Stilling selbst glaubt bei alledem keineswegs zu übertreiben. Nein, er ist überzeugt, ein Gefühlsleben zu besitzen, wie es nur auserlesenen Seelen zu Glück und Unglück beschieden ist. Und indem er das unzweideutig ausspricht, stoßen wir auf einen schwachen Punkt seines Charakters, seine Eitelkeit, die mit seiner Frömmigkeit und Empfindsamkeit gleichmäßig verknüpft ist. Folgende Äußerungen mögen das noch zeigen:

I, 31; R. 17: „Da redete sein Herz unaussprechliche Worte, welche nur die Seelen empfinden und kennen, die sich in gleicher Lage empfunden haben“ (ganz ähnlich I, 221; R. 199). I, 136; R. 118: „Es giebt der Geister wenig, die da mit empfinden können; es ist so etwas Geistiges und Erhabenes ... daß die wenigsten begreifen werden, was ich hier sagen will.“ Zu den „wenigen“ gehörten ihm z. B. die Brüder Jacobi; mit ihnen führte er „Seelengespräche, die nicht jeder versteht“ (I, 309; R. 286). Denn „von Leuten von gewöhnlicher Art, die keine feine Empfindungsorgane hatten, wurde er verachtet“ (I, 310: R. 287); vgl. I, 321; R. 298: „solche Auftritte muß man sehen und die gehörigen Empfindungsorgane haben, um sie in aller Stärke empfinden zu können.“ Kurz und bündig endlich I, 140; R. 122: „das läßt sich nur denen sagen, die ein Stillings-Herz haben.“

Ich glaubte, gerade für dieses Thema die Beispiele häufen zu dürfen; desto kürzer kann die Frage nach der

---

[1]) „Wenn er vollends ins Bett kam, so runge er dergestalt mit seiner Höllenqual, daß das ganze Bett und sogar die Fensterscheiben zitterten.“ Vgl. dazu „Das Leben der Frau von Guyon von ihr selbst beschrieben“ übersetzt Berlin 1826. I, 305: „Anstatt des Himmelsfriedens hatte ich ganz die Unruhe der Hölle ... Meine Unruhe weckte mich auf, als ob ich aus dem Bett in die Hölle gehen sollte.“ Vgl. auch S. 110 f.

Herkunft der hier auftretenden Gefühlssprache entschieden werden. Angesichts der zahlreichen übrigen Elemente des Sturms und Drangs, denen wir früher begegnet sind, möchte man geneigt sein, zum mindesten einen Teil des Gefühlsüberschwangs unter den gleichen Gesichtspunkt zu bringen. Aber die vorliegenden, bei Stilling bereits formelhaften Ausdrücke weisen in Wirklichkeit weiter zurück auf den Pietismus, der seinerseits im Suchen nach Worten für das von ihm neu geweckte seelische Leben recht wenig Neues gefunden und deshalb in der Hauptsache bei der Bibel und den Mystikern entlehnt hatte.

Stilling selbst, gewiß kein Sprachschöpfer, hat also seine meisten Ausdrücke teils unmittelbar aus diesen beiden Quellen, teils mittelbar aus den ihm vertrauten pietistischen Autoren (z. B. Reitzens Historie der Wiedergeborenen, vgl. Reidel a. a. O.), die er alle übertrifft durch die Ausdehnung des Gebrauches.

Nur wenige Hinweise auf bekannte biblische Wendungen, die den ferneren oder näheren Ausgangspunkt bilden für eine ganze Reihe der Stillingschen. Da darf man besonders an die Psalmen Davids erinnern, für welche die häufige Umschreibung des „Ich“ mit „meine Seele“ usw. charakteristisch ist. Ebenda findet sich (Ps. 22, 15) das „Zerschmelzen wie Wachs“; bei Micha (1, 4) „zerfließen wie ein Wachs“, was namentlich bei katholischen Mystikern wie Angelus Silesius beliebt ist („Die Liebe schmeltzt das Hertz und machts wie Wachs zerfließen“). Die Stimme des Herrn wird mit einer „Feuerflamme“ verglichen Ps. 29, 7; ebenso „seine Augen“ öfters in der Offenbarung Johannis (1, 14. 2, 18. 9, 12). Und die berühmte Stelle Luc. 2, 35: „es wird ein Schwert durch deine Seele dringen“ ergibt wiederum reiche Beziehungen zu den oben gesammelten Ausdrücken. Dem läßt sich noch anreihen die Klage Davids: „mein Geist vergehet“ (Ps. 143, 7); bei Stilling das „vergehen“ I, 154. 338; R. 135. 315, während die andere Psalmstelle „das Wasser geht mir an die Seele“ (69, 2. 15) gar dreimal, und zwar

nicht als Zitat, wiederkehrt: I, 385. 455. 478; R. 361. 427. 450.

Auch einige bisher noch nicht aufgeführte Stellen, Hyperbeln des Schmerzes, wie sie dem äußersten Sturm und Drang eigen sind, haben bei näherem Zusehen ihre Parallelen oder Vorbilder im biblisch-pietistischen, zum mindesten religiösen Revier:

I, 178; R. 159: „Ich möchte schreien, daß die Erdkugel an ihrer Achse bebte und die Sterne zitterten."

I, 218; R. 197: „Er rief zu Gott, daß es von einem Pol zum andern hätte schallen mögen"; ähnlich I, 455; R. 427: „es rief aus seinem Innersten empor, daß es durch aller Himmel Himmel hätte dringen mögen."

Endlich I, 222; R. 201: „Gott! was das Augenblicke sind, wenn man sieht, wie dem Vater der Menschen seine Eingeweide brausen, und er sich vor Mitleid nicht länger halten kann."

Das „Beben", die „Pole" (vgl. auch IV, 651) können an Klopstocks durch alle Welträume schweifende Muse erinnern. Der drastische Ausdruck für Gottes Mitleid mag eine doppelte Quelle haben. Hiob sagt: „Meine Eingeweide sieden" (30, 22), und Neander, einer von Stillings geistlichen Lieblingsdichtern, sieht, wie Christo „das Herz im Leibe bricht" vor Erbarmen mit dem Sünder (vgl. auch Jer. 31,20); gewiß keine zufällige Übereinstimmung. Überhaupt wäre die pietistische Liederdichtung für unseren Zusammenhang, wollte man ihm ausführlicher nachgehen, besonders in Betracht zu ziehen.

Und auch für die Zustände „voll Feuer und Empfindung", bei denen des Schulmeisters „Licht aus allen Winkeln des Herzens hervorglänzt", verrät sich der religiöse Untergrund, wenn die „Leute von gemeinem Schlag" zu ihm sagen: „Paule du rasest" (I, 136; R. 118).

„Rasend," „trunken" — zugleich Kraftworte des Sturms und Drangs — nennt sich Stilling auch sonst einigemal; und wie bei Klopstock ist „seine Seele emporgeflügelt" im erhabenen Moment.

Der Zusammenhang zwischen Pietismus und Empfindsamkeit bis hin zum Höhepunkt des Sturms und Drangs, auf den in der Einleitung als auf eine kulturhistorisch anerkannte Erscheinung hingewiesen wurde, besitzt in Jung Stilling ein hervorragendes Beispiel. Auch ohne die sämtlichen Wendungen seiner Gefühlssprache im einzelnen auf ihre direkten Quellen zurückführen zu können (wozu auch unsere besten Wörterbücher nicht ausreichen), steht es außer Zweifel, daß er sie bereits nach Straßburg, also noch als Pietist vom reinsten Wasser, mitbrachte. Nur eines hatte er hier noch zu lernen, die moderne litterarische Bezeichnung für sein, wie er von Haus aus sagt, „gefühliges“ Wesen: die Worte „empfindsam“ und „Empfindsamkeit“; sie machte er sich ganz zu eigen und wandte sie auf sich und seinesgleichen an, ohne daß die Lektüre der „empfindsamen“ Engländer auch auf den Inhalt seiner Empfindsamkeit wesentlich eingewirkt hätte. Wenigstens äußerlich vollzog er so für seine Person die Verschmelzung, die auch inhaltlich für die ganze „empfindsame“ Periode bezeichnend ist.

Der pietistische Grundgehalt.

Man würde fehlgehen, wollte man in Stillings Darstellung seiner eigenen Empfindsamkeit starke Übertreibung oder überhaupt Übertreibung sehen, der die Wirklichkeit nicht im gleichen Grad entsprochen hätte. Vielmehr sind die entscheidenden Seiten seines Wesens nur dann richtig zu beurteilen, wenn man ihn so nimmt, wie er sich in diesem Punkte selbst schildert. Um Stillings Religiosität, seine Vorstellung von einem besonderen Verhältnis seiner Person zu Gott, zu begreifen, muß man ihm erst ohne Abstrich glauben, daß er so „über die Maßen“, „aus dem Grunde“ empfindsam war. Seine Empfindsamkeit ist die psychologische Grundlage, die ihn besonders geeignet

machte zur reichen Entwicklung der spezifisch pietistischen Erscheinung der Ahnung, Eingebung, Erleuchtung — und diese wiederum bilden die Voraussetzung für die abnorme Entwicklung des nicht minder pietistischen Vorsehungsglaubens.

Zum ersten Mal geschieht es gegen Ende der „Jünglingsjahre", daß ihm in verzweifelter Situation eine innere Stimme, „als wenn ihm in der Seele gesprochen würde," eine rettende Weisung gibt. Bald darauf sehen wir einen ähnlichen Vorgang übernatürlicher Einwirkung in Verknüpfung mit seinem oben beschriebenen Naturgefühl sich abspielen. Eine lichte Wolke zieht ihm übers Haupt, und plötzlich durchdringt eine „unbekannte Kraft" seine Seele, so daß er in himmlischer Wollust erzittert. Aus seiner Gefühlserschütterung springt ihm alsbald ein ganz bestimmter Gedanke entgegen, nämlich er entdeckt in sich „eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben" u. s. w. I, 211; R. 190; er macht „einen festen, unwiderruflichen Bund mit Gott".

Wichtige Entschließungen seines Lebens läßt er sich fortan durch diese erleuchtende Stimme befehlen. Sie tritt immer ganz in derselben Weise auf. Das „unerwartete", „plötzliche" („in diesem Augenblick") wird immer betont: I, 193, 211, 220, 222, 278, 508; R. 175, 190, 199, 201, 257, 479. Verbunden ist damit eine „gänzliche Veränderung" seines Zustandes, die ihn in die höchste „Wonne" versetzt, oft aber auch eine „lebhafte", blitzartige „Erschütterung", eine „tiefe Beruhigung", eine „sanfte Rührung". Die spezielle Eingebung stellt sich heraus als „unwiderstehlicher Trieb" oder „als wenn jemand ihm zuspräche" oder als unerwartete Entdeckung eines eigenen Wollens („er besann sich und wurde gewahr, daß er Willens war wegzugehen") oder des Willens Gottes: „es wurde ihm klar in seinem Gemüth, was jetzt Gottes Willen sei"; allerlei Versuche, mit etwas Abwechslung dasselbe zu sagen. Vor allem wird Wert darauf gelegt, festzustellen, daß der Be-

troffene vorher weder diesen noch einen damit verwandten Gegenstand irgendwie im Kopf hatte.

Wir haben es mit einem typischen Vorgang zu tun, der im religiösen Leben der Pietisten eine wichtige Rolle spielt. Seinen Ursprung hat er bei den Mystikern, die ihr Gefühlsleben methodisch exaltierten und dadurch Zustände erreichten, die so sehr von den Empfindungen des Alltags und der Weltmenschen abwichen, daß man sie gern als Momente einer höheren Einwirkung betrachtete. Was in diesen Augenblicken in der Seele aufblitzte, besaß den Wert einer Eingebung. Dabei handelte es sich wohl ursprünglich nur um die Erleuchtung über dunkle Schriftworte, von da aus war aber kein großer Schritt mehr dazu, Eingebungen zu finden auch über Fragen des individuellen praktischen Lebens. Die Empfindungen der Seele bei diesen und überhaupt bei religiösen Erlebnissen zu beschreiben, schien Pflicht und war Genuß. „Mein Vergnügen bestand darin, meinen Zustand poetisch auszusprechen," sagt Frau v. Guyon (a. a. O. III, 76). Der Pietist, der zahlreiche Erleuchtungsgeschichten mit tiefster Anteilnahme las, bekam aus den wiederkehrenden Ausdrücken ein förmliches Rezept, das in ihm apperzeptiv verschmelzend wirkte, sobald er selbst, über eine religiöse Frage grübelnd, über einem praktischen Entschluß brütend, nicht ohne geheime Sehnsucht nach einer „extraordinären" Eingebung, einen Einfall hatte. Je sensibler ein solcher Mensch nun ist, desto überzeugender muß für ihn die mit dem Einfall verbundene ungewöhnliche, freudige oder erschreckende Gemütsbewegung sein. Von hier aus ist also Stilling sehr leicht zu verstehen.

Petersen, der gelehrte und abergläubische Chiliast, legte sich ein Büchlein an, „worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottseligkeit hörte"; darin werden wohl kaum nur die Merkmale eines tugendhaft christlichen Wandels gestanden haben, sondern auch die mystischen Besonderheiten der „Frommen". Von einer eigenen Erleuchtung erzählt Petersen

in seiner Lebensgeschichte (1717, S. 154), daß er „... eine große Freude in meinen Geist bekam, die mich als ein Gewaffneter überfiel, und kriegte einen Vorschmack der Herrlichkeit der zukünftigen Welt, ward auch so stark, daß ich dafür hielte, ich wolte wohl Mauren einreißen ..." Dasselbe poetische Bild gebraucht eine Frau in der Historie der Wiedergeborenen (I, 56): „Vor viertzig Jahren, als mich viel Creutz und Trübsal als ein gewaffneter Mann überfiel." Petersen waren die Historien sehr wohlbekannt, und das Bild ist ihm geblieben, nur daß er es für einen erhebenden Eindruck gebraucht.

Häufiger ist es jedoch ein Bibelwort, dessen durch die Umstände veranlaßtes Auftauchen im Bewußtsein das Gemüt des Frommen auf eine ihm übernatürlich scheinende Weise erregt. So kommen z. B. dem „berühmten Juristen" Joh. Georg Gichtel (Historie der Wiedergeborenen III, 197) die ganz seiner Situation entsprechenden, durch eine vorausgegangene Unterredung bestens vorbereiteten Worte Pauli „in Hertz und Mund: Ich wünsche verbannet zu seyn für meine Brüder! Kaum hatte ich dieses Wort im Geist gesprochen, fiel mir ein so lieblicher Strahl in meine Seele, wodurch mein Geist gantz verändert wurde, daß ich ein gantz neuer Mensch zu seyn schiene."

Endlich, nur zur weiteren Belegung der typischen Ausdrücke, noch ein Beispiel der Frau v. Guyon, wo eine Eingebung ohne weitere erklärbare Daten auftritt (a. a. O. III, 374): „Als ich noch zu Verceil war, fühlte ich mich mit einem Male lebhaft getrieben, der Frau von Ch... zu schreiben."

Bei Jung Stilling wird in einzelnen Fällen die rationalistische Deutung besonders leicht. In seinem ersten derartigen Erlebnis handelt es sich um denjenigen Entschluß, der ihm nach einer Reihe von vorausgehenden Überlegungen als letzter und unumgänglicher übrig blieb. Nichts natürlicher, als daß dem Schriftkundigen, nachdem er alle Möglichkeit, in der Heimat zu bleiben, als nichtig erkannt hat, der letzte Ausweg sich in die Form eines

Bibelwortes kleidet: „Geh aus deinem Vaterland, von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Jedem in seiner Lage mußte der Gedanke kommen, der Überempfindsame aber hat den Eindruck, daß Gott selbst wie dem Abraham so ihm diese Worte in die Seele gesprochen habe, und er wird voll Frieden.

Seine Empfindsamkeit macht ihn völlig blind für die natürliche Sachlage. Als er in Reitzens „Historie“ „ohne Absicht und ohne Nachdenken“ blätternd von einem Manne liest, der durch das klangvolle Wort „Eilikrineia“ noch auf dem Totenbette Lust bekommt, die griechische Sprache zu lernen, da rührt ihn das derart, daß der gelesene Vorgang sich einfach auf ihn überträgt und ihn unwiderstehlich gegen alle Einwände der Vernunft treibt, griechisch zu lernen. Er hält das Ganze für eine Erleuchtung, deren Zweck sich erst später entwickelte, als weitere Umstände dazu kamen, die ihm sein Griechisch nützlich machten. Die Bedeutung der Nachempfindung und Nachahmung für das ganze Gebiet der Erscheinung liegt hier an dem einzelnen Falle auf der Hand [1]).

Im übrigen ist aber nichts daran gelegen, ob man mehr oder weniger rationalistisch beleuchten kann, und ich lasse die übrigen Fälle unserer Autobiographie unbesprochen. Aus den mir anderweitig bekannten dagegen greife ich noch einen hochinteressanten heraus, den man als die Selbstparodie der pietistischen Erleuchtung bezeichnen kann.

[1]) Die Frage nach Grenzbestimmungen zur Unterscheidung des nüchternen, rein menschlichen Wollens oder Erkennens und des durch höhere Einwirkung veranlaßten wird nie aufgeworfen, denn sie müßte in Verlegenheit bringen. Als der starblinde Professor Sorber auf eine ihm vorgelesene Zeitungsnachricht hin, worin Augenleidende auf Stillings glückliche Operationen aufmerksam gemacht wurden, alsbald den Entschluß faßt, es mit diesem Arzt zu versuchen, da drückt Stilling das so aus (I, 319; R. 296/7): „in dem Augenblick empfand er den Trieb bei sich …“; er wendet also den terminus technicus der Eingebung an auf einen Entschluß, den er selbst bei aufrichtiger Besinnung unmöglich für einen andern als einen höchst natürlichen halten konnte.

Wie nämlich die inneren Erleuchtungen den Pietisten konsequenterweise nur immer tiefer in ein mystisches Verhältnis zu Gott, dem Spender derselben, hineinführen, so ist Joh. Chr. Edelmann durch eine ebensolche Erleuchtung aus dem Pietismus heraus zum radikalsten Antimystizismus gebracht worden. Zur Zeit des Erlebnisses war er ein überzeugter Separatist, er hatte eben noch an der Berleburger Bibelübersetzung mitgearbeitet, und an der subjektiven Wahrheit seines Berichtes ist nicht zu zweifeln. Damals machte der Prophet Rock, von dem auch in Stillings „Theobald" die Rede ist, großes Aufsehen, in Homburghausen hing eine Gemeinde von Inspirierten an seinem Munde. Nun versuchte man auch den bedeutenden Edelmann in sein Gefolge zu ziehen. Aber die erste Bekanntschaft mit Rocks und seiner Anhänger sinnlosem und häßlichem Gebaren in den Gebetsversammlungen brachte ihn in heftigsten Konflikt mit sich selbst. Sein Verstand empörte sich gegen den brutalen Propheten, und doch beherrschte ihn die quälende Unsicherheit, ob Gott oder der Teufel aus Rock rede und was er in beiden Fällen zu gewärtigen habe, wenn er sich widersetze. So war er noch aufrichtig unentschlossen, was er zu tun habe, als eine zweite Zusammenkunft, bei der er sich entscheiden sollte, vor der Türe stand. Hier hören wir ihn selbst (Joh. Chr. Edelmanns Selbstbiographie. Geschrieben 1752. Hsg. Berlin 1849 von C. R. W. Klose S. 273/4): „In dieser wahren Höllenangst, die kein Mensch glauben kan, der sie nicht selbst erfahren hat, und die doch blos aus den elenden Begriffen herrührten, die mir die sogenannte göttliche Offenbarung in der Bibel beygebracht hatte, erbarmte sich der Herr, mein Ursprung und Erhalter, auf eine so erfreuliche und erquickende Art über mich armen, daß ich mich nicht entsinnen kan, in meinem Leben ein süßer und angenehmer Vergnügen in meinem innersten empfunden zu haben, als damals, wie es schiene, daß es mit mir aus seyn würde. Denn ungefehr ein paar

Tage vorher, ehe mein fürchterlicher Gegenpart ankam, und ich, dem äußern Ansehn nach, immer schwächer wurde, mich auch unter vielen Thränen, Seufzen und Winseln zu Bette legte und nicht wuste, ob ich wieder aufstehen würde, überfiel mich, vor all zu großer Mattigkeit, der Schlaf, der bisher, wegen der, so wunderlich durcheinanderlaufenden Phantasien, mehr eine Marter als eine Erquickung vor mich, zu nennen gewesen war. Dissmal aber war er es würcklich. Denn wie ich eine Weile gelegen hatte, und in meinem Gemüthe oft wider Willen, bisher die Gedancken aufgestiegen waren, warum doch der Geist des Rock so sehr wider die Vernunft eyferte, denen ich aber, wegen meines Aberglaubens nicht Gehör geben dürfen, so erwachte ich plötzlich, und in dem Augenblicke kamen mir die Worte aus dem Johanne θεὸς ἦν ὁ λόγος mit solcher Lebhaftigkeit ins Gemüth, daß mir nicht anders deuchtete, als wenn sie einer in Praesenti zu mir spräche, und mit einem, nur zu empfindenden Nachdruck zu mir sagte: Gott ist die Vernunft."

Das Beispiel ist für die ganze vorausgehende Betrachtung von der pietistischen Seelensprache an bis hierher geradezu klassisch. Die bedeutendsten Merkmale, wie sie bisher bei Stilling und anderen konstatiert wurden, finden sich hier auf kleinem Raum beieinander bis zur „Höllenangst im Bette", und die Erleuchtung geht ganz in den geschilderten Formen vor sich. Edelmann war überzeugt, auf dem Wege einer Erleuchtung zu seinem Vernunftprinzip gelangt zu sein, mit dem er es nun getrost wagte, Rock energisch entgegenzutreten und von da ab datiert seine völlige Abwendung vom Pietismus, der ihn später nur noch unter dem feststehenden Namen des „berüchtigten Edelmann" haßte.

Und um die unbeabsichtigte Parodie voll zu machen, spricht Edelmann bald darauf von diesem Erlebnis als von seinem „Durchbruch" (a. a. O. S. 281), das pietistischste aller Worte auf seine Bekehrung zum Rationalismus anwendend.

Georg Zoëga hat sich mit seinem Freunde Esmarch brieflich lebhaft über Stillings Lebensgeschichte unterhalten. Mit seinen wahrhaft Goethischen Worten über die hier besprochenen Dinge sei auch unsere Betrachtung geschlossen (Welcker I, 163): „Ein Mensch, der so viele Ahndungen und Eingebungen hat als Stilling und sich mit solcher Resignation leiten läßt, ist für mich mehr ein Gegenstand kalter Beobachtung als warmer Teilnehmung. Ich glaube nicht an dergleichen, und dennoch würde ich es gegen einen jeden verteidigen, der es aus Modeweisheit verwürfe. Es gibt Leute, die daran glauben, und darum ist es wahr, und ist Eingeschränktheit des Geistes, wenn wir es ihnen ableugnen wollen."

Kam Stillings Natur der Entwicklung religiös-mystischer Eigentümlichkeiten günstig entgegen, so muß doch gleich gesagt werden, daß er, im Gegensatz zu vielen ähnlichen Menschen, sich nie künstlich in mystisches Erleben hineinzusteigern suchte. Seine Erlebnisse gewinnen dadurch an innerer Wahrheit, sie mögen im übrigen zu erklären sein, wie man will; sie kamen über ihn, ohne daß er sie suchte. Und zum „Durchbruch", zum förmlichen „Bußkampf" ist es bei ihm überhaupt nie gekommen; er gesteht das selbst ein und erklärt, das sei auch keineswegs unbedingt nötig. Einige Jahrzehnte früher geboren, hätte er sich damit entscheidend von der Zugehörigkeit zum Pietismus losgesagt.

Auch sonst fehlt es nicht an Stellen, in denen er sich dem Pietismus kritisch gegenüberstellt. Der Separatisterei ist er ganz abhold; den geistlichen Stolz aller derer, „die es sich zum Zweck gemacht, Gott besser zu dienen als andere" (I, 346; R. 323), geißelt er scharf und legt demgegenüber das Hauptgewicht auf das, was Francke „das rechtschaffene Wesen in Christo" nennt: die „Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt" lehrt ihn sein Großvater, der selbst durch seinen christlichen Wandel zu einer „inneren Größe und Freiheit" gelangt war, „die nie der größte Er-

oberer erreicht hat". Den gleichen Sinn hat es, wenn er gelegentlich bei recht frommen Männern, die er hochschätzt oder gar als Musterchristen preist, ausdrücklich hinzufügt: „ohne Pietist zu sein," „ohne Pietismus" (I, 314. 325; R. 291. 302). Auch weiß er wohl, wie sehr er selbst durch die Art seiner Erziehung beeinflußt ist, und spricht mit einem Ansatz von Kritik von den religiösen „Grundsätzen" seines Vaters, die „dieser sich als wahr und festgegründet eingebildet hatte".

Es wurde schon vorausbemerkt, daß wir kein scharfkonsequentes Verhältnis Stillings zum Pietismus erwarten dürfen. Eine schwankende Stellung zum Rationalismus der Zeit und wechselnde persönliche Erfahrungen bedingen solche Äußerungen, die sich vermehren ließen und aus deren Widerspruch mit anderen schwerwiegende Vorwürfe gegen ihn nicht gemacht werden dürfen. Wir werden das noch bei seinen andern Schriften reichlich beobachten können.

Um so fester stellt sich Stilling auf den Boden des angestammten Pietismus durch die Ausbildung eines Vorsehungsglaubens, wie er nur innerhalb desselben möglich war. Dem wenden wir uns zum Schlusse zu.

Die mit den Begriffen Vorsehung, Determinismus, Willensfreiheit verbundenen Probleme, die letzten aller Philosophie und Religion, haben kein Jahrhundert so in der Breite beschäftigt wie das achtzehnte. Dabei räumte die Aufklärung keineswegs auf mit dem Vorsehungsglauben, vielmehr gehört „seine Hochhaltung zur wesentlichen Signatur des Rationalismus, der dadurch nicht nur seinen positiven Zusammenhang mit der evangelischen Frömmigkeit, sondern auch, wenigstens in einer namhaften Zahl seiner Vertreter, seine Verwandtschaft mit dem Halleschen Pietismus kundgiebt" (Protest. Realencyclop. 3. Aufl. XX, 756).

An der populärphilosophischen und populärdogmatischen, meist nicht sehr tiefen Erörterung dieser Fragen hat sich auch Jung Stilling beteiligt; hier kommt es uns

aber nur darauf an, die höchst subjektive Fassung des Vorsehungsglaubens kennen zu lernen, wie sie in der Autobiographie niedergelegt ist.

Die unmittelbaren Weisungen, die Stilling von seinem „himmlischen Vater" zu beziehen glaubte, mußten ihm den Glauben an dessen spezielle Leitung, in dem er aufgewachsen war, immer teurer machen. Sehr früh nun beschränkte sich bei ihm dieser Glaube nicht auf die Meinung, daß Gott dem Frommen treulich durch alle Nöte des Daseins helfe, sondern er gewann die Zuversicht, daß Gott ihn zu etwas ganz Besonderem auserlesen habe. Der Gedanke, daß Gott unmöglich ihm den Trieb zu etwas Höherem umsonst „eingeschaffen" haben könne, durchzieht schon die „Jünglingsjahre" in mannigfacher Wiederholung. Und diese Hoffnung läßt er sich von seinen Freunden immer wieder bestätigen; sie alle prophezeien ihm einen hochemporsteigenden Lebenslauf (I, 137. 141. 156. 169; R. 119. 123. 137. 151 u. a.). Die Direktion desselben muß aber ganz Gott überlassen bleiben, alle Versuche, mit eigenem Streben ein eigenes Ziel zu verfolgen, führen zu nichts oder zum Fall. So kommt Stilling unter Kämpfen dazu — das Grundprinzip der pietistischen Pädagogik — den Eigenwillen völlig auszuschalten und jeden wichtigen Entschluß nur aus Gottes Hand zu empfangen. Wo die direkten Eingebungen, deren Wert ja doch in ihrer relativen Seltenheit besteht, fehlen, da gilt es, nach Gustav Freytags Wort, „auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen." Hierin verhält sich Stilling wie alle Pietisten: „Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, so war es Methode, ein erstes Mal abzulehnen, wiederholte sich die Aufforderung, dann rief der Herr." Ein Musterbeispiel für diese treffende Formulierung Freytags findet sich bei dem mehrerwähnten Petersen, als er einen Ruf nach Hannover erhielt: „Ich zeigete solche dem Herrn Professor Becker, der mir rieth, ich sollte solche declinieren, wäre es Gottes Wille, so würden sie schon noch einmahl schreiben, es wäre eine große Sache ein Prediger zu

werden, davon man gantz gewiß seyn müßte, daß Gott einen dazu beruffen hätte. Ich thue solches, und schreibe es auf eine gute Manier ab. Aber sie hören nicht auf, mich von neuem zu beruffen. Da sprach der Herr Professor Becker: Nun gehe er, und lasse sich nicht davon abhalten.“ Jetzt ists also eine „göttliche Vocation“. Typisch ist in dem Beispiel auch das Befragen eines anderen frommen Menschen; der prinzipielle Verzicht auf eine eigene Meinung, das ebenso prinzipielle Mißtrauen gegen den eigenen Trieb drängen auf diesen Weg: je mehr von außen die Versicherung kommt, daß in irgendeiner Sache „Gottes Wink“ zu sehen ist, desto glaubwürdiger ist es: am glaubwürdigsten, wenn mehrere Fingerzeige ohne Zusammenhang, auch etwa Träume fremder Personen, in dieselbe Richtung weisen. Nach dieser Methode richtet also auch Stilling sein Leben ein. Er „studiert“ die Vorsehung geradezu, das Leben nennt er „Gottes Universität“; der scharfe Beobachter kann ganz bestimmte „Maximen“ erkennen, die von der Vorsehung in der Leitung des Einzelnen wie ganzer Völker befolgt werden. Ihren Plänen „widersteht kein Mensch“. Wohl aber kann ihr der Törichte „vorlaufen“, was jedoch immer böse Folgen hat. Denn dadurch bringt man die Vorsehung gewissermaßen aus ihrem Konzept und nötigt sie zu umständlichen Gegenmaßregeln, damit sie zuletzt doch ihren Zweck erreicht. Dem Leser von Stillings Autobiographie sind für alles das genug Beispiele gegenwärtig.

Durch eine Reihe von hervorragenden Fällen wunderbarer Hilfe in äußerer Not, deren Zitierung bis in Kotzebues Rührstück gedrungen ist (Armut und Edelsinn. Theater von Kotzebue. 1840, V, 27/8), wird der entwickelte Gedankenkreis unerschütterlich befestigt. „Ich bin ein Sohn der Vorsehung,“ sagt er selbstbewußt. Sein Vertrauen führt ihn zu den bedenklichsten Dingen. Er macht Schulden und bekümmert sich nicht im geringsten um ihre Bezahlung. „Das überlasse ich Gott, denn es ist seine Sache.“ Zweimal läßt er sich von einem Freunde

Geld geben, der dies in der ausgesprochenen Annahme tut, Stilling erwarte Wechsel von Hause, was nicht der Fall ist. Ihm ist die Vorsehung sicherer als jeder Wechsel [1]). Es wäre Mißtrauen gegen Gott, wollte er sich selbst um diese Dinge bekümmern, viel lieber besinnt er sich mit der naivsten Neugier, wie es wohl diesmal wieder die Vorsehung angreifen werde, ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen. Er protestiert feierlich gegen den Verdacht, daß er von seinem dazu kaum bemittelten Schwiegervater Unterstützung zum Studieren erwarte, nein, „der Herr wird's versehen," ist sein Wahlspruch. Wie froh ist er aber, als später der Schwiegervater eben doch seine und seiner Kinder ersparte Taler opfert; freilich ist nun eben auch dies ein „Zug der Vorsehung".

Das am meisten drastische Beispiel aber, wie Stilling in den menschlichsten Vorgängen die höhere Hand zu finden weiß, bietet nicht sowohl seine erste „Stillings-Verlobung", sondern seine zweite Brautwerbung. Nachdem er sich durch eigenes Unternehmen mehrere Körbe geholt, gibt er sein Anliegen in Gottes Hand. Jetzt legt sich aber seine Freundin, Frau Sophie von La Roche, ins Mittel und verheiratet ihn nach allen Regeln der Kunst mit ihrer Nichte Selma. Die Ehe wurde eine sehr glückliche, aber im Verlauf dieser ganzen Geschichte Stilling die Winke der Vorsehung entdecken zu sehen, geht doch ins Komische. Er zeigt den einladenden Brief der La Roche (der mitgeteilte Wortlaut stammt aber sicher von Stilling) seinen innigsten Freunden, denn er selbst darf nicht „räsonnieren". Und siehe da: „alle erkannten den Wink der Vorsehung sehr lebhaft und ermahnten ihn, zu folgen." Er tut es, aber durch Zufall mißlingt der von Sophien eingefädelte Versuch, Selma in einem Gasthof zu treffen. Nun quält ihn der Gedanke, ob hierin nicht ein

[1]) Gervinus hat sehr richtig auf den alles weniger als frommen Bahrdt hingewiesen, der sich mit demselben Leichtsinn und Erfolg von der Vorsehung Bank halten läßt, wie namentlich seine Reise nach Holland zeigt.

zurückweisender Wink zu sehen sei. Aber es stellt sich heraus, daß eben durch dieses Verfehlen die Vorsehung nur einen Fehler der La Roche gut gemacht hat: in dem Gasthof hätten sich die beiden gar nicht so recht ungeniert sprechen können! Die Verlobung kommt rasch zustand, denn Selma, die Stillings Lebensgeschichte gut kennt, hat nur die eine Entgegnung, ihr erstes Wort, das sie zu ihm spricht: „Was die Vorsehung will — das will ich auch.“ Noch nicht genug. Stilling bringt es nicht über sich, der Braut seine Schulden einzugestehen. Da kommt ein Brief an sie, in dem ihr die pekuniäre Misère ihres Bräutigams enthüllt wird — die Vorsehung hat Stilling das peinliche Geständnis abgenommen, und wie weise, genau in dem einzig richtigen Zeitpunkt: „eine frühere Entdeckung hätte alles wieder zerschlagen, und eine spätere vielleicht Verdruß gemacht“!

Wir sehen, wie Stilling die Schwächen seiner Person durch seinen Vorsehungsglauben zu decken versteht. Den Mangel an Selbstvertrauen und Selbstverantwortungsfähigkeit, die Energielosigkeit des Denkens erhebt er zum Lebensprinzip unter religiösem Gesichtspunkt. Sobald er sich im übrigen unter dessen Schutze fühlt, ist er der fleißigste, tätigste Mann, den man sich denken mag. Die unangenehmste Folge seines Vorsehungsglaubens ist aber die ungeheure Steigerung seiner natürlichen Eitelkeit trotz aller christlichen Demut. Alle die Rührungen, die er über Gottes wunderbare Führungen empfindet, all die Verweisungen auf eine Belohnung seiner unzähligen Gönner im Jenseits sind zugleich Ausbrüche der Selbstgefälligkeit. Wie er auf sein empfindsames „Stillingsherz“ eitel ist, so spricht er auch von einem „Stillingspaar“, von „Stillingsfreunden“ und sogar von einem „Stillingsknoten“: und wenn etwas recht Wunderbares passiert, dann geht es eben auf „Stillings Weise“. Takt und Geschmack nehmen gegen Ende der Autobiographie immer mehr ab, der Leser kann sich bei aller Freundschaft, bei allem Verstehen zuweilen eines widerwärtigen Gefühls nicht erwehren. Je

mehr sich Stilling selbst als Demonstrationsobjekt ansieht, an dem die Maximen der Vorsehung so trefflich zu explizieren sind, desto mehr nimmt die Eitelkeit, die auch den Zeitgenossen übel auffiel, zu. Der Wert des Werkes leidet unter diesem Zuge, ähnlich wie der berühmterer Autobiographieen unter dem Ausarten in bloße Apologetik. Schon 1798 brachte das Friedrich Schlegel in einem Athenäumsfragment zum Ausdruck, in dem er geistvoll von den verschiedenen Formen der Selbstbeobachtung spricht und fortfährt (Minor II, 261): „Eine andere langweilige Art der Offenheit, der mehr mit Hörern gedient ist, ist die der Enthusiasten, die aus reinem Eifer für das Reich Gottes *sich selbst* vortragen, erläutern und übersetzen, weil sie glauben, Normalseelen zu seyn, an denen alles lehrreich und erbaulich ist. Heinrich Stilling mag leicht der vollkommenste unter diesen seyn, aber wie ist er nun ganz herunter!“

Als Friedrich Schlegel das schrieb, waren die „Lehrjahre“ noch nicht erschienen. In diesen ist das alles auf die Spitze getrieben; im rückblickenden Anhang dazu aber enthüllt Stilling erst seine letzten Ansichten, die bisher eigentlich nur zwischen den Zeilen zu lesen waren. Hier ist noch einmal Halt zu machen.

Man darf nicht glauben, daß Stilling die, logisch betrachtet, kindlichen Blößen seines Vorsehungsglaubens überhaupt nicht gesehen hätte. Dieser ist vielmehr ein Verzicht auf alle Logik, er ist ganz und gar Glaube, der die gesunden Einwände der Vernunft, von Freunden wie von ihm selbst oft gemacht [1]), teils ängstlich, teils kühn ignoriert.

Als Angehöriger des reformierten Bekenntnisses war er mit Gedanken, die der absoluten Prädestination nahekommen, vertraut. Aber die Subtilitäten, mit denen scharfsinnige philosophische Theodizeen Gott ohne Widerspruch

[1]) I, 318; R. 295: „Vernünftige, scharfsichtige Leute konnten nicht so gerade alles, wie er, für göttliche Führung halten.“

zum Urheber auch des Bösen in der Welt machen wollen, stießen den Pietisten, der den Fall Adams und die Willensfreiheit nicht entbehren will, ab. Indem er die logische Richtigkeit deterministischen Denkens stets zugab, leitete er doch aus der Vernunft- und Gefühlswidrigkeit der daraus entspringenden Konsequenzen das Recht ab, die Logik zu verlassen und schlechthin zu postulieren. Er nimmt also „als ausgemacht an, daß Gott die Welt mit unendlicher Weisheit regiere, doch so, daß die Menschen als freie Wesen mit einwirken“, ohne sich über die Natur dieses Kompromisses erklärend auszulassen. Und nun geht er so vor, daß er unter Rekapitulation seiner Lebensschicksale zu beweisen versucht, daß er auch nur auf die entfernteste Art zu irgendeinem seiner entscheidenden Schicksale nie das Geringste beigetragen habe. Die Absicht gelingt ihm dem Anschein nach leidlich, da er erstens alle zwischen den unverschuldeten Hauptwendepunkten liegende eigene Tätigkeit mit ihren Folgen gar nicht in Betracht zieht und zweitens alles Eingreifen fremder Personen in sein Schicksal unbedenklich für das Werk der Vorsehung erklären darf. So sehen wir am Ende, daß Gott ihn planmäßig von Jugend auf durch seine Schule zu seinem Zwecke geführt hat: systematisch hat er in ihm den natürlichen bösen Grundtrieb (Leichtsinn, Sinnlichkeit, Etourderie, Eitelkeit) mit der Wurzel ausgerottet, systematisch ihm einen religiösen Grundtrieb eingepflanzt, dessen Endzweck sich enthüllte, als er zum religiösen Schriftsteller mit größtem Wirkungskreis berufen wurde.

Alle Fehler, die Stilling beging, indem er zuweilen dem eigenen Willen folgte, rächten sich durch Leiden; indem aber diese Leiden nur dazu dienten, die bösen, seiner wahren Bestimmung hinderlichen Züge auszubrennen, ist gleichzeitig die Vorsehung wieder gerettet: die Strafen für die Vergehungen gegen sie sind ein in ihren Plan bereits aufgenommenes Erziehungsmittel. Logisch ist damit die eifrig postulierte Willensfreiheit auf-

gehoben und die reine Prädestination wiedergewonnen. Um diesen Punkt drückt sich Stilling schweigend.

Die Folgerung, die er nun aus der so angestellten, wie er will, rein faktischen Betrachtung seines Lebenslaufes zieht, ist eine doppelte und überraschende.

Erstens glaubt Stilling keineswegs, daß Gott jeden ihm ergebenen Menschen derart führt wie ihn, sondern er ist ein unvergleichlicher, zum mindesten seltener Spezialfall der göttlichen Vorsehung; die übrige Menschheit kann sich zwar niemals der Einfügung in den göttlichen Regierungsplan entziehen, aber — ... Stilling führt einen Gegensatz, der zu erwarten wäre, nicht aus. Er meint jedoch: so wie er „bloß leidende Materie in der bildenden Hand des Künstlers" war, ist es den anderen Menschen nicht beschieden. Und daraus nun die zweite Folgerung, der Gipfel der Einbildung und Kühnheit: Wozu diese einzigartige, von keinem Menschen zu bestreitende Führung? Antwort: Lediglich zur Garantie und Legitimation dafür, daß Stillings religiöses Lehrsystem das wahre ist. Das wird mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Und nicht genug damit der bewußten Verkehrung aller Logik, er bekräftigt die Glaubwürdigkeit dieses seines Lehrsystems endlich mit der Versicherung: „daß keine meiner religiösen Ideen durch mühsames Nachdenken entstanden oder Resultat irgendeiner Deduktion der bloßen Vernunft sei, sondern alle sind Aufschlüsse in meinem Gemüthe, die mir bei dem Betrachten schwieriger Bibelstellen von selbst gekommen sind" (I, 601; R. 572).

Und mit einem Glaubensbekenntnis „nach dem altevangelischen System", wie er behauptet, schließt er seine Lebensgeschichte, den schroffen Gegensatz zum Determinismus, zur Moralphilosophie, zum Deismus mit einem Appell zur unzweideutigen Entscheidung verbindend, da der Tag des Herrn nahe bevorstehe.

Eine entschiedenere Rückkehr zum Gesichtswinkel des Pietismus läßt sich nicht denken. Während der Ver-

fasser sich als höchstes und fast sakrosanktes Original darstellt, verliert er in den Augen des Historikers alle wahre Originalität, und seine Autobiographie als Ausdruck seines Geistes rückt damit nach mancherlei scheinbaren Schwankungen endgiltig in die Formen eines bereits feststehenden Typus. Bereichert sie diesen einigermaßen durch Zufälligkeiten ihrer Entstehungsgeschichte, so konnte sie doch kaum etwas dazu beitragen, spätere Werke der autobiographischen Gattung, weder des engeren, noch des weiteren Kreises, in fortschreitendem Sinne zu befruchten. Dem Pietisten, der durch die historischen Wandlungen hindurch gewisse feste Züge unveräußerlich behält, ist und wird sie bei ihrer großen Verbreitung noch lange eine reiche Quelle persönlicher Erbauung sein; für die geschichtliche Betrachtung besteht ihr Wert in ihrem kulturbildlichen Sachgehalt, der sie zu einem nicht gern zu missenden Dokument des 18. Jahrhunderts macht, und endlich in dem Maßstab, den sie gibt zur Einschätzung anderer Autobiographieen, die dem gleichen Zeitalter entstammen.

Anhänge.

I. Jung Stilling und Anton Reiser.

Im Lauf unserer Betrachtung sind uns vergleichende Blicke auf Autobiographieen verwandter Art in manchen Einzelheiten von Nutzen gewesen. Anhangsweise führe ich etwas breiter eine Vergleichung mit der bedeutendsten deutschen Autobiographie des 18. Jahrhunderts durch, mit K. Ph. Moritzens Anton Reiser, unter welchem Pseudonym dieser merkwürdige Mann sein Leben wie Stilling in dritter Person erzählt hat; diesem weit überlegen durch eine unerreichte sachliche Gedächtnistreue, durch bewußte Psychologie („ein psychologischer Roman"), durch Verstandesschärfe und wissenschaftliche Bildung. Eine Vergleichung, auf deren besonderen Reiz schon Gervinus (5. Aufl. V, 299) hingewiesen hat, ohne daß sie doch jemand ausgeführt hätte. Sie ist lohnend ebenso sehr durch ihre Gegensätze wie durch ihre zum Teil überraschenden Parallelen. Dabei ist es kaum nötig, zu bemerken, daß an eine Abhängigkeit des späteren Moritz von dem früheren Stilling gar nicht gedacht werden darf. Ganz mit Unrecht hat auch Hettner Stilling mit Reiser zusammen in den Schatten von Rousseaus Konfessionen gestellt: es ist dies für Stilling unter anderem auch chronologisch unmöglich. Von seiner Lebensgeschichte kommen für den Vergleich natürlich nur die drei ersten Teile in Betracht. Sie führen bis zur Beendigung der Universitätsstudien, mit deren unglücklicher Unterbrechung Anton Reiser bekanntlich schließt [1]).

Wir müssen für unseren Zweck von dem gleichen „Milieu" ausgehen, mag man mit diesem Wort und Begriff auch sonst viel Unfug treiben. Niedere und niederste Gesellschaftsschicht, völlig mangelnde äußere Glücksumstände und religiöser Separatismus — mitten hineingestellt ein Kind mit Gaben des Geistes und Gemütes, die mächtig aus diesem Kreis hinausdrängen: das ist die Grundsituation Reisers wie Stillings. Doch sind gleich hier auch die unterscheidenden Linien zu ziehen. Die sepa-

[1]) Die Zitate aus Anton Reiser = M nach den Deutschen Litteratur-Denkmalen Nr. 23.

ratistische Grundfarbe ist ziemlich verschieden. Die Pyrmonter Quietisten verknöcherten ihr ganzes natürliches Fühlen in ängstlichem Streben nach Erreichung und Erfüllung einer Mystik, die nie Gemeinschaftsgut werden kann, sondern nur bedeutenden Individualitäten möglich ist wie eben dem höchsten Vorbild dieser Leute, der Frau von Guyon. In diese nachahmende Gemeinde hinein führt uns der Anfang Anton Reisers — eine vortreffliche Schilderung. Im Schoß der Familie zeigen sich die übelsten Folgen: indes die Eltern über der Guyon ihr Eheglück mit Füßen treten, geht dem Knaben alle Jugendfreude verloren und entzogen wird ihm das geringste Maß von Liebe, das einem Kinde gebührt. So wächst er auf, im zartesten Kindesalter schon in die unmenschlichsten Vorstellungen, die unnatürlichsten Gefühle hineingestoßen, und er kann mit Recht den schrecklichen Satz über sich aussprechen: „daß er von der Wiege an unterdrückt ward.“ (M. 9.)

Henrich Stilling war besser dran. Ihn umgab von Geburt an die wohlwollendste Liebe. In der Bauernhütte, die Großeltern, Eltern und Geschwistern Unterkunft gewähren mußte, wohnte reines Menschentum. Solang der Vater im Schmerz um das tote Weib sich und den Sohn vernachlässigte, stand an seiner Stelle in dem Großvater ein herrlicher Ersatz, der alle Liebesbedürftigkeit eines Kinderherzens wohl auszufüllen vermochte. Und die Pietisten, die auf das Haus Stilling von Einfluß waren, gehörten nicht zu den exaltierten Schwärmern, an denen es allerdings in der Umgegend sonst auch nicht fehlte; sie waren von der ruhigen Art, anstatt künstlicher Verkrampfungen des Geistes und Gefühls predigten sie Einfalt des Glaubens und Verstehens.

Aus dergestalt ähnlichen und doch verschiedenen Häusern gingen die beiden hervor. Sie besitzen beide den Trieb zu höherer geistiger Bildung, zu höherer sozialer Stellung; und doch ist ihnen die Aufgabe nicht gleich gestellt. Reiser ist von Haus aus die kompliziertere Natur, Stilling weit einfacher. Reiser steht vor dem großen tränenreichen Weg, die ganze ungeheure Seltsamkeit seiner eingeschränkten, wunderlich gepreßten Existenz mit einer rasch, aber schüchtern sich heranbildenden Verstandeskraft zu durchdringen und dann zu zerreißen; sodann noch von seinem Selbst zu retten, was unter den Hammerschlägen dieses Schicksals übrig geblieben ist, und in dem zerfließenden Rauch endlich einen Punkt zu finden, an dem er sich zu realer Wirksamkeit einsetzen kann. Darüber verstreicht die größere Hälfte seines kurzen Lebens.

Jung Stilling hat es einfacher, wenn auch nicht gemütlicher. Auch ihn treibt es weg vom Handwerkstisch zu geistiger Wirksamkeit, aber nicht hinweg aus der geistigen Sphäre seiner Jugend überhaupt. Im Gegenteil! Nach vorübergehenden Schwankungen ist sein ganzes weiteres Leben bei allem Wechsel der Berufsart nur ein Immerfesterwerden in der Geistesgestalt des Elternhauses, ja zuletzt eine Übertreibung desselben; dabei geht sein Hirn und Herz unendlich in die

Breite, er stirbt als Patriarch, von tausenden beklagt, in hohem Alter, nachdem der jüngere Reiser schon längst in einsamer Selbständigkeit, aber hochgeschätzt von den Edelsten, dahingegangen war.

Soviel über die beiden Persönlichkeiten; nun zu Einzelheiten ihrer Autobiographieen.

Die Einsamkeit einer abgeschlossenen Erziehung wird bei beiden zum Teil durch eine sehr ähnliche Lektüre ausgefüllt. Bei Reiser stehen natürlich die Schriften der Frau von Guyon voran; daneben aber wird Fénelon genannt und Thomas a Kempis. Wir finden sie auch im Hause Stilling (M. 21 — St. I, 65; R. 50). Und beide Knaben ergötzen sich insbesondere an den einfacheren, sinnlicheren Erzählungen aus Gottfried Arnolds „Leben der Altväter". Für Erwachsene in seiner ganzen Breite und Gleichförmigkeit doch redlich langweilig, mochte das Buch mit seinen alten Heiligen, bösen Geistern, Teufeln, Höhlen und Wüsten usw. die regsame Einbildungskraft internierter Kinder wundersam beschäftigen. Die grellsten Bilder, die höchste Nervenspannung fanden sie aber, der eine wie der andere, in der „Asiatischen Banise". Dazu kommen bei Reiser die griechischen Götter- und Heldensagen der Acerra philologica (die ja neben der Banise auch Goethen diente), bei Stilling das üppige Gewächs der alten teutschen Volksbücher. Und wenn Reiser sich „gar nicht ungeneigt" findet, die heidnischen Göttergeschichten mit allem, was da hineinschlug, für wahr zu nehmen, so heißt es beim andern: „Stilling glaubte alle diese Historien so fest wie die Bibel." Die Vermischung aber so verschiedenartiger Rezeptionen kommt bei beiden zu einem recht charakteristisch ungleichen Ausdruck: Stilling, der sinnlich-naive, siedelt in seinem Bauernhof nebeneinander die Höhle des hlg. Antonius, den Brunnen der Melusine und das Schloß Montalban an. Reiser dagegen mit einer unerhört frühreifen Abstraktion, bohrend und denkend, macht verzweifelte Versuche, in seinem Kinderkopf die verschiedenen Systeme Fénelons, der Bibel und der griechischen Mythologie zu vereinigen (M. 22).

Übrigens sind sie beide überzeugt, daß ihre Empfindungen bei dieser Jugendlektüre schlechthin einzigartig sind. So spricht Reiser (M. 22) von der „sonderbarsten Ideenkombination, die wohl je in einem menschlichen Gehirn mag existiert haben", und Stilling versichert uns anläßlich seiner Homerlektüre (I, 111; R. 93): „Schwerlich ist die Ilias seit der Zeit, daß sie in der Welt gewesen, mit mehrerem Entzücken und Empfindung gelesen worden." Fragen wir aber, was für Gegenstände der Dichtung den stärksten Eindruck auf sie machen, so haben wir konsequent wieder den Unterschied der geistigen Anlage: Stilling „jauchzt" über die „Bilder und Schilderungen", Reiser aber wird „im ganzen Telemach am lebhaftesten gerührt" durch eine moralische Rede des Mentor.

Nicht weniger eigentümlich ist den beiden jugendlichen Seelen die mystische Freude an dunklen Bildern, unverstandenen Redewendungen,

ja reinen Wortklängen ohne Sinn, die ihnen so tiefen Eindruck machen, daß sie es nicht unterlassen, dies in ihrer Lebensgeschichte hervorzuheben. Eine ganze Welt von berauschenden Gefühlen und Vorstellungen überkommt Reisern, wenn der Pastor P. von den „Höhen der Vernunft“ spricht; das ganz unverstandene „Hylo schöne Sonne“ versetzt ihn in höhere Regionen und das bloße Wort „Tugend“ rührt ihn oft bis zu Tränen. Ganz Ähnliches bei Stilling. Die farbigen Ausdrücke der „Asiatischen Banise“ wie „goldbedeckte Türme“ rühren ihn rein durch ihr Barock „bis auf den Grund seines Herzens“; bei Böhmes „Rad der ewigen Essenzien“ oder dem „schielenden Blitz“ empfindet er „eine ganz besondere Erhebung des Gemüths“. Dieser Freude am Deklamatorischen entspricht es, daß beide kein größeres Vergnügen kennen, als selbst zu deklamieren, Reden zu halten, sich selbst zu hören. Das führt bei jedem zum gleichen ergötzlichen Auftritt: Predigt auf einem Stuhl vor den Spielkameraden und unliebsame Störung der andächtigen Szene; nur läuft die Sache bei Stilling weit glimpflicher ab als bei dem armen Reiser (St. I, 106; R. 87/8 — M. 92).

Auch die späteren Jahre, hier auf dem Land, in der Dorfschule und der Schneiderstube, dort in der Kleinstadt, im Gymnasium und beim Hutmachergewerbe, bringen ihnen die gleichen Leiden; Leiden der Armut und der Einbildungskraft, letztere bei Reiser allerdings unvergleichlich heftiger. Die größte Scham bereitet den Sauberkeit Liebenden ihr ärmlicher Anzug. Aber in allem Elend bleibt ihnen die angeborene und frühgeübte „Wonne der Thränen“ und der Wehmut, der sie sich — beide haben überdies Young gelesen — bald mit bewußtem Genuß überlassen. Und die Wonne der Tränen schlägt gerne in eine richtige Elendseitelkeit um, eine interessante psychologische Erscheinung. Stilling fühlt im höchsten Jammer, wie „Gott“ sich vor Mitleiden nicht länger halten kann über dem erbärmlichen Elend seines Schützlings, und Reisern macht „die süße Empfindung des Mitleids mit sich selbst“ in aller Schwermut „eine Art von Vergnügen“, was ihm schließlich der ganz regelmäßige Trost im Unglück wird.

Doch kann sie ihre trostlose Situation auch bis zur Verzweiflung bringen: Reisers „Zustand gränzte damals nahe an Raserei“, nicht weniger der Stillings im Hause Hochbergs (M. 198 — St. I, 218; R. 197/8); sie magern ab zu hohläugigen Gerippen und spielen mit dem Selbstmord.

Ferner teilt Reiser mit Stilling die eigentümliche Naturempfindsamkeit, die wir bei diesem vorfanden. Die lebhaft empfundene Schönheit eines Anblicks, die durchdringende Harmonie des Geschauten bringt moralische Vorstellungen bei ihnen in Fluß. Wir erinnern uns, wie Stilling beim Anblick einer lichten Wolke unter den herrlichsten Empfindungen sich zu einem „Bund mit Gott“ getrieben fühlt; er will fortan „über seine Gedanken, Worte und Werke wachen, daß alle gottgeziemend, angenehm und nützlich sein möchten“. Reiser erzählt: „Einmal kam

er an einem schönen Abend von einem einsamen Spaziergang zu Hause, und der Anblick der Natur hatte sein Herz zu sanften Empfindungen geschmolzen, daß er viele Thränen vergoß, und sich in der Stille gelobte, von nun an der Tugend ewig getreu zu sein!“ (M. 202 — St. I, 211; R. 190.) Dem einen ist bei dem Erlebnis „innig wohl“, der andere empfindet ein himmlisches Vergnügen bei dem „beglückenden Vorsatz“.

Bitter beklagen sie sich in gleicher Weise über heimliche, unausgesprochene Verdächtigungen ihrer Kostherren, wogegen sie sich nicht verteidigen können. „Unerträgliches Mißtrauen und daher entstandene äußerste Verachtung seiner Person“ rechnet Stilling zum Schlimmsten, was man ihm antun kann, und weit öfter, bis zur Peinlichkeit es wiederholend, bezeichnet Reiser gerade das als das Übelste, wenn einer soweit gebracht werde, „daß er sich selbst als den Gegenstand der allgemeinen Verachtung ansieht und es nicht mehr wagt, die Augen vor jemand aufzuschlagen.“

Indes ist hier wieder der Punkt, an dem die beiden Charaktere, näher betrachtet, doch entscheidend auseinandergehen. Für Reiser ist die Verachtung durch die Mitmenschen deshalb so schrecklich, so existenzvernichtend, weil sie seine Selbstachtung, sein Selbstvertrauen zerstört. Denn das ist ihm die *conditio sine qua non* des Lebens, er erklärt die Selbstachtung schließlich für die „Basis der Tugend“ schlechthin und versteht darunter nicht nur das moralische Bewußtsein eines guten Gewissens, sondern ein ganz bestimmtes Wertbewußtsein seiner selbst, den Glauben an schlummernde Fähigkeiten, den Keim zukünftigen Eigenwollens und Eigenschaffens. Die Erstickung dieses Keimes meinte Reiser mit den bitteren Worten von seiner eigenen Unterdrückung von der Wiege an. So ist denn seine ganze Jugend ein aufreibender Kampf um seine Selbstachtung, die man ihm totschlagen will. Mit ihrem Wachstum, das oft lächerliche Kleinigkeiten nähren müssen, schwingt sich schließlich der ganze Reiser in die Höhe. So stellt er es selber dar mit einem dauernden Hinblick auf die Pädagogen.

Stilling macht, wie schon gezeigt, in seiner weiteren Entwicklung und in Übereinstimmung mit dem Pietismus genau das Gegenteil davon zum Lebens- und Erziehungsprinzip. Brechung alles Eigenwillens im Kinde! Das ist immer wieder die Quintessenz seiner Pädagogik, aus der Erfahrung seines eigenen Lebens gezogen. Keinen Schritt aus eigener Initiative, alles aus fremden Händen darnehmen! Und indem Reisers Entwicklung den Gang einer schmerzenvollen Befreiung darstellt, erreicht Stilling schließlich seine Befriedigung in vollkommener Selbstunterwerfung. Er findet in der höchsten Unrast und Ziellosigkeit seines Wanderlebens seit seiner Solinger „Erweckung“ einen sicheren Pol in dem steigenden Gottvertrauen. Das ist ihm ein Ruhepunkt auch im größten Elend, wenn alle Pforten verschlossen scheinen. Damit beginnt zugleich sein Charakter sich zu festigen um einen trotz aller

Bedenklichkeiten lauteren Mittelpunkt herum. Genau das gleiche Glück innerer Beruhigung schöpft dagegen Reiser aus anderer Quelle: es wird ihm, seit er zum ersten Mal „die Wonne des Denkens" (M. 222) geschmeckt hat. Er berauscht sich in dieser wachsenden Fähigkeit. Sein ihm so nötiges Selbstvertrauen steigt und gedeiht auf diesem Boden. So schrumpfen vor dem Gottvertrauen des einen, vor dem mächtig sich öffnenden Geist des andern, vor dem Glauben dort, vor dem Intellekte hier, die reichlich zugemessenen Einzelhemmungen des Lebens zur Erträglichkeit, ja zur Unbedeutendheit zusammen.

Analoge Züge in unseren beiden Fällen bringt auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das schwierigste aller Verhältnisse. Verdruß und Abneigung des Vaters sind die begreiflichen Folgen des mehr oder weniger verschuldeten Hin- und Herschwankens von seiten des Sohnes. Wiederum wird das ehrliche Höherstreben des Sohnes empfindlich gedämpft durch den Schwerfluß väterlichen Verstehens und Glaubens. Endlich gibt es einen Moment, in dem sich alles zusammendrängt und der Verdruß plötzlich zur Wut, die Abneigung zur Feindseligkeit wird: so erlebt Stilling die böse Szene, in der sein Vater ihn tätlich angreift (I, 177; R. 159), und der alte Reiser gibt seinem ungeratenen Sohn in aufflammender Wut „seinen Fluch auf den Weg". Aber die so grimmig aufeinander platzten, finden sich doch wieder zusammen in einem gemeinsamen Element: die Stillinge in demselben kindlichen Glauben und im Andenken an Gattin und Mutter; weniger echt die Reiser: hier hält der Vater die ersten metaphysischen Spekulationsversuche des Sohnes für Zeichen einer ihm erwünschten frommen Mystik, und an demselben Fleck, wo er ihn einst verflucht hatte, segnet er ihn jetzt gerührt — es ist eine trügerische Grundlage, auf der diese zwei ihren mystischen Sohn- und Vaterbund geschlossen haben.

Die bisher ausgeführte Parallelität ist durchweg psychologisch wohl fundamentiert und dadurch gerade interessant; sie ließe sich immer noch weiter führen. Aber sie erstreckt sich auch auf Umstände, die einer solchen Grundlage entbehren. Reisers bester Freund heißt zufällig auch Reiser und Stilling findet auf seiner Wanderschaft einen Schulmeister, der sein Namensvetter ist; natürlich machen „die beiden Stillinge" einen besonderen „Bund" der Freundschaft (I, 230; R. 208).

Die Zusammenstellung sei geschlossen mit der reizendsten Parallele der beiden Bücher und Menschenleben. Aus der unsäglichen Enge ihres Daseins glauben sich diese zwei Menschen schließlich am ehesten retten zu können, indem sie alles hinter sich lassen und, wenn noch so hoffnungslos, in eine unbekannte Ferne ziehen. Und jeder malt uns, ehe er den Stab zur Hand nimmt, Ausrüstung und Wanderkostüm genau vor Augen. Der Schneiderbursche in ärmlichster Kleidung, im Ranzen „drei zerlappte Hemden, ein paar alte Strümpfe, eine Schlafkappe" und sein Handwerkszeug: „Scheere und Fingerhut." Reiser gibt dazu ein tragikomisches Gegenstück. Ihn umhüllen noch die glänzenden Flitterreste

einiger rasch vergangener Glückstage, ein Galakleid und Überrock, „dabei trug er einen vergoldeten Galanteriedegen an der Seite und Schuh und seidene Strümpfe“; in der Tasche „ein reines Oberhemde nebst noch ein paar seidenen Strümpfen“; endlich auch er sozusagen sein Handwerkszeug: „Homers Odyssee in Duodez mit der lateinischen Version.“ Und die Börse unserer Wanderer ist nicht sehr gespickt. Etwas über vier Reichstaler nimmt Stilling in die weite Fremde, und Anton Reiser will mit einem einzigen Dukaten zu Fuß von Hannover nach Weimar kommen. Mit diesem Anblick schließt Stilling sein zweites, Reiser sein drittes Buch.

Es ist ergreifend, sich vorzustellen, wie dann Goethe diese beiden seltsamen Menschen in kurzer persönlicher Berührung warm und mächtig an sich zog; Goethe, der in Straßburg dem jammernden Stilling brüderlich das Felleisen packte; Goethe, der in Rom „als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Secretair“ am Bette des erkrankten Moritz-Reiser saß.

II. Biographische Beiträge zur Autobiographie.

1. Übergangene Freunde.

Es wurde schon erwähnt, daß Stilling die drei Heidelberger Jahre ganz unverhältnismäßig kurz und summarisch am Ende des „Häuslichen Lebens" erledigt. In der dadurch entstandenen Lücke ist unter anderem spurlos verschwunden einer der berühmtesten Dichter der Zeit, Matthisson. Dieser weilt seit 1785 mehrere Jahre lang in Heidelberg und schließt enge Freundschaft mit Jung Stilling. Sie sind fast täglich beisammen, bis Stilling 1787 die Neckarstadt verläßt. 1794 kommt Matthisson auf der Durchreise nach Marburg. Sein erster Gang ist zu Stilling, bei dessen Töchterchen Caroline er Pate ist. Die beiden verleben gerührte Stunden miteinander. „Selten war vielleicht das Wiedersehen zweier Freunde von süßeren Freudenthränen begleitet als das unserige," schreibt Matthisson in sein Tagebuch (hrg. von Bölsing im Litter. Verein 1913; vgl. „Erinnerungen" I, 223 ff.). Stilling liest aus Fragmenten des eben entstehenden „Heimweh" vor, Matthisson einige Gedichte, darunter die berühmte Ruinenelegie, die Stilling noch im Jahre 1805 unbewußt, aber offensichtlich nachgeahmt hat [1]). In der „Lebensgeschichte" taucht der Name Matthisson zu Unrecht erst 1801 auf, unter einer Reihe von anderen Personen nebenbei mitgenannt: „er fand auch unvermuthet seinen Freund Matthisson hier."

Noch ein anderer Schüler von Klosterbergen hätte gewiß in Stillings Geschichte Erwähnung verdient: Karl Friedrich von Moser, der berühmte Schriftsteller, der Freund der „schönen Seele" Klettenberg, der suspendierte Minister. Auch er gehörte zunächst in die Heidelberger Zeit Stillings. In Mannheim, wohin Stilling von Heidelberg aus häufig kommt, lernen sie sich kennen, wie aus einer Reihe von Briefen Mosers an Stilling hervorgeht (in den „Sendschreiben"). Der um 17 Jahre ältere Moser hängt geradezu mit Verehrung an Stilling. Die Briefe beschäftigen sich mit religiösen und staatswissenschaftlichen Dingen. An der Abschrift eines Gedichtes, das Stilling im Hause Moser vorgelesen hatte, erbaut sich das Ehepaar unter vielen Tränen. „Ihr unvergleichliches Pilgerliedchen ... ‚Es wankt ein Wandrer' ... hab'

[1]) In der „Feyer am Hermannstage auf dem Alt-Badener Schloß den 11. Aug. 1809". Karlsruhe. Inhalt und Metrum sind ganz gleich.

ich mit meiner trauten Luise indessen viele 100 mal gesungen. Wenn ich trüb und müde dasaß, intonierte sie mit dem sanften weiblichen Diskant, und ich weinte den männlichen Baß dazu." Der Briefwechsel geht weiter, auch nachdem Moser sich in Ludwigsburg niedergelassen hat, bis zu seinem 1798 erfolgten Tode. In der „Lebensgeschichte" steht nicht einmal sein bloßer Name.

Nicht besser erging es dem Freunde Pfeffel. Er korrespondierte schon frühe mit Stilling (s. „Sendschreiben"). Lerse ist ihr gemeinsamer Freund. Schließlich besucht Pfeffel den Professor in Heidelberg; er weilt hier längere Zeit in Stillings Haus, wo auch Matthisson den blinden Dichter kennen lernt.

Endlich soll in diesem nur nach litterarhistorischem Interesse ausgewählten Nachtrag noch Friedrich Rudolf Salzmann genannt werden. Wann ihn Stilling persönlich kennen lernte, steht nicht fest; vielleicht schon in Straßburg. Die engere, von intimer Korrespondenz begleitete Freundschaft datiert aber jedenfalls erst von 1791 an und löst ein vorausgegangenes Freundschaftsverhältnis Salzmanns zu dem französischen Theosophen Saint-Martin ab, welcher in Straßburg Deutsch gelernt hatte, nur um Jakob Boehme studieren zu können. Noch 1868 existierten 150 Briefe Stillings an diesen jüngeren Vetter des durch Goethe berühmter gewordenen Aktuars Salzmann. Sie sind aber seitdem nicht mehr zum Vorschein gekommen. (Vgl. Revue d'Alsace 1860 S. 250: Matter, M. de St. Martin, Madame de Boecklin, les deux Salzmann, Goethe; ferner Froitzheim, Beiträge zur Landeskunde von Elsaß-Lothringen VII, 24.) Saint-Martins bekannte und berüchtigte mystische Schriften: „Des Erreurs et de la Verité" . . . und „Tableau naturel" . . . empfiehlt Stilling 1810 an Fouqué (Briefe an F. S. 169), dazu das anonyme „Magikon", das jene beiden Schriften kompilierte (es stammt von Kleuker).

2. Die Elberfelder Zusammenkunft.

Über diese finden sich in allen neueren Goethebiographieen hartnäckig dieselben falschen Angaben, die endlich verschwinden sollten. Auch Stillings Bericht darüber hat man verworren gefunden; Goedeke, der ohne Wirkung auf seine Nachfolger zuerst richtig festgestellt hat, daß Goethe und F. H. Jacobi sich in Elberfeld trafen, nennt ihn gar „romanhaft gehalten". Das geht viel zu weit; der Bericht ist zwar nicht fehlerfrei, aber noch weniger „romanhaft". Falsch ist vor allem, wie schon erwähnt, die behauptete Anwesenheit des zweiten Jacobi; eine eigene Notiz von seiner Hand (Morris, Der junge Goethe IV, 114) widerlegt das. Was aber sonst an dem Bericht verworren erscheinen möchte, beruht auf einer tatsächlichen Verwirrung der Vorgänge. Die ganze Zusammenkunft war eigentlich nur die glückliche und halb zufällige Lösung einer ganzen Reihe von Kreuzungen und Verfehlungen mehrerer Personen.

Goethe hatte am 21. Juli Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf sowie in Pempelfort verfehlt und war ihm dann nach Elberfeld, wohin man ihn wies, nachgeeilt. Es war ihm lieb, damit einen Besuch des alten Freundes Stilling verbinden zu können; Stilling glaubt natürlich, die Reise habe in erster Linie ihm gegolten. In Elberfeld war Goethe erst spät abends angekommen und in den Gasthof gegangen. Am andern Morgen spielte er die lustige Krankenszene mit dem ahnungslosen Stilling und ging darauf mit diesem spazieren. Offenbar nun — die einzig nötige Ergänzung — hatte er F. H. Jacobi zunächst auch hier in Elberfeld verfehlt, ob er ihn nun noch am Ankunftsabend oder erst jetzt mit Stilling aufsuchte; Jacobi hatte ja von Regierungswegen Geschäfte in der ganzen Umgegend. Sicher ist, daß, während Goethe mit Stilling spazieren ging, Jacobi irgendwoher die Nachricht von Goethes Besuch in Düsseldorf erhielt und sich nun schleunigst entschloß, dorthin zu reiten. Zuvor wollte er das Stilling mitteilen, traf aber in dessen Hause nur die Magd an, die ihn nicht eines besseren belehren konnte. Dieser Zug ist vielleicht entbehrlich, er erinnert an Goethes ganz gleiches Erlebnis in Düsseldorf; möglicherweise hat seine Erzählung Stilling vorgeschwebt. Auf dem Wege nun nach Düsseldorf mußte Jacobi notwendigerweise mit Lavater, Hasenkamp und Collenbusch zusammenstoßen; denn Lavater hatte sich, wie Stilling ganz richtig bemerkt, von Mülheim nach Düsseldorf begeben, gleichfalls um Jacobi zu besuchen; er hatte ihn, genau so wie Tags zuvor Goethe, verfehlt und hatte sich nun wie dieser entschlossen, nach Elberfeld zu gehen. Auch ihm war willkommen, dort vielleicht zugleich den ihm durch seine Begleiter gerühmten Stilling kennen zu lernen. Jacobi, nunmehr aufgeklärt, ritt mit der geistlichen Gesellschaft wieder zurück. Inzwischen hatten Goethe und Stilling, zu denen sich der gleichfalls in Elberfeld weilende Heinse gesellt hatte, Jacobis Wegreiten erfahren. Goethe und Heinse reiten also ihrerseits wieder hinter Jacobi her, Düsseldorf zu. Während sie durch Elberfeld durchreiten, sind Lavater und Jacobi eben hereingekommen und in einer andern Straße bei Caspary abgestiegen. Stilling erfährt das natürlich sofort und holt Goethe und Heinse im Galopp zurück. Bei Caspary reichen sich Goethe und Friedrich Heinrich Jacobi zum ersten Mal die Hand.

Goethes Briefe, Lavaters Tagebuch (Schriften der Goethe-Gesellschaft XVI, 305 ff.), Hasenkamps Tagebuch (Morris, D. j. G. IV, 217) und Heinses erwähnter Brief zusammengenommen ergeben widerspruchslos diesen Verlauf der Dinge, und so steht er, nur kürzer und dadurch schwerer verständlich, bei Stilling.

Merkwürdig scheint nur noch, daß Stilling, obwohl er sich über die Anwesenheit J. G. Jacobis getäuscht hat, dennoch so bestimmte Angaben über dessen damalige Kleidung macht und sogar seinen „grauen Flockenhut“ im Fenster liegen sieht. Von diesem grauen Hut hat sich möglicherweise noch eine kleine Spur an anderer Stelle erhalten; er

hätte demnach Goethe gehört, dessen Bild kurz zuvor Lavater auf der Kahnfahrt festhält: „Goethe in romantischer Gestalt, grauem Hut ...".

3. Die Elberfelder Mittwochsgesellschaft,

an deren Begründung und Unterhaltung Stilling einen hervorragenden Anteil hatte, wird von ihm (I, 343; R. 320) nur kurz gestreift. Ein längerer Aufsatz über sie findet sich in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins I, 54, verfaßt von A. v. Carnap auf Grund des archivalischen Materials. Auf diesen zu verweisen muß ich mich begnügen. Hier gebe ich nur noch die Titel der von Stilling in dieser Gesellschaft vorgelesenen Abhandlungen oder Reden:

1775. Über die Pflichten des Instituts.
Über die göttlichen Offenbarungen an die Menschen.
Philosophische Berichtigungen unserer Erkenntniß in Absicht auf die Religion.

1776. Über den Antritt des zweiten Jahrganges.
Von dem sogenannten Armen Thier.
Denkmal der Freundschaft über das Ableben des Herrn J. C. Wüsthof.

1777. Glückwunsch zum Antritt des dritten Jahres.
Rede über das Gesicht.
Über die besondere Vorsehung Gottes in Absicht auf die Handlungen der Menschen.

1778. Von der Nothwendigkeit der Verbesserung des Verstandes und des Herzens.
Zum Antritt des vierten Jahres.
Über die Brille.
Abschiedsrede.

4. Professor Tom.

Dieses „abermalige Meteor am Horizont" von Lautern (I, 376; R. 352) hat Stilling sehr treffend beschrieben. Tom war in Wirklichkeit ein Abenteurer namens Ibbeken, der nach allerhand verunglückten Spekulationen in Deutschland umherzog und sich durch seine Kenntnis der englischen Sprache als Lehrer Geld verdiente. Daneben trug er sich mit ausschweifenden Plänen zu einer großen Handlungsakademie; er nannte sich meist Thompson. In Frankfurt a. M. war kurze Zeit Heinrich Leopold Wagner sein Sekretär (vgl. Erich Schmidts H. L. Wagner 1879 S. 16 u. 149). Über Hanau ging er sodann nach Heidesheim zu Bahrdt, an dessen berüchtigtem Philanthropin er ohne solide Grundlage wildlings Kameralwissenschaft lehrte und an seinen Plänen weiterdichtete, bis er sich mit dem doch zu geistesverwandten Bahrdt gründlich entzweite (vgl. Bahrdt, Geschichte seines Lebens III, 88. 146. 380). Hierauf trieb er sich brotsuchend in Mannheim herum. Ostern 1779 gelangte er, jetzt unter seinem richtigen Namen, nach Lautern, um dort

mit der ihm eigenen Unverfrorenheit sein Glück zu probieren (vgl. auch Gothaische gel. Zeitg. 1780 S. 293/4). Wie es ihm hier und weiterhin erging, berichtet uns Stilling.

5. Stilling als Freimaurer.

Jung Stilling war, wie so viele Gebildete seiner Zeit, Freimaurer. In seiner Autobiographie ist diese Tatsache wohl nicht ohne Grund völlig unterdrückt. Daher ist auch nicht sicher festzustellen, ob er schon in Lautern oder erst in Heidelberg der Loge beitrat; Andeutungen in dem Roman „Theobald", dessen Aufnahme in die Brüderschaft Stilling unter durchsichtiger Rückbeziehung auf sich selbst erzählt, scheinen doch für Lautern zu sprechen.

In den Romanen überhaupt und auch sonst treffen sich manche Spuren seines freimaurerischen Interesses, denen wir noch begegnen werden: Stilling liebt den geheimnisvollen, nach einem verbreiteten populären Glauben in älteste Zeiten zurückreichenden Hintergrund der verschiedenen Geheimgesellschaften, zwischen denen er nicht genau zu scheiden weiß; des öfteren spielt er mit einer verschwommenen Entwicklungsgeschichte derselben.

Das unverdeckte Eingeständnis, eine Zeitlang Freimaurer gewesen zu sein, fand ich in der „Eudämonia" Bd. IV (Stück 5, S. 456 ff.) in einem Artikel, in dem Stilling 1797 einen Heidelberger Freund, den damaligen katholischen kurkölnischen Geh. Referendarius Wreden gegen die öffentlich ausgesprochene Verdächtigung des Illuminatismus folgendermaßen in Schutz nimmt: „Daß es meinem Freunde Wreden und mir nicht an Gelegenheit fehlte, in den Illuminatenorden zu kommen, läßt sich leicht denken; indessen hatte es seine Ursachen, daß es nicht geschahe: Wreden hatte einen festen Grundsatz, nie in irgend eine geheime Verbindung zu treten, und ich war gewöhnlicher Freimaurer, welches zu der Zeit so viel hieße, als nicht Illuminat seyn. Bei dem Sturm aber, der in Bayern über den Orden erging, legten auch die wahren Freimaurer in der Pfalz ihren Hammer nieder, ich kam also außer Verbindung, und habe nunmehr auch keine Neigung mehr, in Verhältnisse der Art mich einzulassen."

Es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß Stilling später in Karlsruhe die Verbindung wieder angeknüpft hat, worüber im Anschluß an das Freimaurertum seines Freundes Max von Schenkendorf im „Bundesblatt" 1890 S. 553 (Organ der großen National-Mutterloge, ‚Zu den drei Weltkugeln' in Berlin)[1]) mehrere Vermutungen ausgesprochen werden.

Das allgemeine Humanitätsideal und die konfessionslose Pflege der Religion mußte Jung Stilling am Maurertum zusagen; der Pietis-

[1]) Herr Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller stellte es mir freundlichst zur Einsicht zu.

mus kam ihm hierin entgegen. Dagegen stand er mit seinem ersten und letzten grundpietistischen Satz von der radikalen Verdorbenheit des Menschen dauernd im Widerspruch zu den wenigen verbindlichen Anschauungen der Freimaurer. Und wenn er die zunächst zufällig unterbrochene Verbindung später nicht mehr aufnahm, so hat er damit seinen pietistischen Freunden sicher einen großen Gefallen getan; der gemeine Mann pflegt ja Freimaurerei und Atheismus gleichzusetzen.

Die Berührung mit dem Illuminatismus endlich, wovon in jener Notiz Stillings die Rede ist, hat er in seiner Lebensgeschichte zwar nicht unterdrückt, aber doch nur dunkel und versteckt behandelt; hierüber sind noch einige Erläuterungen nötig. Die Person eines Mannes, den Stilling Raschmann nennt, spielt dabei die Hauptrolle (I, 443 ff.; R. 415 ff.). Sein wahrer Name ist Kroeber, und die seiner Aufsicht in Marburg anvertrauten Grafen, die Stilling gleichfalls nicht benennt, sind zwei Brüder Stolberg-Stolberg. Kroeber und der Vater Stolberg-Stolberg waren Illuminaten, beide von Knigge für den Bund geworben; wenigstens werden sie als seine Adepten genannt in Johann Kaspar Müllers[1]) „Triumph der Philosophie" II, 272. Unter dem Namen Agis[2]) spielte Kroeber eine nicht unbedeutende propagandistische Rolle, und Neuwied, wo sich der alte Graf viel aufgehalten zu haben scheint, war eine besonders blühende Illuminatenkolonie mit dem Bundesnamen Claudiopolis. Eben hier trifft auch einmal Stilling mit Raschmann-Kroeber und den jungen Grafen zusammen.

Stilling schildert den Kandidaten und Hofmeister Raschmann als einen interessanten, gescheiten Menschen, der ihm durch theologische Kenntnisse und weitere glänzende Eigenschaften imponierte, aber andererseits gefährlich wurde, weil er ihm unter der Hand aufklärerische Ideen einzuflößen verstand. „In einer gewissen Verbindung hatte er eine große Rolle gespielt, und da auch die Fertigkeit in der Menschenkunde bekommen ..... er war ein strenger Beurtheiler der Menschen, die er kennen lernte, und eben dies Kennenlernen war eines seiner liebsten und angenehmsten Geschäfte." Diese Charakteristik entspricht der allgemeinen Ansicht, die man von den Illuminaten hatte. Der Gründer Weishaupt schreibt selbst: „Man hatte gehört, das Hauptgeschäft der Illuminaten sey Menschenkenntniß und scharfe Beobachtung der Menschen" (in seiner „Geschichte der Verfolgung der Illuminaten in Bayern" I, 96).

Nun war ja zu der Zeit, da Stilling und Raschmann in Marburg miteinander verkehrten, der Orden längst gesprengt. Aber es ist Tat-

---

[1]) Müller ist der wahre Verfasser des ursprünglich anonymen Buches und nicht der vielgenannte Joh. Aug. Starck, unter dessen vorgedrucktem Namen allerdings eine wenig veränderte Ausgabe desselben Buches mit gleichem Titel läuft.

[2]) Briefe von ihm befinden sich im „Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche den Illuminatenorden betreffen" (München 1787).

sache, daß auch nach seiner Zerstörung die Propaganda im Geheimen doch weiter ging, und zwar besonders auf den Universitäten, unter denen gerade Marburg mit Jena an erster Stelle genannt wird. Zweifellos versuchte also Kroeber an dem Marburger Professor eine wertvolle Eroberung zu machen.

Was dieser zuletzt von Raschmann sagt, ist allzu wichtigtuend und geheimnisvoll: „durch ihn erfuhr er große, geheime und wichtige Dinge — Dinge, die ins große und ganze gehen — Was Barruel und der „Triumph der Philosophie" erzählen wollen .... das wurde ihm [schon] jetzt bekannt." Was der Jesuit Barruel und der nicht minder enragiert katholische Joh. Kasp. Müller in ihren tendenziösen Schriften erzählen: die systematische Vorbereitung der Revolution gegen Staat und Kirche durch eine von vielen geheimen Verbindungen getragene, verabscheuungswürdige, sehr alte Philosophie — das war seit dem großen Illuminatenskandal kein so furchtbares Geheimnis mehr, sondern ein offenes Thema.

III. Zusammenstellung der aufgelösten Pseudonyme.

Ortsnamen

(Pseudonym)		
Dorlingen	=	Plettenberg
Dornfeld	=	Kronenberg
Florenburg	=	Hilchenbach
Geisenberg	=	Ginsberg
Holzheim	=	Hückeswagen
Kleefeld	=	Clafeld
Kleinhoven	=	Buschhütten
Lahnburg	=	Laasphe
Leindorf	=	Credenbach
Lichthausen	=	Littfeld
Preisingen	=	Dreisbach a. d. Sieg
Rosenheim	=	Ronsdorf
Rittersburg	=	(Kaisers)Lautern
Rothenbeck	=	Neuenrade
Rothhagen	=	Berleburg
Rüsselheim	=	Düsseldorf
Saal	=	Sieg
Saalen	=	Siegen
Schauberg	=	Solingen
Schönenthal	=	Elberfeld
Tiefenbach	=	Grund
Waldstätt	=	Rade vorm Walde
Zellberg	=	Lützel

Personennamen

(Pseudonym)		
Brück	=	Peil oder vom Berge
Dahlheim	=	Denhard
Eisenhart	=	Medicus
Friedenberg	=	Heyder
Goldmann	=	Goebel
Hochberg	=	Hartkop
Isaac	=	Becker
Juvenal	=	Heinse
Moritz	=	Fischer
Meinhold	=	Winkel
Nagel	=	Stöder
Niclas	=	Tuchtfeld
R.... in Straßburg	=	Richard
Raschmann	=	Kroeber
Schauerhoff	=	Holterhoff
Schmoll	=	Solms
Seelburg	=	Fincke
Siegfried	=	Schmidt
Spanier	=	Flender
St. Florentin	=	St. George
Stillenfeld	=	Succow
Stollbein	=	Seelbach
Tom	=	Thompson (Ibbeken)
Vollkraft	=	Jacobi
Waldberg	=	Meyer

II.

Die übrigen Schriften.

Persönliche und litterarische Beziehungen.

1.

Frömmigkeit und Aufklärung.

Schriften bis zur französischen Revolution.

Einleitung.

Jung Stilling und Goethe.

„Heinrich Stillings Wanderschaft“ (1778) trägt vor dem Titelblatt das Bild des in Straßburg zur Tür hereintretenden Goethe; eine freilich nicht sehr gelungene Illustration zu den bekannten Worten, mit denen Stilling den damals schon berühmten Freund in seine Lebensgeschichte einführt. Wenn Stilling damit im Anfang seiner Schriftstellerei dem Mann, der ihn dazu angeregt hatte, dem er einen ersten großen Erfolg verdankte, einen berechtigten Zoll darbringt, so ist es auch für uns angemessen, der weiteren Betrachtung von Stillings Schriften eine Darstellung des Verhältnisses der beiden so verschiedenen Männer vorauszuschicken. Ist es doch noch nirgends richtig und genügend geschehen; und in demselben spiegelt sich die ganze Entwicklung Jung Stillings ab. Wir können uns dabei fast auf die chronologische Aneinanderreihung der zerstreuten Zeugnisse beschränken, die ohne großen Kommentar am besten selbst reden.

Es soll nur noch einmal bemerkt werden: kaum seltsam genug vorstellen kann man sich den Zustand, in dem der Bauernsohn, Schneider, Schullehrer, Kaufmann, Pietist, nunmehr Bräutigam und dreißigjähriger Student der Medizin, aus einem eigenartigsten Menschenkreise heraus sich plötzlich in die freie Luft der reichen, deutsch-

französischen Bildungsstätte versetzt sah und vollends das Glück hatte, mit den zwei bedeutendsten Köpfen einer unvergleichlich aufsteigenden Geistesperiode in ein freundschaftliches Verhältnis zu kommen.

Die Freundschaft mit Herder und Goethe war durchaus eine solche der Charaktere, nicht der Geister, denn dazu war der qualitative und quantitative Unterschied viel zu groß. Man darf es ohne Ungerechtigkeit aussprechen, daß Stilling der empfangende Teil war. Ohne Zwang wurde er von ihnen zu einer freien, selbständigen Lebensauffassung angeleitet, aber mit der Zeit gewann der Pietismus in seiner kulturängstlichen Grundrichtung wieder die Oberhand in ihm. Im gleichen Maße flaute dann auch das Verhältnis zu Goethe immer mehr ab, sobald sie nicht mehr persönlich beisammen waren. Und wenn es sich nicht so hart zerschlug wie das zwischen Lavater und Goethe, so liegt der Grund nicht zuletzt in der Dankschuld und dem sanfteren Temperament Stillings, sowie darin, daß das Verhältnis nie so gegenseitig intensiv war wie eine Zeitlang das zwischen Zürich und Frankfurt.

Zu bekannt sind jene Szenen aus Stillings Lebensgeschichte, in denen der weltgewandte Goethe den viel älteren, aber unbeholfenen und schüchternen Neuling in Schutz nahm, als daß sie hier wiederholt werden müßten, wie auch die Worte, mit denen Stilling ihn preist: „Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!“ Zunächst stand doch Herder ihm näher, wegen des verwandteren „Naturells“, und wohl auch wegen der Theologie und des geringeren Altersunterschiedes. Seit aber Herder abgereist ist, schließt Stilling sich enger an Goethe an: „Nachdem Sie fort sind, bin ich sein Heiliger,“ berichtet dieser an Herder (W. A. IV. I, 256). Goethe belustigt sich darüber, in einer nicht zum Druck gelangten Schrift Stillings seinen jungen Namen neben dem Herders „mit einem so honorablen ‚Ein‘ staffiert“ zu finden. In demselben Brief ist die freundschaftlich wohlwollende Ironie zu beachten, mit der Goethe andern

gegenüber gern von Stilling spricht: „der arme Mensch! Alle Gleichnisse aus Weissens ‚Julie‘ von Mehlthau, Maifrost, Nord und Würmern können die Landplage nicht ausdrücken, die Kästners Schlangenstab über den treuherzigen Jung gedeckt hat.“ Und „daß ich recht ordentlich verfahre, wie Jung“, so numeriert er die Punkte seines Briefes, eine pedantische Neigung Stillings nachahmend. Er spricht von dem „mystisch-metaphysisch-mathematischen Unkraut des Jungianismi“ und bemüht sich, eine befangene Stillingsche Darstellung für Herder in ein objektiveres Licht zu stellen.

Die ganze Straßburger Zeit über fährt Goethe fort, Stillings Lektüre zu besorgen, wie er ihn ja auch zur Tätigkeit in dem litterarischen Freundeskreis aufmuntert. Dann verläßt auch Goethe die Universität, bleibt aber in Gruß- und Briefwechsel mit dem Zurückgebliebenen. Ja im Herbst 1771 läßt er die Gesellschaft durch Stilling „um einen Ehrentag des edlen Schackspears“ ersuchen (W. A. II, 26). Im Februar 1772 sieht es mit der „Correspondenz scheu aus. Dem Ansehn nach habt ihr mir nichts zu sagen, Du und Deine Freunde,“ beklagt sich der Frankfurter. „Zwar bin ich nach strenger Etiquette eine Antwort schuldig, doch hätt' ich nicht gedacht, daß Du darnach rechnen würdest. Meine Situation ist so verändert, daß die Partikularitäten meines Lebens und Sinnes wenig interessantes für Dich haben können. Du hingegen agirst noch auf unsrer ehemals gemeinschaftlichen Scene Deine Rolle fort. Wie angenehm, wie nützlich würde mir die Reminiscenz werden. Doch ich kann mir vorstellen, wie dies geht. Grüß mir Deine Lieben, und Deine Freunde, und schlepp' Dich durch die Welt wie Du kannst ... Du hast noch meine Oper, den *mondo alla riversa,* gieb sie dem Herrn Aktuarius“ (Ebd. II, 14). In Elberfeld hat Stilling Beziehungen zu den Jacobis, Goethe zunächst zu Johanna Fahlmer und Frau Betty Jacobi. Auch aus dieser Zeit sind einige Notizen erhalten, die Stilling berühren. So schreibt Lotte Jacobi an den Bruder Johann Georg am

23. Januar 1771 (handschriftlich in Freiburg): „Ferner dient zur beliebigen Nachricht, daß ich einige Romanzen von Goethe für den *herum um um* von Jung, den ich ihm zuschickte, bekommen habe.“ Auf dieses anscheinend humoristische Gedicht Stillings spielt Goethe an in dem Neujahrsbrief an Betty Jacobi (II, 136): „Den letzten Tag im Jahr: Um, um, um! herum um um! ists nun.“ Im Herbst desselben Jahres aber schreibt Goethe an die Tante Fahlmer (II, 110): „Daß Sie Jungen lieben müßten, sagte ich Ihnen zum voraus, nur wollt' ich, daß Sie auch Leute lieben könnten, die nicht sind wie er.“ Und wieder jene leichte Ironie erblicken wir in einem Briefe an Betty vom November 1773 (II, 127), worin von Lenzens „Väterchen“ die Rede ist, „davon Sie zum Troste Herrn Jungs kristgläubiger Seele sagen können, daß ichs nicht gemacht habe“ ... und: „Sie haben den ehrlichen Jung bei sich.“

Die Jahre 1774 und 1775 nun brachten neue persönliche Berührungen. Im Juli 1774 die oben besprochene Elberfelder Zusammenkunft, folgenreich für Stilling, weil Goethe das Manuskript der „Jugend“ mitnahm. Bald danach läßt Goethe Stilling seinen Clavigo zugehen; der zweifelt, wie so mancher andere, ob das Stück von Goethe sein könne. Aus dieser Zeit etwa mag auch ein undatiertes Goethisches Diktum stammen, das uns Fr. H. Jacobi erst viel später überliefert hat (Auserl. Briefw. II, 487): „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen,“ ein ausgezeichnetes Wort über Stillings Spiel mit der Vorsehung.

1775 weilte Stilling zweimal als Gast im Frankfurter Haus Goethe. „Frankfurt ist das neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und eingehen und die Gerechten wohnen.“ Bei dem ersten dieser Besuche empfand Goethe den Unterschied ihres Wesens besonders stark. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß beide sich in einem entgegengesetzt exaltierten Zustand befanden: Goethe in fast aufgeregter Produktion und in Projekten wühlend, Stilling in Angst

und quälenden Berufszweifeln. Daher Goethe: „Sein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgang weder erfreulich noch förderlich.“

Von Werken des Freundes wie Werther und Stella konnte Stilling natürlich nicht entzückt sein. Aber „weil man Freunde schonen muß“, war er vorsichtiger als gegenüber Nicolai und schwieg. (Vgl. Engelb. v. Bruck, Abbitte an das einsichtsvolle Publikum wegen der Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben. Crefeld 1775, S. 45.) Öffentlich nannte er den Verfasser des Werther dagegen „das größte Genie Teutschlands aus Herrn Wielands und mehrerer Ephoren Mund zu reden“ (XIV, 880).

In das Frühjahr 1776 oder 77 fällt die glückliche Überraschung, die Goethe dem armen Ehepaar Stilling durch die Honorarübersendung für die „Jugend“ bereitete. Hat Stilling mit seiner Angabe 1776 („wo ich nicht irre“) Recht, so muß man annehmen, daß Goethe, der die Nöte des Freundes gut kannte, das Honorar im voraus aus eigener Tasche vorgeschossen hat, denn das Manuskript kam nachweislich erst Ende 1776 zum Verleger nach Berlin. Von Goethes Streichungen, sahen wir, war Stilling wenig erbaut.

Die nächste Äußerung Stillings über Goethe stammt aus dem Jahre 1779 und zeigt die gemischte Empfindung, mit der unser frommer Christ, jetzt Professor, dem edlen Nichtchristen und Genie gegenüberstand. „Was macht denn aber Goethe?“ fragt er brieflich Frau von La Roche. „Ich vermuthe, Sie werden mehr wissen, als ich, denn ich weiß nichts, als ein widerwärtiges Gemurmel des Volks. Ach, möchten doch unsere großen Geister weniger Genie und mehr edle Teutsche Männer seyn, die ihre Riesenschultern, ein jeder in seinem Theil, dem schwankenden Vatterland unterstützen möchten. Ich kann des Klagens nicht satt werden, wenn ich so überschaue, wie viel die Schriften vieler unserer Modeschriftsteller verdorben haben; eine gränzenlose Empfindeley ohne Empfindsamkeit gegen das Wahre, Gute und Schöne, ohne Über-

windungskraft gegen das Falsche, hat sich der Herzen der Jünglinge durchgehends bemeistert ...“ und nach Anspielung auf Persönlichkeiten wie Leuchsenring, Lenz: „Sehen Sie, hochgeschätzte Frau! So wollt's mir durch den Kopf, wenn ich mir Goethe und Compagnie denke, wie lieb ich ihn habe, und wie ein großer Kopf er ist, aber ich bitte sehr, behalten Sie dieses für sich“ (Euphorion 1895, S. 581). Vom Ende des gleichen Jahres besitzen wir auch eine Bemerkung von Goethes Seite, die, allerdings offensichtlich durch ein Mißverständnis zuungunsten Stillings hervorgerufen, etwas scharf den Unterschied zwischen großen und kleinen Geistern betont. Über den Besuch nämlich, den Goethe und der Herzog Karl August 1779 in Zürich bei Lavater abgestattet, hatte Stilling diesem geschrieben: „Mich freut das unendlich, denn wer dich besucht, muß doch noch immer ein Verehrer der Religion seyn. Grüße Goethe von mir, ich denke, er liebt mich noch; den Herzog — nun freilich — den grüßest Du nicht von mir, wie wohl ich doch gerne Bruder Herzog sagen möchte, weil er Lavater besucht. Das ist immer so ein Zug in seinem Charakter, um welchen man ihm an den Hals springen, ihn herzen und küssen möchte. Den Bruder Herzog will ich also noch ein Jahrhundert aufschieben, vielleicht schickt sich's dann besser“ (Vömel, S. 5). Lavater scheint nun den Gruß und die beigegebenen Worte Goethe nicht genau ausgerichtet zu haben. Schon zehn Tage später erwidert Goethe aus Bern (W. A. III, 88): „Was der treue Cameralische Okulist mit dem Braunschweiger [sic!] Herzog will, versteh ich außer dem Zusammenhang nicht. Wenns so ist, wie ich vermuthe, mag ers immer noch ein Paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann wills Gott nicht passen. Es ist nur seit man die Kazzen weis gemacht hat, die Löwen gehören in Ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tazze reichen und sich brüderlich mit ihnen herum sielen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thier

gebildet sind.“ Lavater verteidigte den „enfantilen Jung“ gegen diesen falschen Verdacht (Schriften der Goethe-Gesellschaft XVI, 83).

Die Kritik fehlte also nicht auf beiden Seiten. Wie sehr Stilling in Goethe bei aller Bewunderung einen Menschen sah, dem eben doch das Wichtigste zur Vollkommenheit fehle, zeigt der schon erwähnte Brief an Lersé aus dem Jahre 1780 (vgl. unten S. 85), in dem über den Straßburger Freund zu lesen ist: „Goethe — nun das weiß alle Welt! Der hat mir oft bange gemacht, aber denk Bruder! Die Anmerkung ist mir oft über ihn eingefallen. Wenn ein Mensch auch nichts anderes als Genie ist, gar keine Stätigkeit, keine Schwerkraft hat, die ihn nach dem Mittelpunkt zieht — so treibt ihn der Wind durch alle Lüfte um, er flackert, lodert, niemand kann sich an seinem Feuer erwärmen, noch durch sein Licht geleitet werden. Doch glaub ich noch immer, er wird noch ein brauchbarer Mann werden. Er war's noch nicht. Weiter hat er noch nichts gethan, als daß er wie ein wilder ungeheurer Mastochse auf der Wiese herumgeeilt und vorne und hinten in die Höhe sprang, da krochen dann hundert Frösche neben einander ans Ufer hin, mochten gern alle so Ochsen seyn, pausten und dehnten sich, daß es zum Erbarmen war. Darüber haben wir andern Geschöpfe nun zwar herzlich gelacht. Aber, Bruder Lersé, das ist gar ein kleines Verdienst, auf fetter Wiese umherzugaukeln und die Leute lachen zu machen. Wird er aber einmal zahm, so daß sein Herzog mit ihm pflügen kann: nun dann gieb Achte, was aus Goethe wird.“

Bei der hier zum Ausdruck kommenden beschränkten und schiefen Auffassung, kann man sagen, ist Stilling dauernd stehen geblieben. Nur verschärfte sie sich noch in den folgenden Jahren, aus denen leider direkte Zeugnisse beiderseits fehlen, dies selbst ein Zeichen der Kühle. Dagegen sieht ein Aufsatz Stillings in den „Rheinischen Beiträgen“ 1781 (Heft 7, S. 37 ff.), in dem die Verführung und Verderbung des naiv auf die Universität kommenden

Jünglings durch das hier residierende schöngeistige und freidenkerische Genie als typisch geschildert und zur Warnung vorgeführt wird, so sehr einer Karikatur seines eigenen Verhältnisses zum Straßburger Goethe gleich, daß wohl einiges daraus zur Bestätigung des eben Gesagten hier stehen mag. „Auf Hohen Schulen sind immer einige schöne Geister, wahre oder falsche Genies und Freidenker. Diese Herren sind wohl heutzutage feiner, als in vorigen Zeiten. Ein schöner Anstrich von Moralität, eine feine Lebensart, schöne Lektüre, ein gewisser Anstand im Betragen zeichnet sie aus. Dazu kommt noch der Genieschuß, den sie entweder in eine affektirte Kleidung, oder Mundart, oder Lebensart nach dem Muster der in ihren Augen großen Männer an sich genommen haben. Dies macht sie dem Neulinge in der Welt, dem neugeborenen Akademisten merkwürdig, er gesellt sich zu ihnen, findet Geschmack an ihnen: mit starken Athemzügen trinkt er ihre Reden in sich; der große Mann frappirt ihn; so etwas hat er in seinem Leben nicht gehört und gesehen. Das schreibt er seinen Eltern, daß er einen so herrlichen Freund angetroffen habe, seine Eltern sind froh, und befehlen ihm, sich bei dem großen Manne zu halten. Dem großen Manne thut das Ding erschrecklich wohl, daß er anfängt, angebetet zu werden, daß er nun jemand hat, der ihm nun einmal mit Enthusiasmus zuhört; er giebt dem Jüngling seine Lieblingsauthoren zu lesen, der beкömt Geschmack an Dichtern, Dramaturgen und Schöngeistern u. s. w. er liest, und liest bona mixta malis. Und nun die Folge davon? — Alles das hat Reize für ihn, weil es seiner Einbildung die angenehmsten Bilder verschaft. In diesem Feenlande will er nun Hütten bauen und ewig darin wohnen. Alles ernsthafte stinkt ihn jetzt an, jede Wahrheit ohne dies Galakleid ist ihm zuwider, er mag sie nicht sehen. Nützliche Wissenschaften, die er studieren soll, fangen an, ihm eckelhaft zu werden, er hört seine Lehrer, und wenn er aus dem Collegium komt, so nimt er seine Dichter zur Hand, und verscheucht wieder den

Anblick des dürren traurigen Thales, in welchem er eine Stunde geschlummert hatte ... Wo soll er nun in der Angst hin? Ei wohin anders, als zu seinem großen Manne, der da im Negligé sitzt, sinnt, und große Dinge spintisirt. Nun klagt er seine Noth, und nun lächelt der schöne Geist, drückt ihm die Hand, heist ihn guter Junge, fängt an Brüderschaft mit ihm zu machen, und bedient sich nun des vertraulichen Du. Kalt fährts dem Jüngling durch alle Glieder, von so einem Manne du geheißen zu werden. Tief in seiner Seele huldigt er ihm ewige Treue, und nun weiter! — Jetzt empfängt er die hohen Geheimnisse des Deismus, und der natürlichen Religion ... Und seine Wissenschaften, seine Bestimmungen? Ach! Dafür weiß der große Mann eben so gut Rath: Ein Quintel Genie ist besser als all das Geschmier pedantischer Köpfe ... habe Du nur Menschenverstand; mit den Wissenschaften ist alles nichts, blos Pedanterie und Charlatanerie. Das müßte doch der T ... sein, wenn ein Genie das nicht besser wissen sollte, als ein Mann mit all der so hoch geachteten tiefen Weisheit. Nun ist auch dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt; jetzt studiert man nicht mehr, sondern man liest belletristische Schriften; probirt ein Gedichtchen, oder Schauspielchen, oder Romänchen. Will das alles nicht glücken, nun so kann man doch noch rezensiren, und das ist doch ewas herrliches, andern ehrlichen Männern den Kopf waschen zu dürfen."

Nun ist freilich die Feindschaft gegen die schönen Geister, die Bellettristen, die Rezensenten wieder ein geläufiges Stück Sturm und Drang; man denke nur etwa an die ersten Szenen von Klingers „leidendem Weib“. Aber warum setzte Stilling im Gegensatz zu allen seinen übrigen Beiträgen für die genannte Zeitschrift gerade nur unter dieses Stück nicht seinen Namen? Auch wir wollen das Zitierte nicht direkt auf Goethe beziehen, aber es gibt doch gewiß eine berechtigte Nuance in das Bild. Und nach der französischen Revolution wird diese Stimmung noch vermehrt: „Der Christ ... muß sich sehr hüten, durch

vorzügliche Freundschaft mit am Joche der Ungläubigen zu ziehen“ (II, 240; vgl. VII, 40).

Kehren wir nun zu den direkten Zeugnissen zurück, so finden wir erst 1793 wieder bei Stilling eine kurze, ironische Erwähnung von Goethes „Hypothese von Entstehung der Blumen“, die ihm offenbar nicht einleuchtete. Ebenso hat Goethe 1795 die Absicht, unter anderen Stücken der „Friedenspräliminarien“ eine Erzählung Stillings: „Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft“ (XIV, 772) zu rezensieren. Es blieb aber bei der vorläufigen Bemerkung: „Wunderbar, eher märchenhaft als psychologisch“ (W. A. XL, 474). Als dann Stilling 1797 die alte Freundschaft mit dem jetzigen großen Herrn benutzte, um ihm einige nach Weimar reisende Personen zu empfehlen, da sehen wir aus Goethes ganz konventioneller Antwort (W. A. IV. XII, 23), die sein Entgegenkommen anzeigt, nur die große Distanz, die jetzt besteht. Das brüderliche Du ist natürlich verschwunden. Und wie steif der Schluß: „Soviel habe ich Ihnen zu melden für Pflicht erachtet ... Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich der Fortdauer Ihres Andenkens empfehle.“ Goethe ist in dieser Zeit offenbar nicht gut auf Jung Stilling zu sprechen. Es ist das Jahr der Xenien, deren 19. Nummer unter der Andeutung H. S. gegen Stilling fast dieselbe Schärfe an den Tag legt wie der bekannte Spruch gegen Lavater:

> Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
> Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Auch das weniger bittere Xenion 15, „Der Teleolog“ mag neben Stolberg auch für Stilling berechnet sein. Es ist aber anzunehmen, daß Stilling die Xenien nicht gelesen hat.

Dann haben wir wieder eine lange Lücke in den gegenseitigen Äußerungen. Erst die 1808 erschienene „Theorie der Geisterkunde“ trug Stilling einen Platz unter den Blocksberg-Kandidaten ein in dem Paralipomenon:

> Stilling: Das Geisterreich hier kommts zur Schau
> Den Gläubigen ersprießlich

Doch find ich nicht die weiße Frau
So bin ich doch verdrießlich.
Gräfin: Der weißen Frauen giebts genung
Für ächte Weiberkenner
Doch sage mir mein lieber Jung
Wo sind die weisen Männer. (W. A. XIV, 304.)

(Das Buch trug vorn eine Abbildung der „weißen Frau“.) Das kam freilich Stilling nicht zu Gesichte.

In der nächsten Äußerung Stillings verbindet sich mit dem pietistischen Mißtrauen gegen selbständige Lebensführung eine sehr liebenswürdige Ansicht. Er schreibt an Fouqué über die gelesenen „Wahlverwandtschaften“ (worin übrigens Mittler einmal auf einen bekannten Zug Jung Stillings anspielt [1]): „ich bin dadurch in der Vermuthung bestärkt worden, die ich schon damals hatte, als wir zusammen studierten: Der Fatalismus ist sein Glaubenssystem, seine natürlichen Gaben, Anlagen und Triebe, verbunden mit den äußeren Umständen, sind seine unbezwingbaren Führer; diese reißen ihn unaufhaltsam mit sich fort. Er kann nicht dafür, daß er das ist, was er ist, das ist — Gott verzeih mir! — Gottes Sache“ (Briefe an Fouqué, 12. November 1810).

Aber schon zwei Monate später (ebd. 21. Jan. 1811) bekreuzigt er sich wieder: „Über Wieland und Goethe will ich kein Urtheil fällen, aber gelobt sey der Herr, daß er mich nicht ein solches Werkzeug hat werden lassen.“

Stilling wird das geheime Mißtrauen gegen den Fatalisten, Deterministen, Nichtchristen nie los. Dieses Bedauern klingt auch aus der letzten interessanten Notiz über Goethe aus dem Anfang des Jahres 1815 heraus: „Goethe ist noch immer der Nämliche, er respektirt das Christenthum, Er bekommt aber immer einen elektrischen Schlag, so oft er es berührt, dies schreckt ihn ab; Er

[1]) W. A. XX, 194: „Ich komme mir vor wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Curen gelangen, die er um Gottes Willen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte.“

sollte sich doch endlich einmal auf das Isolatorium setzen, dann würde es besser gehen, aber das mag er nicht, er mag lieber spazieren gehen. Seine mir übersandte Verse sind unter aller Critik; aber so ist er und so bleibt er, er weiß, daß alles was von ihm ausgeht, als ein Meisterwerk angestaunt wird.“ (Familienbrief. Autographensammlung der Kgl. Bibliothek, Berlin.)

Das ist Lavaters Standpunkt, nur wagte Stilling nie, damit offen gegen Goethe selbst herauszutreten.

Mit einem letzten persönlichen Zusammentreffen der greisen Jugendfreunde endigt das Verhältnis, leider nicht mit einem reinen Akkord. Über den unglücklichen Verlauf des von Goethe so herzlich gemeinten Besuches in Karlsruhe [1]), Oktober 1815, berichtet uns sein Begleiter (Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862. I, 286 ff.): „Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe, er werde da Jung-Stilling sehen, dem er seitdem nicht begegnete ... Nachher gehen wir zum alten Jung Stilling, werden von der Frau nicht erkannt und von ihm kalt aufgenommen. Er muß morgen mit Elberfeldern nach Baden fahren. Anstalten zum Thee sind gemacht, wir werden aber nur von der Frau dazu eingeladen, diese ist nun die theilnehmendere. Er stichelt auf den Geheimerath. Goethe auf den Bischof; der Alte wirft sein schwarzes Käppchen weg, Goethe zwingts ihm wieder auf. Dann müssen wir in die Studierstube, wo noch alle Geburtstagskränze und Geschenke: kleine schlechte Zeichnungen, Kupferstiche, Porträte von Minister Stein, Kaiser Alexander, Lavater u. s. w. alles durcheinander lag. Goethe, der so herzlich und jugendlich wie möglich, war tief gekränkt durch diesen Empfang; am meisten aber durch die Äußerung Jungs: Ei, die Vor-

[1]) Hierzu bemerkenswert ist, was Max von Schenkendorf über die damalige geistige Öde der Stadt Karlsruhe zu sagen weiß: „Man lebt hier ganz verbannt von aller Litteratur und Kunst, die Namen Goethe, Schlegel, Fichte, Schelling, und doch auch wieder Jacobi, gehören zu den Verfehmten.“ (Revue germanique 1905. S. 173/4.)

sehung führt uns schon wieder zusammen." Eine Einladung zum Abendessen am folgenden Tag traf Goethe eben bei der Abreise.

Zelter, der 1816 Stilling besuchte, konnte zwar Goethe noch mitteilen (Briefw. zw. Goethe und Zelter ed. Riemer II, 310), es scheine jenem, wovon er selbst zu reden angefangen habe, „innig weh zu thun," ihn „nach so viel Jahren auf sonderbare Art verfehlt zu haben", was sich mit einem kleinen Mißverständnis auf jenen Besuch bezieht. Aber es bleibt ein Haken zurück in diesem Abschluß des bis dahin wenigstens äußerlich ungetrübten Verhältnisses.

Rückblickend dürfen wir sagen: Stilling hat den Künstler, Dichter und Denker und damit die ganze Persönlichkeit Goethe nicht erfaßt und konnte ihn nicht erfassen. Er selbst gesteht es 1816 gegenüber Varnhagen ein. Goethe war ihm eben eines der vielen, ihm im Grunde leidigen Genies, wenn auch edler und größer als der Durchschnitt. Die Werke des Freundes, die er zum kleinsten Teil gelesen hat, haben keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Dichtung war ihm Zierat, nicht höchste Blüte eines Herzens, er faßte sie immer ganz äußerlich; sowohl ein theoretischer als ein gefühlsmäßiger Begriff vom Wesen der Kunst fehlte ihm. Wie sollte er da Goethe verstehen! Nur dreimal überhaupt nennt er in seinen eigenen zahlreichen Schriften, die an andern Schriftstellernamen nicht arm sind, Werke des großen Freundes: außer den beiden erwähnten Fällen zitiert er einmal kurz den Götz. Nehmen wir dazu noch die nachgewiesenen litterarischen Einflüsse auf die „Jugend-" und „Jünglingsjahre" im Sinn des Sturms und Drangs und verschiedentliche Tiraden gegen die dichterische Verherrlichung des Selbstmords, so ist alles erschöpft, was auf ein Verhältnis zu Goethes Werken hindeutet. Was Stilling von Goethe gelernt hat, beschränkt sich somit auf die kurze Straßburger Einwirkung, bei deren Ergebnis er von da ab stehen bleibt: die englischen Dichter sind und bleiben die wichtigsten

Anreger seiner Romanschriftstellerei und eben aus der Zeit schreibt sich außer der ingrimmigen Verachtung Voltaires die auffallende Nichtkenntnis französischer Litteratur her; auch behielt er noch im Stil dieses und jenes kleine Symptom dafür, daß er, zwar als ein Fremdling, doch zwei Jahre lang an der Pflegestätte des Sturms und Drangs geweilt hatte unter der freundschaftlichen Aufsicht des größten Dichters dieser Richtung, bis in späte Jahre äußerlich bei.

Die wunderbare Charakteristik aber, die Goethe in abgeklärter Ruhe dem Freund in der eigenen Lebensbeschreibung gewidmet hat, sparen wir uns für den Schluß auf.

Polemische Anfänge.

Erst 1775 betrat Stilling unter eigenem, unverhülltem Namen den öffentlichen Kampfplatz des Aufklärungszeitalters mit einer heißköpfigen und etwas unüberlegten Streitschrift gegen Friedrich Nicolai, dem damit nicht der erste Fehdehandschuh hingeworfen wurde. Im Hause eines Freundes, zweifellos Goethes, war Stilling der erste Band des „Sebaldus Nothanker“ in die Hand gekommen, und er war übel erbaut von der Satire, die an sich schon niemals den gewünschten Effekt habe, „in Religionssachen aber ist sie greulich“ (XIV, 879). Als er dann vollends später den zweiten Band gelesen hatte, da „fand er ihn noch viel schlimmer als den ersten“. „In einem Feuer“ setzte er sich hin und schrieb eine Gegenschrift, deren Titel bezeichnend war: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldus Nothanker.“ Trotz des Widerspruchs eines kühler gestimmten Freundes „gab er's siedewarm“ unter die Presse (I, 342: R. 319).

Es fehlt dementsprechend auch nicht an starken Spuren dieser Siedehitze, wie „ungesalzene Schmierereien, Stümper von Romanenschreiber, boshafter Spötter“, die gleich im ersten Absatz der Vorrede an das Publikum stehen und

nicht gelindert werden durch die vorausgehende Versicherung, dieser „scharfe und hämische Stil“ sei nicht der gewöhnliche des Verfassers. In dieser Vorrede wird der böse Voltairische Zeitgeist vorgeführt und in flotter, aber auch oberflächlicher Kürze die für die Theologie verhängnisvolle Entwicklung der Philosophie von Spinoza und Edelmann über Leibniz und Wolff dargestellt, die nun einen so kritischen Zustand geschaffen hätten, in dem Bücher von der Art des Nothanker gar nicht „genug mit Thränen zu beklagen“ seien. Dem Verfasser wendet er sich sodann gleich höchstpersönlich zu. Unhöflich genug beginnt er (XIV, 716): „Ich mag Ihnen in der heutigen Tags gewöhnlichen Waffenrüstung nicht entgegengehen, ich bins eben nicht gewohnt: und wenn ichs gewohnt wäre, so muß ich Ihnen dreist sagen, Sie verdienen nicht, daß man Ihnen ordnungsgemäß vors Gesicht komme.“ Trotzdem stellt er sich dem Fragenden vor als einen „Ritterbürtigen“ durch die Religion Jesu Christi, der sich aber dann gleich wieder für „beinahe zu gut hält, es mit kleinen, faden Geisterchen aufzunehmen ...“ „Aber mit Ihnen, mein Herr! scheint mir doch in etwa der Mühe werth zu sein, Sie machens zu bunt! Jetzt ernstlich zur Sache!!“ Und dramatisch geht es bald weiter: „Wer? Was? Was wollen Sie?... Warten Sie, Herr Verfasser, so weit sind wir noch nicht!“

Fast möchte man meinen, Stilling habe kurz zuvor Lessings Vademecum für Lange gelesen. „Wie mußten Sie froh sein, als Ihr Hirn diesen Fund ausgeboren hatte!“ Schon auf der zweiten Seite stellt er sein Opfer vor den allerhöchsten göttlichen Richtstuhl, wo „keine Berliner Schule, kein schöngeisterisches Tribunal mehr“ ist, und das Verdammungsurteil ergeht über den Sünder.

Sachlich ist die Abwehr eine doppelte. Einmal gegen die direkte und indirekte Verhöhnung von Geistlichen und Dogmen. Heftig wird die unverkennbare Absicht gerügt, durch Karikierung einzelner Pastoren den ganzen Stand, durch ironische Betrachtung wichtiger Einzeldogmen die ganze Religion dem Gelächter der nichtdenkenden Masse

preiszugeben. Zumal da Nicolai durchaus nichts von dem verstehe, was er lächerlich mache: „Es ist unerhört, daß ein Mensch, der so viel tausend Bücher, die von der Religion handeln, verkauft hat, seine Waare nicht besser kennt.“ In diesem Rahmen muß dann die für den Ignoranten Nicolai eingeschobene trockene Demonstration eines Lehrbegriffs, der Versuch einer historischen Rechtfertigung der leicht zu verspottenden, schwer zu reformierenden politischen und dogmatischen Zerrissenheit der Kirche doch ziemlich wirkungslos bleiben.

Daneben stehen einige Bemerkungen ästhetischer Kritik, aber diese mehr konventionshalber, weil es ja doch einmal ein Roman ist, den er rezensiert. Er tadelt den Zwang der Situationen, die an den Haaren herbeigezogenen Typen, die Unwahrscheinlichkeit des Räuberunwesens in der Umgegend von Berlin und dergleichen technische Schwächen, zum Teil zutreffend. So greift er auch die Zeichnung typischer Charaktere an, wie die des Pietisten. Auch die Satire soll richtig zeichnen, die Übertreibung vorbehalten. Dieser Pietist sei kein Pietist, kein heuchlerischer und kein wahrer. Seine Reden seien aufgeschnappte Herrnhuter Brocken — ganz hübsch werden dagegen von dem genauen Kenner ein paar echt pietistische Züge angeführt. Auch das kann man unterschreiben, daß Nothanker, der sich mit all seiner braven Ehrlichkeit oft recht dumm benimmt und niemals klug wird, ganz mit Recht von dem Vertreter der Disziplin fortgejagt wird.

Dem Nicolaischen Roman als Ganzem wird natürlich diese wilde kleine Streitschrift, die nur dem zweiten Bande gilt, in keiner Weise gerecht. Seine Satire ist ja viel umfassender, nicht bloß boshaft auf Religiöses beschränkt, und wir schätzen ihn als ein wertvolles Kulturdenkmal[1]). Die „Schleuder“ will ihm auch gar nicht gerecht werden,

[1]) Vgl. über ihn: Richard Schwingers Monographie, Litterarhistorische Forschungen, II. Heft, 1897.

sie erhebt nicht den Anspruch einer richtigen Kritik. Uns berührt sie mit all ihrer zu weit gehenden Überhebung doch erfrischend gegenüber der ganzen Reihe folgender Produktionen, die allerdings einen solchen Ton nicht mehr anschlagen. Und sie ist, zusammengenommen mit den Anhängseln dieser Affäre, sehr charakteristisch für Stillings Art.

Nicolai ließ sich einblasen, das „erbärmliche Ding“ sei unter Goethes heimlichem Schutz entstanden, was aber Merck (Schriften und Briefwechsel II, 65) entschieden dementierte. Stilling dagegen reute seine Unbesonnenheit und seine Heftigkeit gegen den doch berühmten und verdienten Mann bald. Überdies sah er seine gute Absicht an der persönlichen Form der Polemik scheitern und fürchtete ferner, „das Publikum möchte ihn für dummorthodox halten.“ Um also besser zu zeigen, daß und wie es ihm nur um die Sache zu tun gewesen sei, holte er weiter aus und schrieb 1776 „Die große Panacee gegen die Krankheit des Unglaubens“ und bald darauf, nachdem inzwischen der Sebaldus Nothanker durch v. Bruck und einen Baseler Anonymus verteidigt worden war, noch eine „Theodicee des Hirtenknaben als Berichtigung und Verteidigung der Schleuder desselben“.

Wir können an den beiden Traktätchen, soweit sie programmatischer Natur sind, nicht ganz kurz vorübergehen; sie entwickeln die Hauptgedanken, die von da an in grauer Variationslosigkeit sich durch sämtliche Schriften Stillings hindurchziehen. Wir betrachten sie also gleich hier ein- für allemal.

Der geschmähte Nicolai wird feierlich um Verzeihung gebeten für die Beleidigungen, der sachliche Angriff aber gegenüber seinen Verteidigern aufrecht erhalten und nur dem Religionszweifel im allgemeinen zu Leibe gerückt. Mit einer Umständlichkeit und Wiederholung derselben Dinge, die weit über das Nötige und Erträgliche gehen, mit irritierender Hartnäckigkeit wird immer wieder auf das zurückgegriffen, was dem geduldigen Leser bereits eingehämmert ist.

Die „Panacee“ stellt als die vier Quellen des Religionszweifels fest: 1. die Anwendung des Leibniz-Wolffischen Intellektualismus auf die Offenbarungswahrheiten; 2. die menschliche Sinnlichkeit; 3. den Satz vom Weltmechanismus (die Welt eine Uhr); 4. die Ableugnung des Sündenfalls. Hierauf wird den Religionszweiflern, die es ehrlich meinen, bewiesen, daß sie ein ethisches Leben gemäß dem „Naturgesetz“, das die Bekämpfung der Sinnlichkeit zur eigenen und des Nächsten Glückseligkeit verlangt, gar nicht führen können ohne die durch das Christentum an die Hand gegebenen Mittel; ja daß sie, sobald sie einmal nur anfangen, dem Naturgesetz ernstlich zu folgen, von selber die ausgestreckte Hand Gottes erkennen und ergreifen müßten, d. h. die praktische Erfüllung des Naturgesetzes trägt in sich selbst die Widerlegung jener vier Hauptsätze alles Religionszweifels und den Anschluß an das Christentum.

Deutlicher wird die rationalistische Demonstrationsmethode, die hier dem Kampf gegen den Rationalismus zugrunde liegt, in der „Theodicee“ (XIV, 809): „Wenn ich aus den allgemein bekannten Eigenschaften Gottes, aus den allgemein bekannten Eigenschaften der Menschheit eine vernünftige Religion herausziehe, die mit der reinen Philosophie, mit der heiligen Schrift und mit den wahren Grundsätzen der protestantischen Kirche und denen, die ihr verwandt sind, übereinkommt . . .“ Viel auf einmal!

Die allgemein anerkannten Eigenschaften Gottes gipfeln in seiner Vollkommenheit, die des Menschen in seiner ebenso unzweifelhaften Verdorbenheit. Unmöglich konnte der vollkommene Gott den Menschen so schaffen, wie er jetzt ist, sondern der ersterschaffene Mensch, ein Idealwesen von ausgeglichener Sinnlichkeit und Sittlichkeit, konnte nur durch eigene große Schuld so werden, d. h. durch einen Fall. Gott befand sich nun in einem Dilemma zwischen seiner vollkommenen Gerechtigkeit, die Bestrafung des Schuldigen verlangte, und seinem proponierten

Endzweck, den Menschen glückselig zu machen; er mußte also „Anstalten“ machen, um sich selbst aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Es ist interessant, zu beobachten, wie dieser Gedankengang in nichts anderem besteht, als in der Gegenüberstellung des ausgesprochen rationalistischen Gottesbegriffes und der ebenso ausgesprochen pietistischen Bewertung des Menschen.

Nun wird scheinbar ganz deduktiv, ohne einen Gedanken an die Bibel, gefragt, wie denn der Natur der Sache nach die Erlösungs**anstalten** notwendig beschaffen sein mußten, was für eine Person dazu nötig wäre, mit was für Eigenschaften? Punkt für Punkt wird aus den Fingern gesogen. Dann kommt der Schlußeffekt: alles das, was man da rein philosophisch postulierte, ist ja historisch vorhanden in den Wahrheiten des alten und neuen Testaments: Paradies, Fall, Christus.

Die Richtigkeit und Unwiderleglichkeit dieses Beweisgangs stand für Stilling dauernd fest, er empfand ihn als sein besonderes Eigentum, mit aller Überzeugung rief er die Philosophen der Welt dagegen ins Feld und triumphierte, daß diese es nicht wagten, ihn zu widerlegen. Es ist der eiserne Bestand seiner Religionsphilosophie, den er erst nach Jahren durch Übernahme einiger Kantischer Sätze vermehrte.

Daß Stillings erste Schriften derart gleich der Theodizee dienten, weist ihnen ja schon äußerlich einen Platz an unter der großen Masse der Leibniz-Wolffischen Schule. Das Verhältnis der Beiden charakterisiert er selbst so: Leibniz habe aus der tiefen Fülle seiner Seele Materialien hervorgeholt, „aus denen Wolff seinen vortrefflichen großen philosophischen Bau aufgeführt hat.“ Auch empfand er ganz richtig das Besondere dieser Philosophie, wenn er nach einer natürlich ungünstigen Beurteilung Spinozas und Edelmanns fortfährt: „Leibnitz und nach ihm Wolff traten in Deutschland auf, da sie aber von den allerersten Grundsätzen der Ersteren [Spinozas und Edelmanns] nicht genugsam abwichen, nicht genug die Erfahrungssätze der

göttlichen Offenbarung an die Welt in ihr System mit einflochten, so wurde die Sache, ob sie es schon recht gut meinten, gar nicht gebessert. Gott bleibt [bei Leibniz-Wolff] immer ein metaphysischer Gott."

In dem Tadel ist die Tendenz seiner eigenen Theodizee, die durch ihre echt mystische Auffassung vom Zweck der Sendung Christi sowie durch ihre Vermischung von rationalistischen mit orthodoxen Gedankengängen an seinen theologisch weit bedeutenderen Elberfelder Freund Collenbusch erinnern muß (vgl. S. 90), angedeutet. Was gerade den eigentümlichen Reiz und den tiefen menschlichen Wert der Leibnizischen Theodizee ausmacht (vgl. O. Lempp, Das Problem der Theodizee in Philosophie und Litteratur des 18. Jhdts. Lpzg. 1910): die Schwebe zwischen reinem Intellektualismus und der Heranziehung überlieferter religiöser Anschauungen — das gab nach beiden Seiten hin leichten Anlaß zum Einwand. So übernahm denn Stilling aus dem von Wolff popularisierten und verflachten System, was ihm gerecht war, und konstruierte sich daraus schlecht und recht seinen Beweis zusammen. Bei seinen Demonstrationen kann er selten bei der Stange bleiben. Es passiert ihm, daß er mitten in einer rein logisch gemeinten Darlegung dem Freigeist Nicolai zum Beweise eines Satzes in allem Ernst die Autorität Mosis vorrückt, „und Moses lügt wohl nicht."

Bellettristische Schriften frommer, empfindsamer und aufklärerischer Richtung.

Nicolai hatte mit größtem Erfolg den Roman zum Vehikel gemacht für seine Angriffe auf Staat, Kirche und Gesellschaft. Diesen Weg schlug auch Stilling ein zur Propagierung seiner Tendenzen. Seine Feindschaft gilt der Mode, und da die Romansucht zur Mode gehört, so hofft er ihr eben damit am besten beikommen zu können. Unter der bösen Mode, die mitsamt den ihr so ergebenen lieblosen Rezensenten fast ein regelmäßiger Bestandteil

der Stillingschen Vor-, Zwischen- und Nachreden ist, versteht er den Inbegriff der flachen Schön- und Freigeisterei, Geniesucht und Empfindelei. Was will nun Stilling dem Modegeschmack entgegenstellen? An Stelle der Empfindelei eine „wahre“ Empfindsamkeit, an Stelle der Freigeisterei eine aufgeklärte Religiosität. Ein von vornherein wenig aussichtsvolles Unternehmen! Der allgemeinen Empfindelei wird also nicht radikal zu Leibe gerückt, sondern sie erhält nur eine fromme und sie steigernde Wendung, die den Roman mit Rührseligkeit im höchsten Grade füllt. Ebenso ist die religiöse Polemik gegen die Freigeisterei selbst so voll rationalistischer Zusätze, wie schon oben zu sehen war, daß auch sie ihren Zweck verfehlt. Endlich ist Stilling selbst keineswegs frei von der Schöngeisterei, die er beschwört, und seine gestaltende Phantasie weithin in der ihm bekannten modischen Litteratur befangen und gebunden. Alles in allem erinnert sein Versuch, die im zeitgenössischen Roman verkörperte Mode durch eigene, andersseinsollende fromme Romane zu überwinden, lebhaft an die ein starkes Jahrhundert ältere Schriftstellerei von A. H. Bucholtz.

Das soll an den Romanen selbst gezeigt werden. Es ist nur noch daran zu erinnern, daß Jung Stilling seit Herbst 1778 Professor an der in Lautern errichteten Kameralhochschule war. Es ist also nicht verwunderlich, wenn von seinen mit größtem Eifer betriebenen kameralistisch-staatswissenschaftlichen Studien vieles in die Romane eingeflossen ist. Er faßte seinen Lehrberuf ganz unter dem Gesichtspunkt der enthusiastischen Menschenbeglückung und Weltverbesserung auf, hierin ganz aufklärerisch. Längst hatte man im Roman ein günstiges Feld zur Anpflanzung menschenfreundlicher Unternehmungen entdeckt, denen gegenüber die Wirklichkeit erheblich spröder blieb. Sophie von La Roche erquickte ihr gutes Herz an solchen Experimenten mit der Feder. So kamen denn auch in Stillings Romanen alle möglichen Musteranstalten, die wenig Phantasie und gar kein Geld kosteten,

zur üppigsten Blüte; man muß aber sagen, daß hinter den philanthropischen Phrasen des Jahrhunderts bei ihm zugleich die aufrichtige Gesinnung im Geiste eines A. H. Francke stand.

1779—1783 erschienen nacheinander: „Die Geschichte des Herrn von Morgenthau", „Die Geschichte Florentins von Fahlendorn", „Das Leben der Theodore von Linden."

Es muß darauf verzichtet werden, diese von Figuren und Ereignissen geschwollenen Geschichten auch nur annähernd zu analysieren. Ich gebe nur einen Einblick.

Herr von Morgenthau ist ein reicher, majestätisch-edler christlicher Mann von zunächst unbekanntem Herkommen, der sich in einem einsamen Bergtal nach den erhabensten Grundsätzen der Weisheit und Menschenliebe eine Pflanzstätte anlegt. Er befreundet sich aufs innigste mit dem Sohn des ehrwürdigen Pfarrers Steilmann, einem theologischen Kandidaten, heiratet dessen edle Schwester Johannette und verbreitet mit ihr überall Menschlichkeit und Milde. Der alte fromme Herzog des Landes, ihm sehr zugetan, wird bei einem Besuch in Morgenthaus Haus krank und stirbt. Sein Sohn und Nachfolger Bernhard aber ist Morgenthau feindlich gesinnt und beginnt, durch böse Adlige seines Hofes unterstützt, ihn zu quälen und zu verfolgen. Aus den schlimmsten Intriguen tritt Morgenthau mit seiner Gattin am Ende siegreich strahlend hervor. Mit kaiserlicher Bestätigung enthüllt er sich als Sohn des verstorbenen Herzogs aus erster Ehe; seine Mutter war in England wegen eines von Schurken vorgetäuschten Ehebruchs zu Unrecht mit ihrem Sohn verstoßen worden; ihre Unschuld steht fest, als Herzog Friedrich besteigt Morgenthau mit seiner neugeadelten Gemahlin den Thron, dessen sich sein gottloser Stiefbruder durch tyrannische Mißwirtschaft unwürdig gemacht hat. Alle Guten und Getreuen werden gebührend belohnt, sechs Verlobungen und Heiraten mit allen Schwierigkeiten und Zwischenfällen, die der edle Wohltäter, unter anderem auch in pietistisch verbohrten Kreisen, zu beseitigen weiß, erfordern unsere gerührte Anteilnahme; Totschlag, räuberischer Überfall, Notzucht und dgl. belehren uns aber, daß es auch erschrecklich schlechte Menschen auf der Welt gibt. —

Florentin von Fahlendorn ist ein armer Knabe von der Landstraße, der sich aber bald als der Sohn eines verarmt gestorbenen rechtschaffenen Edelmanns entpuppt. Er wird erst von einem kreuzbraven Bauernpaar, nachher samt seiner Freundin Rosine von dem vornehm liebreichen Grafen Beulenburg in Gemeinschaft mit dessen beiden eigenen Kindern erzogen. Florentin entwickelt sich bald zu einem herrlichen Jüngling voll reiner Frömmigkeit und hohen Strebens.

Aber ein böser Mensch, der mißratene Sohn eines Richters, läßt, von Leidenschaft zu Rosinen erfaßt, Florentin nach Holland entführen und befördert ihn weiter nach Surinam. Doch hat Florentin in allem Unglück Glück; er kommt zu einem Menschenfreund, der dort eine Musterkolonie angelegt hat, lernt die Karaiben kennen und findet hoch in den Bergen versteckt eine gänzlich abgeschlossene patriarchalische Siedelung, die ein mit einer Gräfin aus Europa durchgebrannter Hofmeister zusammen mit drei gleichgesinnten Männern gegründet und zu hoher sittlicher Blüte gebracht hat. Endlich, ein reifer und vielversprechender junger Mann, darf er zurück zu seinem gräflichen Wohltäter und seiner Rosine, die inzwischen auch entführt worden und nur mit Mühe und Not dem Schicksal entgangen ist, die Maitresse ihres Betters zu werden. Während nun Florentin in Göttingen studiert, bildet sich Rosine zu einem unvergleichlichen Mädchen heran. Sie hat aus Büchern alle Künste der Ökonomie erlernt und richtet ihrem Florentin ganz aus eigenem Kopf ein wunderbares Mustergut her: Haus und Hof, Mühle und Brauerei, ein großes Waisenhaus; sie siedelt unglückliche Existenzen bei sich an und ist der beste Finanzminister. Sie wird geadelt, es gibt zwei Hochzeiten und mehrere Verlobungen, und mit einem wahren Bacchanal von Wohltätigkeit schließt die Geschichte, die „ein Muster enthält, wie die allerhöchste Vorsicht die Menschen zu ihrer wichtigsten Bestimmung zu leiten pflegt“. —

Eine ähnliche Karriere machen Theodore von Linden und ihr Bruder Hans Jakob. Ihr Vater ist ein reicher, aber höchst altfränkisch-eigensinniger Kornhändler, der seinen Kindern nie eine vornehme Heirat gestatten würde und sie ganz bäurisch erzieht. Indes erkennt ein hoher Beamter eines Tages in Theodoren eine fromme edle Perle, die zu ihm paßt, und mit List wird dem widerspenstigen Alten die Einwilligung zu einer Verbindung abgerungen. Bald ist Theodore als Frau Kammerrat Ehrenfried die intime Freundin der Fürstin, wie ihr Mann der Freund des Fürsten ist. Inzwischen wird Hans Jakob von Ehrenfrieds schöner, weltgewandter Schwester Clementine aus seiner Unbildung herausgezogen und zu einem musterhaften jungen Mann herangebildet, der es schließlich wagen darf, um die Hand seiner angebeteten liebreizenden Erzieherin zu werben. Aber ehe es soweit ist, läßt ihn ein bübischer Rivale aus Utrecht, wo er studiert, entführen, und nur knapp entrinnt er einem bösen Geschick. Auch den bisher so glücklichen Geschwistern Ehrenfried geht es übel: Albert, der gottlose Zwillingsbruder des edlen regierenden Fürsten Wilhelm, setzt alle Hebel in Bewegung, diesem den Thron zu nehmen. Ein Giftmordversuch mißlingt durch Eingreifen Theodorens. Die Helfershelfer des Prinzen Albert, darunter besonders ein Kanzleidirektor Böhling, sein Sohn, der Lizentiat Böhling, die Hofhebamme und endlich die verkommene zweite Frau des alten von der Linden ersinnen nun einen teuflischen Plan und führen ihn

aus: durch eine gefälschte Urkunde und die erlogenen Aussagen der Hebamme wird Fürst Wilhelm gezwungen, seinen Zwillingsbruder als Erstgeborenen anzuerkennen und den Thron gutwillig dem Bruder zu räumen. Den getreuen Freunden des abziehenden Fürsten wird bald der Prozeß gemacht, ein entsetzliches Regiment herrscht im Lande. Aber das Blatt wendet sich wieder: die Frau von der Linden erfaßt die Reue, sie verrät den ganzen Betrug, und ein Muttermal beweist zuletzt sicher das Recht des Fürsten Wilhelm, der den Tyrannen vertreibt und seine Getreuen glänzend restituiert. Im Verein mit den Helden der Geschichte richtet der Fürst jetzt einen Musterstaat her. Er baut eine Hohe Schule zur Heranbildung brauchbarer Lehrer; das Geld dazu gewinnt man durch Verpachtung der Gemeindeweiden. Den wucherischen Kornhändlern wird durch Anlage von preisregulierenden Staatsmagazinen ihr schädliches Handwerk gelegt. Schafzucht wird eingeführt, Spinnereien werden errichtet. An der Seite Ehrenfrieds findet Hans Jakob in diesen Aufgaben einen passenden Wirkungskreis für seine Talente. Theodore endlich errichtet ein Stift für ehrsame Frauenzimmer, Pfarrers- und Beamtenwitwen usw., als dessen Priorin sie schließlich ihr segensreiches Leben zum Ende führt.

Die drei Romane sind nach einem Schema gearbeitet. Sie fangen an als Familiengeschichte, spinnen sich in höfische Kreise hinüber, versinken dort in schwarze Intriguen und endigen schließlich mit dem Sieg der Guten. Das Rückgrat der Ereignisse bildet der Kontrast zwischen einem guten und einem bösen Fürsten, an deren Schicksal je die Hauptthelden und ihre Feinde beteiligt sind. Die Vorsehung dirigiert den wundervollen Wechsel der Geschicke, durch den sie zugleich ihre Lieblinge erzieht. Dieselben Motive kehren unverfroren oft wieder; um nur die geläufigsten zu nennen: Entführung, Verführung, Kindsmord, erhebender Tod eines frommen Greises, wunderbare Enthüllungen und Wiedererkennungen, Verfolgung der unschuldigen Schönheit durch fürstliche Liebhaber usw. Ebenso ist das Personal immer dasselbe: biedere, brave Bauersleute, der ehrwürdige Pfarrherr, der gefährliche Lizentiat oder Kanzleirat, edel-fromme und gottlos-rohe Angehörige des Adels, der redliche Hofmeister und Erzieher, der ehrliche Hausverwalter, treue und untreue Bediente — und der sie alle berührende Held, der durch die bunten Erlebnisse mit allen diesen Menschen

geläutert und zum brauchbaren Menschenbeglücker erzogen wird.

Die Vorbilder zu diesen Leistungen sind leicht zu erkennen. Vom „Morgenthau“ bedauert Stilling selbst, daß er allzu viel von Fieldings „Thomas Jones“ gewonnen habe. Morgenthau erinnert stark an Allwerth; der Junker Haberklee, der rasend, tobend, fluchend seinen Sohn wegen einer Mesalliance verfolgt, ist ein getreues Abbild des Junkers Western, den ja auch Miller im „Siegwart“ nachgezeichnet hat. Aber Stilling erklärt, nunmehr, im „Florentin“ und in der „Theodore“, nach seinem eigenen Kopfe schreiben zu wollen. „Des Dings bin ich müde, laßt uns, ihr edlen deutschen Brüder! ein Jeder in seinem Theile, die um uns lebenden Menschen betrachten. Freilich finden wir dann selten Shakespeares und Fieldings starke Charaktere; aber eben weil sie selten sind, wollen wir sie nicht gewöhnlich machen ... Stilling hat eine ganze Menge alltäglicher, meist guter Charaktere gesammelt, die er nach ihren kleinsten Nuancen zu unterscheiden weiß; diese verteilt er in seine Werke und läßt sie handeln. Hier muß man also die feinsten Züge bemerken, und darauf acht haben, wenn nicht alles schwach und einerlei erscheinen soll“ (IX, 230).

Aber mit diesen recht lobenswerten Einsichten ist er doch zunächst von den Engländern nicht losgekommen. Hans Jakob von der Linden entdeckt, daß seine Clementine (!) gerade so liebenswert sei wie die Henriette Byron, also müsse er selbst dem Grandison nachstreben. Florentins standhafte Rosine bekommt von ihrem lüsternen Versucher das Zeugnis: „Sie sind mehr als Pamela“; sie will als Christin die nur stoisch tugendhafte Clarissa (IX, 53) übertrumpfen, und der gute Florentin erhält durch ihren Kuß mehr Mut und Kraft, „als wenn ich den Grandison gelesen hätte.“

Noch andere Engländer stehen im Hintergrund: „Da saß ich elender verlassener Mensch, hatte Nachtgedanken wie Young“ (IX, 331). Auf Yoriks berühmte Tabaksdose,

auf Pope und Milton wird angespielt. Im ganzen aber ist Stillings Romanphantasie an Richardson und Fielding geschult.

Jene „kleinsten Nuancen“ laufen bei ihm leicht in eine Manier aus, die sich damit begnügt, eine Person durch Anhängung einer übertrieben gebrauchten Redensart oder Gewohnheit individuell zu zeichnen. Bis zur Lächerlichkeit oft hören wir von dem altfränkischen Bauern Dietrich von der Linden sein: „es geht alles seinen Gang,“ von seinem Sohn das üble „hol mich Gott“, das er sich erst allmählich abgewöhnt; wieder eine andere Manier hat Fink im „Florentin“. Pöll im „Morgenthau“ „sang den ganzen Tag Volkslieder, kein Mensch bekam ordentlichen Bescheid von ihm; alle seine Antworten waren entweder Gleichnisse oder unschuldige ironische Einfälle, die der ungeänderten deutschen Nation eigen sind“. Das scheint gar nicht übel. Vernehmen wir aber diesen Pöll selbst, so entdecken wir eine plumpe Nachahmung Shakespearischer Art, und für seine sämtlichen Gleichnisse findet der Naturbursche kaum ein anderes Bild als das des Hundes. Und wirklich albern ist die Manier, in der uns Kinder vorgeführt werden; sie schwatzen unerträglich fromm und altklug von Himmel, Hölle und Sünden (IX, 32).

Andererseits finden sich gewiß auch manche Feinheiten psychologischer Art, manche gute Beobachtung, die aber auf eine bestimmte Menschenschicht beschränkt ist. Nur ist es eine große Täuschung, wenn Stilling uns das im Gegensatz zu Fielding bieten will.

Die Gewohnheit, kleine Autobiographieen einzuschalten, die von den neu hinzukommenden Personen erzählt werden, kann man auf die im „Florentin“ unverkennbar benutzte „Insel Felsenburg“ zurückführen, wo das ja technisches Prinzip ist: die Felsenkolonie des Herrn Pracht ist eine dreiste Neuauflage der Schnabelschen Robinsonade. (Vgl. S. 69.) Aber auch andere Geschichtchen werden nicht selten eingeschaltet, gelegentlich von abscheulichem Realismus, aus dem sowohl der abgehärtete Arzt spricht als

die Abschreckungstheorie der Pastoren, wie z. B. Hermes. Ein Knecht und eine Magd werden kurz vor ihrer Verheiratung von einer tödlichen Seuche befallen und gehen miteinander dem Sterben entgegen: „... so fand ich oft beide auf der Kammer auf- und abschwanken; ihre knochigte, schmale und falbe Arme umfaßten ein Gerippe, und bläulicht weiße Lippen küßten sich jeden Augenblick, und dann zwängten die Augen noch etwas Feuchtes aus den versiegten Thränenquellen hervor." Dem Herrn von Morgenthau rollen dabei die Tränen über die Wangen, und er sagt: „Das sind schöne Gemälde, liebstes Kind!"

Die Komposition, für die Stilling überhaupt wenig Sinn hat, wird durch die Einschübe vollends ganz verwirrt. Gegen Ende sieht er sich zu nachträglichen Kommentaren genötigt, in einem großen Kehraus muß er achtgeben, ja nichts zu vergessen. Die Verlegenheit des Verfassers in dieser Hinsicht kommt in zahlreichen Zwischenreden zum Ausdruck. Zu erwähnen ist noch, daß in den „Morgenthau" auch Reminiszenzen aus dem eigenen Leben eingeflochten sind; besonders ist die erste Verlobung verwertet (IX, 420), und auch die Landschaft des Eingangs ist hier wie im „Florentin" ganz die der „Lebensgeschichte".

Stilling hat durchaus keine produktive Phantasie. Es verlohnt nicht der geringen Mühe, den künstlerischen Unwert seiner Romane weiter aufzudecken; interessanter ist ihre schon vorerwähnte T e n d e n z.

Der affektierten und nutzlosen Empfindelei sucht Stilling verfehlter Weise durch eine noch stärkere, vermeintlich echtere, sittliche Empfindsamkeit entgegenzutreten. Siegwarts ungemessene Tränenfluten werden hier noch überboten. Da wird keine Gelegenheit vorübergelassen, „gesellschaftliche, menschenliebende Thränen" zu vergießen. So oft eines am andern einen edlen Charakterzug gewahr wird, alsbald haben Mann und Weib „nasse Augen". „Morgenthau stand auf, trat ans Fenster und opferte Gott eine Thräne der Wollust"; und das nur über einen gutmütigen Ausspruch seines Dieners Pöll.

„Steilmann hüllte sein Angesicht in ein Schnupftuch und ging beiseit,“ weil er eben Zeuge einer wohltätigen Handlung war.

Das seelische Ineinanderüberfließen ist hier so gewöhnlich wie unter anderen Menschen der tägliche Gruß. „Sibylle zerschmolz gleichfalls, und floß in ihre Schwester und die Frau von Morgenthau über, bei welchen sie saß.“ Ein andermal: „Diese drei flossen in der Einsamkeit zusammen, wie drei nahverwandte Thautropfen, die sich an einem grünen Blatte untereinander anziehen, in Eins verwandelt, auf eine Rose herabsinken, wo sie von der aufgehenden Sonne in linden aetherischen Duft verwandelt, in die Höhe gezogen und in einem fruchtbaren gnädigen Regen wieder herunterfallen“ (IX, 450).

Ein anderer regelmäßiger Anlaß zu reichlichen Tränen ist die Naturszene. Es finden sich recht schöne in den Romanen, aber selten sind sie frei von hergebrachten, verblaßten Requisiten: Safran, Aether, Purpur, Rubin, Nachtigall, Mondschein usw. Eine Vorliebe tritt auch hier für Ruinen hervor. Bei solchen Anblicken fällt man einander in die Arme und weint. Kommt vollends Musik und Gesang dazu, die „sanfte, schmachtende Stimme“ eines Mädchens, dann ist die Rührung unendlich.

Die religiöse Sättigung dieser Empfindsamkeit, von der sich Stilling eine besondere Wirkung versprach, kommt gleichfalls mit Vorliebe im Naturgefühl zur Darstellung, nicht weniger weinerlich. Ein Wanderer singt einen Choral durch den Wald, sein Begleiter muß darüber „nach und nach vor lauter Wonnegefühl weinen“. Oder nach einer langen Naturschilderung: „Wir sprachen von der Größe, Allmacht und Weisheit Gottes, bis wir Thränen vergossen.“ Höchste Sentimentalität im Zeitgeschmack und Klopstocksche Naturandacht liegen dicht beieinander. Zwei Liebende morgens im Park. Gartenhaus; sie haben sich noch nicht erklärt. Die Begleiterin des Fräuleins spielt auf dem Pantalon im „Coelestinenton“ und singt ein die Situation spiegelndes Liedchen dazu von „Lilla und Liebhold“,

während dessen die Beiden in stummem Geständnis, Vers für Vers näher rückend, einander in die Arme sinken.

Jetzt schmolzen beide Seelen
Ganz in eins; und Hand in Hand
Eilten sie, sich zu vermählen,
Hymen schlang das Eheband.

„Der Graf ruhte dem Fräulein mit dem Haupte auf der einen Schulter, und beide schwankten hin und her, wie zwei schlanke Bäume, am Hügel hingepflanzet, im kühlen Westwinde hin und her wiegen, wenn der Allmächtige auf segensschwangeren Wolken das dürre Land begeußt und das Wild im Walde tränkt ... in feierlicher Stille schwieg die Natur.“

Auf den feierlichen Moment ist überhaupt alles zugespitzt, in ihm findet jede Verwicklung ihren Abschluß mit einem Aufblick nach oben. Er stellt sich allemal ein bei der ungeahnten Enthüllung, der rührenden Wiedererkennung, der plötzlichen Rettung, der glänzenden Wohltat. Man „feiert“ in solchen „erhabenen“ Momenten und man sieht oder hört „Engel Gottes“. „Der Kandidat sank auf einen Stuhl hin und so feierte man. Wahrlich! es waren Engel des Friedens zugegen“ (IX, 403). Oder: „Sie stand, blühte wie eine Rose, faltete die Hände und sah gen Himmel ...“ (IX, 445) usw.

Eine derartige Welt von veraltetem Überschwang war nicht geeignet, den verhaßten Modegeschmack zu verdrängen. Entschieden wirksamer ist die satirische Zeichnung von Typen der bekämpften Art, wie sie Stilling z. B. im „Florentin“ in den Dichterlingen Molkenblick und Hallenborn versucht: „Don Quixote der schönen Wissenschaften“ voll von „Affengeniestreichen“, die er zuletzt, nachdem weder das verächtliche Rezensierhandwerk, noch die Gründung einer Zeitschrift „Der Groß-Sultan“ zu etwas geführt hat, ein neues Erziehungssystem erfinden läßt. Indes ist die witzige Karikatur (IX, 184 ff.) deutlich genug eine Kopie von Nicolais „Säugling“ im „Nothanker“, unter dem bekanntlich J. G. Jacobi gemeint ist. Hier

und an anderen Stellen hat er von seinem Gegner gelernt, und zwar nicht nur in schriftstellerisch-technischer Hinsicht.

Denn so heftig Stilling Freigeisterei, Geniewesen, Aufklärung, alles in einen Topf werfend, befehdet, so sehr hat er doch auch ihre positive Einwirkung erfahren und sich namentlich in die Probleme der Aufklärung, den Begriff recht weit gefaßt, hineingefunden.

Das allgemeine Menschenideal der Stürmer und Dränger, des Humanitätszeitalters ist in ihm allenthalben lebendig, im besonderen sehen wir es jetzt alttestamentlich umgebogen: den Rousseauischen Naturmenschen, das unverdorbene Urwesen im status integritatis erblickt Stilling in der Gestalt Adams. In einer sehr seltsamen Szene, nachts im Pfarrgarten beim Mondschein, erwirbt sich Herr v. Morgenthau das Herz eines bürgerlichen Mädchens, das er, wie sie ihn, vorher noch nie gesehen hat; sie haben nur voneinander gehört, aber die geheime, ahnungsvolle Sympathie ihrer Herzen schwebt um sie und erfüllt sie mit Urgefühlen. Morgenthau stammelt trunken: „Ich wandle in Eden umher! — alle Menschen schlafen — Gott, Sie und ich — allein in der Welt — Gott, was empfinde ich hier! — da säuselt ein Lüftchen aus Osten herüber — Wohlgefallen des Menschenvaters, der mich jetzt neu geschaffen hat ...“ und auf ihre Frage nach seinem Namen: „Ich heiße Adam — das sey genug.“ Genau so ergeht es dem jungen Steilmann bei seiner enthusiastischen Verlobung mit einem kranken Mädchen: er sieht „das Ideal der uranfänglichen Schönheit vor sich schweben“ ... „In dem Augenblick verschwand Vorurtheil des Standes, des Amtes ... mit einem Wort, ich war da ein ganzer Naturmensch wie Adam, da er vom Traum erwachte und seine Eva sah!“

In späterer Zeit wird dann an die Stelle Adams das Idealbild Christus treten, wie bei Lavater; wir haben hier die aesthetische Umprägung seiner Theodizee, in der auch Adam und Christus die beiden Pole sind.

Auch der national-deutsche Ton wird angeschlagen, forciert und ziemlich vereinzelt. Johannette Steilmann haßt die ausländischen Modeherren und ist „ein deutsches Mädchen ohne Verstellung“, die eher „einen deutschen Bauernknaben“ als einen „französierten“ Kavalier heiraten würde. So sprechen auch die Göttinger Klopstockverehrer. In den Wäldern ertönt der „uralte deutsche Helohgesang“ und „Bravo“ ruft einer, „das ist bei Gott ein Mann! hört, ein deutscher Mann! von Hermanns Blut!“

Des öftern geben die Ereignisse des Romans auch Gelegenheit zur Erörterung des Standesunterschiedes. Stilling nimmt in dieser und in ähnlichen Fragen durchweg einen vernünftig-konservativen Standpunkt ein. Er betont die von Gott gewollte und historisch gewordene Ordnung. Sie muß aufrecht erhalten werden, wo durch ihre Brechung Unruhe und Streit entstünde. Dagegen darf sie übersprungen werden, wo niemands Ruhe und Rechte angetastet werden. Über ihr steht das allgemeine Menschenrecht, nach dem sich Bauer und Fürst gleichwertig die Hände reichen, indem sie sich als ebenbürtige Bürger des zukünftigen Reiches fühlen; ein Bewußtsein, das dem Bauern einen schönen Stolz, dem Fürsten ehrenvolle Demut verleiht. Daher eine relative Bewertung der Menschen: hohe Adelsherren und zugleich vortreffliche Menschen sind durch Erziehung und Reichtum geworden, was sie sind, aber der Bauer Lorenz wurde, „ohne diese Mittel in seiner Sphäre ein noch größerer Mann.“

Gleich vorurteilslos wird von Liebe und Ehe gesprochen. Beides steht ihm natürlich auf idealer Höhe. Aber die Realität des Lebens soll dabei nicht vergessen werden; es ist überaus wünschenswert, daß Vernunft und Überlegung ihr Urteil sprechen, ehe der Jüngling seiner verliebten Leidenschaft blindlings nachgibt.

Und das nämliche wird auch in Sachen der Religion gefordert. Zwar der Vorsehungsbegriff, wie wir ihn kennen, steht nun einmal fest und kommt auch in den Romanen breit und lästig zur Geltung; dabei tritt sein durch und

durch auch diesseitig-eudämonistischer Charakter schärfer hervor. Aber im übrigen soll der Christ auch das Licht seines Verstandes leuchten lassen. Sehr hübsch sucht Morgenthau einer kulturfeindlichen Separatistenfamilie ihre Vorurteile gegen Welt und Menschen zu benehmen. Und wir finden den trefflichen Satz: „Das wahre Christentum hat mehr seinen Sitz im Verstande und im Willen, weniger in der Einbildungskraft“ (IX, 419). Natur und Vernunft werden gewohnheitsmäßig im Zusammenhang mit der Religion genannt. In eindringlichster Formulierung geschieht das bei Morgenthaus Trauung, die improvisiert, in plötzlicher, allseitiger Rührung, ohne Kirche und Altar in der Wohnstube stattfindet. „Weg Formular!“ ruft der alte Pfarrer, wie von einer Eingebung übermannt, und nach einem einfachen Gebet fragt er die vor ihm Knieenden: „Seyd ihr beide fest und unwiderruflich entschlossen, Euren Ehestand nach den Grundgesetzen der Natur, der Vernunft und der christlichen Religion in diesem Augenblick anzufangen?“

Eine Erhebung über Form und Gebrauch der Kirche, wie sie ebensowohl dem Pietismus als der Aufklärung eigen ist. Jener Aufklärung dagegen, welche die Bibel durch ein freies Tugendprinzip ersetzen will, wird im gleichen Roman ausführlich entgegengetreten in der „unwiderlegbaren“ Überführung eines naturalistischen Arztes (IX, 389 ff.), der sich schließlich damit abfinden läßt, daß die Vordersätze zu den ihm so unverständlichen Wahrheiten „im Reiche der Geister liegen, wovon wir gar nichts wissen“.

Aufklärung und Separatismus, soweit sie als Unglaube und Aberglaube schroffe Gegensätze sind, hat Stilling in einem eigenen Roman behandelt. Ehe wir zu dessen näherer Betrachtung übergehen, muß noch bemerkt werden, daß eine ganze Reihe von kleineren Erzählungen, auch noch nach der französischen Revolution erschienene, ganz unter die Charakteristik fallen, welche hier für die Romane versucht wurde; es sind nur Wiederholungen in ver-

kürzter Form, unter anderen Namen immer dieselben Geschichten: „Geschichte eines Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.“ „Der Nachtwächter und seine Tochter.“ „Adelheid von der Heeß.“ „Der Emigrant.“ „Die Mineralogen.“ „Maria.“ „Leonhard und Bernhardine.“ Besonders bezeichnend für den Welt- und Wirtschaftsverbesserer: „Konrad der Gute“ und „Theodor“ (Band XII).

Kritik des Schwärmertums. „Theobald.“

„Ihre Idee von einem philosophisch-theologischen Roman, worin Pietismus, Enthusiasterei und Unglaube in ihrer genetischen Geschichte aufgeführt und kontrastiert werden sollen, ist vortrefflich und kann unter Ihrer Hand zu einer unschätzbaren Beilage zur Geschichte der Menschheit werden.“ Diese Bemerkung Pfeffels zu Jung Stilling bezieht sich auf den Roman „Theobald oder die Schwärmer“, von dem 1784 der erste, 1785 der zweite Teil erschien. Über die Absicht des Buches spricht sich auch die Vorrede aus: nur die Rücksicht auf interessierte Personen verbiete dem Verfasser, eine förmliche Geschichte der religiösen Schwärmer seines Jahrhunderts zu schreiben, wozu er durch eigene Erfahrungen berechtigt wäre: „Ich leiste also im folgenden Werk so viel ich kann, ich erdichte mir einen Helden, und setze dessen Leben aus lauter wahren Geschichten zusammen, so daß eigentlich nichts erdichtet, sondern nur der Gang der Dinge anders geordnet ist; sogar aus meinem eigenen Leben sind einige wenige Anekdoten mit eingeflochten.“ In Wirklichkeit steht die Sache anders: der erdichtete Held, um den sich allerhand Geschichten gruppieren, ist in weitestem Maße Stilling selbst, nur hat er mit seinem Spiegelbild Theobald auch solche Schwärmergeschichten in Verbindung gebracht, die er nur vom Hörensagen, nicht aus eigener Beteiligung kannte. Wir haben also eine sehr freie, romanhafte Autobiographie vor uns, durch die das engere Heimatsmilieu

der „Lebensgeschichte“ wertvoll ergänzt und erweitert wird. Der künstlerischen Aufgabe dieses Unternehmens war Stilling nach zwei Seiten nicht gewachsen. Es gelingt ihm nicht, sein eigenes Leben mit Phantasie anzupacken und wahrhaft dichterisch für seinen Zweck umzugestalten, und ebenso wenig versteht er es, das ihm zur Verfügung stehende Material an Schwärmergeschichten mit dem Lebenslauf seines Theobald-Stilling und den wenigen rein erfundenen Zutaten organisch zu verschmelzen. Das ganze Werk bröckelt deshalb in zwei nur notdürftig und äußerlich verkittete Hauptbestandteile auseinander.

Eine Analyse des Ganzen soll dies zeigen, indem wir dabei kapitelweise anmerken, was Stillings eigener Lebensgeschichte angehört und was nicht, und inwiefern mit den Tatsachen chronologische und sachliche Verschiebungen vorgenommen worden sind.

I. Teil. Das 1. „Hauptstück“ beabsichtigt eine rein geschichtliche Einleitung, eine Exposition der Schwärmerei seit dem 16. Jahrhundert. Die Reformation hat die Geister frei gemacht und den Grund gelegt zu vielen Spaltungen und Schwärmereien. Jakob Böhme und Simon Menno werden genannt als Männer, die noch heute verschiedentlich fortwirken. Im 17. Jahrhundert wird durch die Tätigkeit eines Thomasius und Gottfried Arnold viel Gutes gestiftet, aber die Schwärmerei blüht doch, besonders in Kriegszeiten, lebhaft weiter. Paracelsus, Johann Baptista, Franciscus Mercurius von Helmont werden viel gelesen. Eine neue Anregung kommt aus Frankreich durch die Schriften der Frau von Guyon, die von den französischen Flüchtlingen nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland getragen werden. Auch die Engländer John Pordage und Johannes Leade werden übersetzt, während in den Niederlanden Peter Porret tätig ist, Deutschland mit verschiedenen alten Mystikern bekannt zu machen. Dazu tritt dann noch vielfach die gefährliche Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, wie sie von dem Ehepaar Petersen propagiert wird und alsbald hier und dort Unheil anrichtet, zumal da die offizielle Geistlichkeit diese Leute nicht zu behandeln versteht.

Nach dieser allgemeinen, verschwommenen, aber sehr flüssigen und an trefflichen Bemerkungen reichen Ausführung verengt sich der Gesichtskreis auf den berüchtigtsten Schauplatz deutsch-evangelischen Schwärmertums, die bekannten Gegenden Rheinlands und Westfalens, namentlich die Territorien Berg, Jülich, Cleve, Wittgenstein mit dem Asyl aller Schwärmer, Berleburg. Hier treten Dippel und Hochmann

auf, „die Haupttriebfedern der Schwärmerei, des Pietismus, des Separatismus und mitunter auch wahrlich! des wahren Christentums in Deutschland.“ Das Leben und Wirken dieser beiden sehr verschiedenen, interessanten Menschen zieht anschaulich an uns vorbei: Hochmann bildete „pietistisch-fromme“, Dippel „naturalistisch-spöttische“ Separatisten. Spener, Francke und Zinzendorf wirken inzwischen auf ihre Weise im übrigen Deutschland.

In Nassau-Siegen folgen auf Dippel und Hochmann der mystische Prophet Rock und der Nachfolger der Guyon, Marsay, welcher gleichwohl Rocks göttlichen Enthusiasmus mit einem Eimer kalt Wasser zu vertreiben weiß. Die religiöse Wärme steigt, man studiert die Offenbarung Johannis mit zunehmendem Eifer, man ahnt große Dinge, es bilden sich philadelphische Gemeinden.

Schon aber zeigen sich auch Gegenwirkungen. Der große Kopf Edelmann wird vollendeter Aufklärer, Voltaire überschwemmt Deutschland mit seinem Unglauben. Zwischen den beiden widerwärtigen Strömungen des Unglaubens und der Schwärmerei muß der vernünftige Christ den Mittelweg finden nach dem Motto des Buches: „Mittelmaß die beste Straß,“ bis einmal ein neuer Luther kommt.

Die Einleitung ist ausgezeichnet in den Charakteristiken der wichtigen Persönlichkeiten; sie versagt aber ganz in der Unterscheidung großer und kleiner, ausgedehnter und nur lokaler Bewegungen, ist lückenhaft und chronologisch ungenau (z. B. bei Hochmann). Sie gibt eine Vorstellung von der lebhaften Aufnahme exzentrischer religiöser Ideen in einer Schicht von Menschen, die es zerstreut immer und überall gibt, die aber damals in jener Gegend alle Täler füllten; wie es bunt durch alle Köpfe wirbelte, Führer auftauchten und verschwanden — mit aller Ungenauigkeit ein lesenswerter Überblick von einer fast behaglichen Warte herab.

2. Hauptstück. Die Verlobung und Heirat der Eltern des zukünftigen Helden bildet gleich die erste Schwärmergeschichte. Dietrich, der schwärmerisch veranlagte Sohn eines viel nüchterneren, ehrlichen alten Bauern Hans Theobald, lernt bei dem allgemeinen Zusammenlauf zu den Predigten Hochmanns ein adliges Fräulein, Amalie v. Wirthen, kennen; sie finden erst geistliches Gefallen aneinander, das sich aber unvermerkt in die allermenschlichste Liebe verwandelt, ohne daß die beiden es glauben wollen, und schließlich zur geheimen Verlobung und Trauung führt. Der Bruder des Edelfräuleins kommt eine Minute zu spät, um den dummen Streich zu verhindern, und gibt seufzend seinen

Segen und sogar eine Aussteuer in die Ehe. Die beiden sind überzeugt, lediglich nach dem Willen Gottes gehandelt zu haben.

Die Landschaft ist Stillings Heimat. Der alte Bauer Hans entspricht in seinem Charakter dem Großvater Eberhard, Dietrich dem Vater Wilhelm und die ganz anders als die Familie Theobald geartete Amalie dem zarten, unbäuerlichen Dortchen.

3. Hauptstück. Die Eheleutchen ziehen ins Bauernhaus zum Vater Theobald. Die Enttäuschung kommt bald, wird aber tapfer überwunden; nachher pachten sie mit Unterstützung des freiherrlichen Bruders ein größeres Gut und führen eine löbliche Ehe, fortan gewillt, etwas vorsichtiger gegen Schwärmereien zu sein. Neue Männer kommen in die Gegend: Haug, der in Berleburg das bekannte mystische Bibelwerk ausführt, Doktor Carl, der Verfasser der „Geistlichen Fama", und Tuchtfeld, ein vertriebener Prediger. Dieser wird Erzieher Samuels, des Sohnes unserer Eheleute. Samuel wird nun von ihm ganz abgesondert erzogen, asketisch streng, wohl unterrichtet in mehreren Sprachen und zur tiefsten Frömmigkeit angeleitet. Er liest die „Fama", Arnold und Reitz. Ein einziger unbewachter Moment bringt aber das unkluge Erziehungswerk ins Schwanken und führt zu einem kleinen Sündenfall (der Genesis nachgebildet). Als dann Tuchtfeld mit einem schwärmerischen Unternehmen durch Schuld seines mißratenen eigenen Sohnes Bankerott macht, wird Samuels Erziehung vollends vernachlässigt; neben ernsthafter Frömmigkeit entwickeln sich in ihm recht schlechte Eigenschaften: „Fenster zerschmeißen, Löcher in die Köpfe werfen und Zottenreißen." Aber eine merkwürdige Rettung aus Todesgefahr befreit ihn von seinem Leichtsinn; er verläßt Tuchtfelds Haus und will hoch im Wald Einsiedler werden. Die Probe von wenig Tagen schreckt ihn aber ab, er sucht den Heimweg und gelangt nach glücklicher Rettung aus Räuberhand zu seinen Eltern zurück.

Die Erziehung Theobalds, seine Lektüre, seine Neigungen usw., stimmen ganz mit denen Stillings überein. Tuchtfeld ist wohl jener Niclas der „Jugend", der auf Vater Wilhelm Einfluß gewinnt. Ein wunderbares Zusammentreffen mit einem berüchtigten Räuber erzählt Stilling von sich XIV, 287.

Im 4. Hauptstück tritt der große Dippel selbst auf und veranlaßt, daß Samuel zu dem berühmten Arzt Rosenbach gebracht wird, dessen Informator Hasenfeld den Knaben zusammen mit Rosenbachs Kindern erzieht. Zugleich wird er hier zum medizinischen Universitätsstudium vorbereitet. Dabei lernt er aber auch Paracelsus und Böhme kennen

und bittet Gott, er möge ihn doch einen hermetischen Philosophen werden lassen. Nachdem er durch seiner Erzieher Unvorsichtigkeit aus sexuellen Kinderschwierigkeiten nicht ungerupft hervorgegangen ist, wird er auf die Universität Altdorf entlassen. Hier vernachlässigt er sein Studium ganz über alchimistischen Grillen. Er entgeht gerade noch dem unsauberen Anschlag eines Alchimisten, der ihn die *prima materia* finden lassen will, um aber gleich darauf einem vermeintlich „echten" Rosenkreuzer bis in die Tiroler Berge nachzulaufen; mitten aus betrügerischen Aufnahmezeremonien reißt ihn die Aufhebung der Bande durch die Obrigkeit. Er selbst kommt in den Kerker, bis ein edler katholischer Pater Ignatius seine Befreiung bewirkt. Dieser klärt ihn über den Ursprung und das wahre Wesen der geheimen Weisen und den Betrug, der damit gespielt wird, auf und vertreibt ihm die unnütze Lust, nach dem großen Universal weiter zu forschen.

Über Rosenbach-Collenbusch, Hasenfeld-Hasenkamp vgl. S. 89 f. Beide lernte Stilling erst im Mannesalter kennen, nicht wie Theobald als seine Erzieher. Theobald studiert Medizin und hat naturmystische Interessen wie Stilling: von einem Erlebnis mit einem alchimistischen Betrüger erzählen die „Jünglingsjahre". Für liberale katholische Geistliche hatte Stilling eine große Vorliebe.

5. Hauptstück. Kaum ist Theobald von dieser Schwärmerei geheilt, so wird er von seinen eigenen Eltern in eine neue verwickelt. Er macht zu Hause die abscheulichen Zeremonien des Schwärmers Pollin mit, der die ganze Gegend mit seinem Unsinn angesteckt hat. Zur Universität zurückgekehrt, lernt Theobald zwei Damen kennen, Tante und Nichte, mit denen er sich in religiöse Gespräche einläßt. Das religiös geübte Sannchen Blond gibt dem schwankenden Jüngling festere Anschauungen. Schließlich wird Sannchen krank, sie hat Visionen und Ekstasen, und hält bedeutende Reden, die Theobald, an ihrem Bette sitzend, aufzeichnet. In einer gegenseitigen Eingebung verloben sie sich. Bald darauf muß Sannchen zu ihren Eltern zurück, wo sie von neuem gleich erkrankt. Der gute kluge Pastor Bosius durchschaut die Schwärmerei und bringt Sannchen zu der Erkenntnis, daß diese Verlobung nichts weniger als göttliche Eingebung war; er sieht aber ein, daß nur der Vollzug der Heirat Sannchens Genesung bewirken kann. Nachdem er auch dem Theobald die Selbsttäuschung benommen hat, vermittelt er die Heirat, und am Bette Sannchens findet die Trauung statt.

Die Pollinsche Schwärmerei dürfte Stilling wohl nicht selbst erlebt haben; wer mit Pollin gemeint ist, weiß ich nicht. Dagegen haben wir in Theobalds Verlobung die

„Stillingsverlobung“ zum dritten Mal. Diesmal wird sie als eine verfehlte Schwärmerei dargestellt, wogegen im „Morgenthau“, während dessen Abfassung das Urbild, Frau Christine, noch lebte, die Sache nicht so mißbilligend behandelt wird. Die Erzählung im „Theobald“ ist fast wörtlich gleich der in der „Wanderschaft“; auch Stilling wurde am Bett seiner Christine getraut.

II. Teil. 1. und 2. Hauptstück. Theobald studiert zu Ende und läßt sich dann in Bornhausen nieder, wo ihm die Kuren an den Armen gelingen, bei den „Reichen haperte es aber gemeiniglich“. Hier wird er nun in die ungeheuerlichste Schwärmerei des ganzen Buches hineingezogen, in die Gründung des neuen Jerusalem durch die Chiliasten unter Anführung des Ehepaars Koller. Theobald geht als Arzt mit in die neue Stadt, ebenso der Hauptprediger des Orts, Darius. Dieser erkennt schließlich den Betrug und macht öffentlich Front gegen den Tyrannen Koller. Der wütenden Verfolgung entgeht er durch Flucht, dagegen wird Theobald, der sich auf seine Seite gestellt hatte, gefangen in die Hauptstadt gebracht und infolge der Machinationen der einflußreichen Kollerianer um ein Haar hingerichtet. Bosius' Vermittlung rettet ihn in letzter Stunde.

Bornhausen ist Elberfeld, Stillings unglückliche ärztliche Praxis kennen wir. Die chiliastische Schwärmerei dagegen hat Stilling nicht selbst erlebt. Davon abgesehen, ist die Geschichte ganz wahr und von Stilling nicht einmal karikiert, sondern nur zusammengezogen; in Wirklichkeit entwickelte sich die Sache durch viele umständliche Prozesse hindurch. Auch die Hinrichtung drohte tatsächlich zweien der Apostaten, die dreiviertel Jahr in Schmutz und Ungeziefer zu Düsseldorf im Kerker schmachteten, ehe sie befreit wurden. Das neue Jerusalem war das heutige Ronsdorf bei Elberfeld, die Heimat von Stillings erster Frau, von der er die meisten Nachrichten haben mochte. Koller hieß Elias Eller; seine zweite Frau, die Prophetin und Zionsmutter Philippine Zartin, nannte sich Anna vom Büchel. Der Pastor Darius aber war Schleiermachers Großvater Daniel Schleyermacher[1]). Romanhaft

[1]) Vgl. Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Berlin 1860. I, 179. Schl. an seine Schwester Dorothea: „Du hast Stillings Theobald

erfunden ist nur die Ministerszene, durch die Theobalds Befreiung bewirkt wird [1]).

3. und 4. Hauptstück. Nach diesem schlimmen Erlebnis siedelt Theobald nach Portheim über, wo ihn die Pietisten hart und lieblos angreifen. Nur ein schöngeistig gesinnter Finanzrat Bockey nimmt sich seiner an und läßt Aufsätze von ihm drucken, wodurch er es aber mit den Pietisten immer mehr verdirbt. Es folgt nun noch eine Anzahl kleiner Schwärmereien in Familien der Umgegend, die sich hauptsächlich wieder um die Vermischung von geistlicher und fleischlicher Liebe drehen. Theobald hat mit diesen Geschichten teils gar nichts, teils sehr wenig zu tun. Bockey hat sich inzwischen von ihm abgewandt, weil Theobald von der Torheit des Christentums nicht lassen will.

Hier haben wir ziemlich getreu die Situation Stillings in Elberfeld, wie er sie erst später im „Häuslichen Leben“ erzählt hat (I, 307 ff.; R. 283 ff.). Die einzelnen Schwärmergeschichten sind nicht historisch nachzuweisen. Bockey ist nur allzu durchsichtig der Hofkammerrat F. H. Jacobi. Mit Recht hat sich dieser noch 1818 über die ungerechte Behandlung beschwert, die er unter dieser Maske im Theobald erfahren habe [2]). In der „Lebensgeschichte“ spricht Stilling dankbarer von ihm.

gelesen und ich gebe Dir vollkommen Recht, daß es wohl gut wäre, wenn das Buch bei euch häufiger gelesen würde, es ist viel daraus zu nehmen. Weißt Du denn aber auch, welch ein besonderes Interesse das Buch für uns hat? Da Du gar nichts davon erwähnst, so zweifle ich, daß Dir der Vater davon gesprochen hat. Der alte Darius nämlich, der eine der Hauptpersonen im Buche ist [?], ist unser seliger Großvater in Arnheim. Das schrieb mir der Vater einmal nach Halle, und aus diesem Wiedererkennen seines Vaters in einem Buche schreibt sich gewiß der Briefwechsel her, den er eine Zeitlang mit ihm unterhalten hat.“

[1]) Ausführliche Darstellung der ganzen Geschichte nach handschriftlichen Quellen und Prozeßakten bei Göbel, „Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche.“ Daniel Schleyermacher selbst verfaßte eine „Apologie ... gegen die schnöden Lästerungen einer boshaften und erzketzerischen Rotte“, die aber konfisziert wurde.

[2]) Auserl. Briefw. II, 487: „Jung erdichtet in einem seiner Bücher (Theobald oder die Schwärmer, worin ich, unter welchem Namen weiß ich nicht mehr, aufgeführt werde) ich sey ein Feind des Christenthums, habe versucht, ihn zum Naturalismus zu bekehren, und, da mir das nicht gelungen, mich von ihm abgewandt.“

Das 5. Hauptstück erzählt von Gerhard Ter-Steegen und seinen Anhängern, von Theobalds vorsichtiger Teilnahme an den Gedanken dieses Mannes. Hasenfeld taucht wieder auf. Theobald bringt sich durch Unterstützung eines Schmarotzers in weiteren Mißkredit bei den Portheimer Pietisten und wird als Physikus nach Lichtenau versetzt.

Auch dies meist eigene Elberfelder Erinnerungen, besonders an Hasenkamp. Der Versetzung nach Lichtenau entspricht die Stillings nach Lautern, nur kommt es im „Theobald" noch nicht zum Berufswechsel.

Im 6. Hauptstück hält Theobalds Frau im Garten mit etlichen Weiblein ein Erbauungsstündchen. Theobald kommt hinzu und verweist es ihnen in längerer Rede. Dabei wird er von zwei Gegnern, einem französischen Sprachmeister Du Calde und einem Herrn Bösewitz, belauscht und nun beim katholischen Hof wegen Konventikeltums verleumdet, was seine Kassation zur Folge hat. Sannchen stirbt.

Dies kehrt alles in der „Lebensgeschichte" wieder, bis auf die Johannisbeerkuchen und Erbauungsbücher, die durcheinander auf dem Tisch des Gartenhauses liegen. Du Calde ist Tom-Thompson, Bösewitz Späßel. Auch Christine stirbt bald nach diesem Erlebnis; die drohende Kassation wird aber eben noch verhindert.

7. Hauptstück. Ehe Theobald eine neue Stelle antritt, wird er von einem vornehmen Herrn besucht, der sich genau nach ihm erkundigt, ihn über eine große geheime Gesellschaft mit menschenfreundlichen Zwecken aufklärt, seine Besorgnis, wieder das Opfer einer Schwärmerei zu werden, beseitigt und ihn endlich dazu bringt, sich in den Freimaurerorden aufnehmen zu lassen, dem sein väterlicher Freund Bosius längst angehört.

Hier bringt also der Roman Tatsachen aus Stillings Leben, von denen die Autobiographie vorsichtig schweigt. (Vgl. S. 133.) Da der Eintritt Theobalds in die Loge noch vor seine zweite Verheiratung fällt, kann man, wenn auch nicht mit Sicherheit, für Stilling daraus schließen, daß er schon in Lautern und nicht erst in Heidelberg Freimaurer wurde.

Bis zu diesem Punkt hat der Verfasser des Romans, wie wir sahen, sein eigenes Leben ausgiebig aufgearbeitet und zwar in stets zunehmendem Maße. Jetzt ist er an die Gegenwart seines Daseins gelangt, der Stoff geht ihm

aus, und der Roman ist doch noch nicht zu Ende. Wir lesen (VI, 308): „Mit diesem Zeitpunkt wird Theobalds Geschichte sehr geheim und ich finde keine Spur mehr, aus welcher ich Nachrichten schöpfen könnte; ich kann also blos seine öffentlichen Schicksale beschreiben, und diese sind immer wichtig genug, um das Publikum Theils zu warnen, Theils zu belehren und endlich auch wiederum den hohen Gang der Vorsehung zu verherrlichen.“ Wir spüren Stillings Verlegenheit. Mit demselben Augenblick, wo er auf seine Phantasie angewiesen ist, läßt nun die bisher bei aller Kunstlosigkeit recht interessante Erzählung ganz nach. Jetzt auf einmal muß Stilling in sein uns bekanntes Repertoire von Romansituationen greifen, um die Geschichte zu einem Ende zu bringen.

Theobald kommt als Erzieher eines Erbprinzen an einen Hof, bekehrt dort erst in einer langen Disputation einen deistisch gesinnten Kollegen und leitet nun das Mustererziehungswerk. Er wird geheimer Rat und Kabinettssekretär, reist incognito im Land umher, befreit eine arme Beamtenwitwe aus den Klauen eines ungerechten Amtmanns, den er absetzt, und heiratet ihre rechtschaffene Tochter Amalie. Theobalds schöne Gattin muß nun noch die Zudringlichkeiten des bald für sie entflammten Fürsten siegreich abwehren, dann kommt der Mustererbprinz auf den Thron. Nun hat Theobald, diesmal als energischer Gegner aus Überzeugung und von Regierungswegen, sich noch mit einer religiösen Sekte schlimmster Sorte zu befassen, den Rädelsführer Stibius zu verhören und die Gesellschaft zu sprengen. Mit der glücklichen Erledigung dieses Geschäfts schließt das Buch.

In die platten Erfindungen ist nur noch die während des Niederschreibens erfolgte zweite Heirat Stillings eingetragen; äußerlich ganz verändert, aber doch Amalie mit unverkennbaren Zügen von Selma (vgl. I, 402; R. 377 und VI, 336).

Der so aus verschiedenen Elementen mehr zusammengestellte als zusammengeschmolzene Roman ist eine warme Warnung vor allerlei religiösen Verirrungen, mit dem ständigen Bemühen, durch Darstellung ihrer Auswüchse ja die Religion selbst nicht zu treffen. Ausdrücklich aus diesem Grunde verzichtet Stilling auf Einrückung von

charakteristischem Briefmaterial, das er besitzt: „... der Ton ist allemal biblisch, der Inhalt aber oft läppisch: würde ich also nicht zugleich die Bibelsprache dadurch verächtlich machen?“ Er kritisiert, oft entschieden, oft unendlich vorsichtig, und warnt zugleich vor liebloser Kritik.

Gefährliche Schwärmer sind für Stilling Menschen, die „alle lebhaften Vorstellungen der Einbildungskraft“ für Wahrheit halten und gar noch für göttliche Begeisterung ausgeben. Die Schuld daran gibt er vor allem der mystischen Lektüre. Da werden sie alle nacheinander aufgezählt, die Quietisten, Mystiker und Rosenkreuzer, und in einzelnen Fällen angegeben, was besonders die Einbildungskraft des neuen Sektenstifters gefangengenommen hat. Wir sehen, wie diese Menschen beim Vorlesen der „geistlichen Fama“ „bis in den dritten Himmel verzückt werden“. Man vergißt darüber die Verhältnisse, Ordnungen, Forderungen des gemeinen Lebens; man träumt, man ahnt, man verachtet den klaren Gedanken und das natürliche Handeln, es kommt zu einer „subtilen Verrückung“ des Verstandes — nun darf bloß noch ein kecker Geist auftreten und alles rennt ihm nach. Vernunfteinwände werden als widergöttlich gewaltsam unterdrückt, und die sonst verständigsten Leute sind himmelschreiendem Unsinn gegenüber geblendet. Die Anhänger Pollins reiben sich mit Überzeugung den Unterleib, um dadurch in das „göttliche Leben überzugehen“. Koller und seine Genossen herrschen förmlich über hunderte von redlichen Menschen durch religiösen Betrug und Verbrechen. Die „Stibianer“ folgern aus der Wiederbringungslehre, man dürfe alle irdischen Lüste nach Wunsch befriedigen. Daher sieht Stilling in solchen Erscheinungen mit Recht „grassirende Seelenkrankheiten“, ein andermal „eine Art Seelengewohnheit“ mit den Symptomen des Alkoholismus. Das Schlimmste ist, daß sich die Schwärmer immer auf die Bibel zu berufen wissen. „Da mag nun die Bibel und die Vernunft mit Gewalt dagegen reden, das hilft alles nicht,

man glaubt vielmehr, man verstünde die Bibel nicht recht, oder man dreht und wendet sie so lang, bis man einen Spruch findet, der uns schmeichelt" (VI, 63).

Mit mehreren Beispielen belegt ist im „Theobald" die schwärmerische Vermischung von Religion und Liebe. Vater und Sohn Theobald verfehlen sich damit. Erst erbaut man sich gemeinsam, führt religiöse Gespräche, findet geistliches Gefallen aneinander und glaubt es am Ende Gott schuldig zu sein, daß man sich heiratet. Nach der Heirat hört dann allmählich die enthusiastische Frömmigkeit auf, weil die sinnliche Liebe, der wahre Grund des Zusammenstrebens, ermattet und man die Selbsttäuschung beschämt erkennt. Bei Theobalds Sannchen kommen noch Visionen und Verzückungen dem Wahn zu Hilfe. Aber der nüchterne Bosius setzt ganz klar auseinander, wie die unausgesprochene Liebesleidenschaft in Sannchens mit religiösen Vorstellungen überspanntem und mit Bibelstellen angefülltem Kopf notwendig wirken muß; wie das ohnedies hysterische Mädchen fiebernd aus Religion und Liebe Träume zusammenspinnt, die sie selbst für unmittelbar göttlich halten muß. „Sehen Sie, so sind die Empfindungen der Liebe die ganze Ursache dieser vermeintlichen göttlichen Offenbarungen." Zu Sannchen selbst sagt er mit größter Unbefangenheit: Liebe von Mann und Weib ist in jeder Form nichts als „natürlicher Geschlechtstrieb ... man mag das verfeinern und destilliren, und zum schönsten Platonismus hinaufsublimiren, wie man will" (VI, 193. Vgl. IX, 216). Bei diesem Thema beklagt sich Stilling lebhaft über die mangelhaft ausgebildete Seelenlehre in der Philosophie und verlangt dringend ausgedehntere Untersuchungen über psychische Wirkungen physischer Ursachen.

Eine ganz andere Art von Schwärmerei, die aber auch durchaus dem Pietismus jener Zeit anhing, wird in der Alchimisterei gegeißelt. Theobald, der zweimal damit hereinfällt, sucht den Stein der Weisen — eine im 18. Jahrhundert keineswegs überwundene Vorstellung. Der weit-

gereiste Pater Ignatius heilt ihn von dieser Sucht, wagt aber die Möglichkeit, den Stein zu erwerben, nicht etwa strikt abzuweisen; seine Einwände sind praktischer Art: es könnte ihn ja doch bloß einer finden, die Tausende von andern Suchern richten sich dabei zugrund, und auch für den Finder wäre es ein zweifelhaftes Glück. Ähnlich äußert sich schon Eberhard Stilling in der „Jugend" gegen seinen alchimistischen „Mitvater" Moritz.

Als Mittel gegen alle Arten von Schwärmerei, als Prüfstein für die unzuverlässige subjektive Empfindung empfiehlt Stilling die Orientierung an der Hand der Bibel durch die Vernunft als oberstes Prinzip; denn sie allein befähigt ja zum wahren Verständnis der Schrift. „Ein vollkommen richtiges, durch die wahre Religion aufgeklärtes, und mit der Empfindung des Herzens ganz übereinstimmendes Gewissen gebiert den hohen Gottesfrieden."

Auf die Schwierigkeiten, die in diesem zwiespältigen Hinweis liegen, hat sich Stilling nie recht eingelassen; ihm stand es einfach axiomatisch fest, daß gute Menschen mit gutem Willen aus der Bibel immer die rechte aufgeklärte Religion schöpfen, gleich fern von Schwärmerei wie von Zweifelsucht: „mitten hindurch." Deshalb läßt er auch am Schluß noch umständlich einen Deisten bekehren mit einer Beweisführung, deren Schwäche zugestanden wird, die aber „denn doch für den gutmüthigen Schwachgläubigen viel Beruhigendes enthält" (VI, 326).

Den „wahren", unschwärmerischen Pietismus will Stilling mit seinem Angriff nicht treffen. Zwar muß er gestehen, daß alle „die schrecklichen Geschichten" Folgen des Konventikeltums waren, aber „soll man denn nicht essen und trinken, weil das Fressen und Saufen so viel Unheil nach sich zieht?" Vielmehr sollen die Prediger selbst sich beteiligen an den Versammlungen, statt verständnislos in der Predigt gegen sie loszuziehen; sie sollen diese Leute zu verstehen und zu belehren suchen. Denn

wie oft sind eben doch wieder die Pietisten das Salz der Erde!

Die Tendenz des Mittelwegs mag hier Anlaß sein, von dem Manne zu sprechen, der allgemein von größtem Einfluß auf Jung Stilling gewesen ist, von Gottfried Arnold.

Seinen Namen finden wir in Stillings Schriften immer wieder: sein „Leben der Altväter“ zuvörderst, sodann die große „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie“; auch seine Lieder werden zitiert. Arnolds bedeutende, neuartige Auffassung der Kirchengeschichte, die gerade bei den religiösen Ketzern aller Zeiten das Licht der Wahrheit sucht, wurde von jedem Separatisten gepriesen. Stilling sog sie schon in der Jugend in sich ein. Auf der andern Seite wußte Arnold die offiziellen, normalisierten Anschauungen sehr wohl zu schätzen; er besaß einen gewissen praktischen Sinn, der das Ketzertum in allen Formen doch nie andern zu empfehlen wagte. Das Motiv des Mittelwegs klingt daher bei ihm überall durch; der „Theobald“ hat sein Motto (vgl. S. 173) direkt von der „Kirchen- und Ketzerhistorie“, deren Titelblattvignette ein zwischen zwei Klippen hindurchsegelndes Schifflein zeigt mit der Umschrift: *Hoc monstrant viam; Medio tutissimus ibis*[1]). Wie vorsichtig ist Arnold auch, indem er die absonderlichen Lebensläufe seiner „Altväter“[2]) vorlegt. „Es wird ein jeder in der praxi selbst erfahren und lernen, wie höchst nöthig es falle, das Menschliche von dem Göttlichen, die eigenen Wege von den wahren, und das heylsame von dem schädlichen zu entscheiden, und dabei in keinem weder zu viel noch zu wenig zu urtheilen oder zu thun.“ Ein Leser, der den „wahrhafftigen Geist der Prüfung“ be-

[1]) Stilling in den „Bemerkungen der kurpf. phys. ök. Gesellschaft“ 1783: „,*Medio tutissimus ibis*‘ möchte ich auf alle Wände meines Zimmers mit großen Buchstaben mahlen lassen, um es niemals zu vergessen.“

[2]) In ihnen begegnete mir auch einmal der nicht gerade geläufige Name Bosius.

sitzt, der „wird die gesegnete Mittelstraße in allem treffen zu überschwenglichem Frieden seines Herzens: also daß er zwar an denen, welche etwas zu viel gethan, nichts freventlich verwirfft noch verspottet, doch aber an ihrem Exempel klug werden lernet“. Lob und Tadel, Warnung und Gegenwarnung wechseln bei Arnold immer ab wie bei Stilling.

Ein anderes Buch Arnolds behandelt den gleichen Gegenstand wie „Theobald oder die Schwärmer“, wie schon der Titel zeigt: „Die Abwege oder Irrungen und Versuchungen gutwilliger und frommer Menschen, aus Beystimmung des gottseeligen Alterthums angemerckt“ (Frkf. 1708). In dieser belehrenden Schrift kann man alles finden, was an didaktischer Weisheit in Stillings Roman steht. Nur weniges davon sei angeführt. S. 238/9: „Es giebt einige sinnliche Süßigkeiten und angenehme Empfindungen, welche denen andächtigen manchmahl vorkommen... Etliche lassen sich dabey verführen und meynen, es sey alles von Gott, da es doch wohl vielleicht ein betrug der phantasie ist.“ Und ein wichtiges Kapitel nennt Arnold das „Von denen Anstössen über der Liebe, Umgang und Gemeinschafft der Gläubigen“. Der „Umbgang mit anderem Geschlecht“ ist ihm auch vorzüglich „ein anlaß und deckel vieles elends“ für die Frommen, und er bringt treffliche Zitate hierfür aus dem Altertum: „Wie viele haben sich unter dem Schein der geistlichen Liebe, und unter dem Vorwand des gebets zu den andächtigen weibern gehalten! Siehe, welch eine reinigkeit erschien offt in der ersten hitze, nemlich liebe und andacht! Darauff kamen lange unterredungen, bald von Got, bald von ihrer liebe und treue unter sich; Hierauff folgeten liebkosende blicke und geschencke zum andencken der liebe. Siehe, da wurde schon das gute, das warhafftig in der geistlichen zuneigung und treuen gesprächen stacke, mit anderm unnützem geschwätze vermischt, durch unvorsichtige familiarität und schädliche Einnehmung des hertzens über der geliebten Person: Endlich folgen gar falsche güter

oder warhafftige sünden, nemlich umfassungen, küsse, händedrücken und dergleichen, welches alles verdächtig und ein zeichen der fleischlichen lust, ja ein vorspiel schändlicher Wercke ist."

Eine bessere Beschreibung konnte auch Stilling nicht geben. Lektüre und eigene Erfahrung warnten ihn selbst mannigfach vor religiöser Schwärmerei, beide ließen ihn auch nicht in das extreme Gegenteil verfallen. Das unverkennbare Mitklingen einer persönlichen Verstimmung gegen die Pietisten überhaupt, die ihn damals schlecht behandelt hatten, bringt ihn im „Theobald" auf die Höhe seiner aufklärerischen Leistung, hindert ihn aber nicht, dennoch den von Arnold so empfohlenen Mittelweg zu suchen: oft das Zeichen eines sympathisch-konzilianten, nicht selten aber auch eines äußerst unbeholfenen und verlegenen Geistes.

Der Nationalökonom und Volkslehrer.

Versuchen wir einen Blick zu werfen auf Jung Stillings gelehrte Tätigkeit, so wenden wir uns damit nicht allzuweit weg von dem, was wir bisher verfolgten. Trafen wir doch auch in den Romanen reichliche Spuren davon, daß ihr Verfasser sich mit nationalökonomischen Dingen beschäftigte. Und die verschiedenen Berufstätigkeiten Stillings. die ärztliche, kameralistische und religiöse, waren doch alle durch einen gemeinsamen Gedanken verbunden und getragen: durch den wenn auch noch so oft utopistisch erscheinenden Gedanken der Menschenbeglückung, der bei ihm in Wahrheit Ausdruck eines von uneigennützigem und selbstlosem Wollen beseelten Herzens war.

Rund 25 Jahre lang war Stilling akademischer Lehrer. Als solcher gehört er in die Geschichte der Nationalökonomie, obgleich die vielen Disziplinen, die er zu lehren hatte, nach heutigen Begriffen zum Teil ganz wo anders untergebracht werden müßten. Schon die Kameralschule in Lautern, an die er 1778 durch Vermittlung seines warmen

Gönners F. Casimir Medicus berufen wurde, hatte ein Programm, das weit über den Rahmen dessen, was wir unter Kameralistik verstehen, hinausging und die gesamte Staatswissenschaft mit allen Hilfswissenschaften umfaßte. Mit der Verpflanzung der Schule nach Heidelberg im Jahre 1784 änderte man daher triftig den Namen in „Staatswirthschaftliche Hohe Schule".

Stilling arbeitete sich mit enormem Fleiß in die Systematik des ihm nur durch praktische Erfahrung in beschränktem Maße bekannten Stoffes ein. Für jedes Einzelgebiet fertigte er sich einen systematischen Leitfaden zu Vorlesungszwecken so an, daß er denselben zugleich als Lehrbuch drucken lassen konnte. Nicht weniger als zehn zum Teil umfangreiche Lehrbücher brachte er auf diese Weise von 1779—1790 zum Druck. Dieser Entstehung und seiner autodidaktischen Vorbereitung entsprechend sind sie alle nach seinem eigenen Geständnis nur „rohe Entwürfe", die er später umarbeiten und in ein großes ganzes „Staatswirthschaftssystem" bringen zu können hoffte[1]). Von dem geplanten Werk erschien aber nur ein erster Teil 1792, als ein „Elementarbuch für Regentensöhne und alle, die sich dem Dienst des Staats und der Gelehrsamkeit widmen wollen". Die Ausführung desselben schien ihm erleichtert zu sein, nachdem er 1787 einem Ruf an die Universität Marburg gefolgt war mit dem Lehr-

[1]) Die Lehrbücher sind: 1. 1779 Versuch einer Grundlage sämmtlicher Cameralwissenschaften. 2. 1780 Versuch eines Lehrbuchs der Forstwissenschaft. 3. 1783 Versuch eines Lehrbuchs der Landwirthschaft der ganzen Welt, insofern ihre Producte in den Europäischen Handel kommen. 4. 1785 Versuch eines Lehrbuchs der Fabrikwissenschaften. 5. 1785 Gemeinnütziges Lehrbuch der Handlungswissenschaft für alle Klassen von Kaufleuten und Handlungsstudierenden. 6. 1785 Versuch eines Lehrbuchs der Vieharzneykunde. 7. 1786 Anleitung zur Kameralrechnungswissenschaft nach einer neuen Methode des doppelten Buchhaltens. 8. 1788 Lehrbuch der Staatspolizeywissenschaft. 9. 1789 Lehrbuch der Finanzwissenschaft. 10. 1790 Lehrbuch der Cameralwissenschaft oder Cameralpraxis. 11. 1792 System der Staatswirthschaft. I. Theil, welcher die Grundlehre enthält.

auftrag für Ökonomie, Finanz- und Kameralwissenschaft. Vorher hatte er sich in einer seinem Drang nach Umfassung des Ganzen hinderlichen Weise mit Anderen in das Gesamtgebiet teilen müssen; nun stand er allein und war den mancherlei Reibungen mit Kollegen, die den eigentümlichen Mann nicht immer verstanden (Heidelberg), entzogen, nun glaubte er sein Werk ausführen zu können. Aber bald darauf durchkreuzte die mächtige Einwirkung der französischen Revolution seinen wissenschaftlichen Aufschwung empfindlich. Die konservative Staatsauffassung, die sein ganzes System trug, vertrug sich nicht mit dem neuen Geist, der über den Rhein kam und dem er sich nicht einfach hingab; sein ganzes so fleißig gesammeltes Material gehörte auf einmal zum alten Eisen, seine Hörsäle wurden leer, seine religiöse Richtung nahm im umgekehrten Verhältnis zu und drängte die verleideten Berufsinteressen noch mehr zurück. Das Ende dieser Entwicklung war die Annahme des badischen Rufes zu rein religiöser und augenärztlicher Tätigkeit.

Zur Würdigung von Stillings hierhergehörigen Arbeiten darf ich wohl auf die Bemerkungen in Wilhelm Roschers „Geschichte der Nationalökonomie“ verweisen, wo Stilling mit dem sonst anders gearteten Joh. Friedr. von Pfeiffer zusammen unter die hervorragenden „späteren absolutistischen Eklektiker“ und Nachfolger des großen Freiherrn von Sonnenfels gestellt wird. Dem Namen dieses Mannes begegnet man auch am häufigsten in Stillings staatswissenschaftlichen Schriften. Aber keineswegs nur in sklavischer Nachfolge, sondern oft auch in ausgesprochener Opposition. Roschers Charakteristik ist denn auch in der Hauptsache ein Vergleich mit Sonnenfels. Er nennt Stilling „keinen wissenschaftlichen Geist im höhern Sinn“, weil er z. B. zu viel kleine Disziplinen vorschlage. Andererseits verleite ihn „seine wesentlich unpraktische Natur“ häufig, „seine Lehren ins völlig Unausführbare zu übertreiben.“ Wenn aber Roscher weiterhin meint, die Freiheitsideen,

von denen Stilling immerhin wenigstens „angeflogen“ gewesen sei, hätten ihn oft zu den auffallendsten Widersprüchen mit sich selbst getrieben, so ist das nur halb richtig. Denn diese Widersprüche beruhen oft durchaus auf der praktischen Einsicht in die Unausführbarkeit seiner Theorieen, mit denen er dann in Einzelfällen ganz bewußte Kompromisse schloß. So hatte er auch für die Utopieen anderer Sinn, indem er ihr Gutes anerkannte, aber das Ganze für unmöglich erklärte und z. B. den Physiokratismus als den „Grandison aller Systeme“ bezeichnete. Es ist das Bestreben nach dem Mittelweg, dem wir auch hier nicht weniger begegnen, als im Vorausgehenden. In den von Roscher nicht berücksichtigten zahlreichen Abhandlungen, die Stilling in den Sitzungen der rührigen kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft [1]) vorgelesen hat, tritt dieser Zug deutlicher hervor [2]). In diesen betont er gerne die Schwierigkeiten, die das papierne Gesetz, die papierne Theorie aus mangelhafter Kenntnis der unteren Verhältnisse übersieht. Dazu geht er meist von den speziellen Zuständen seiner Nassau-Siegenschen Heimat aus, deren originelle Art des Kohlenbrennens, der Eisengewinnung, der Forst- und Landwirtschaft usw. er anschaulich machen will, um mancherlei allgemeine Lehren daraus zu ziehen. Sie sind für den Laien interessanter als die Lehrbücher, sind auch durchsetzt von persönlichen Erinnerungen und Abschweifungen. Hie und da fällt eine allzu rückständige Ansicht auf — aber durchweg sind sie voll Lust an fruchtbarer, umtreibender Betätigung der Menschen, auf deren Beglückung zu denken, Pflicht und Glück des staatswissenschaftlichen Gelehrten ist.

[1]) 13 Abhandlungen in den „Bemerkungen der kurpfälzischen physicalisch-ökonomischen Gesellschaft“ 1775—83; 5 Abhandlungen in den „Vorlesungen d. kpf. ph.-ök. G.“, wie sie seit Übersiedlung der Schule nach Heidelberg betitelt sind.

[2]) Vgl. S. 183. Anmerkung 1. S. auch: Allg. Deutsche Bibl. Bd. 81 S. 274.

Die zeitgenössischen Rezensionen sind meist sehr anerkennend, oft des Lobes voll; Krünitz brachte im 65. Bande seiner ungeheuren fachwissenschaftlichen Encyclopaedie vorn Stillings Porträt. Die Wunderlichkeiten, die sich auch zwischen die wohlgeordneten Paragraphen seiner Lehrbücher einschlichen, nahm man lächelnd in den Kauf: seinen Eifer gegen die Religionsverbesserer, den Gebrauch biblischer Sprüche, Tautologieen — das alles besagte nichts gegen die „gründliche und biedermännische" Tüchtigkeit des Ganzen (Goth. Gel. Zeitgen. 1788. S. 473). Die Rezensenten übersahen übrigens, daß gerade diese Tüchtigkeit in engem Zusammenhang stand mit Stillings religiös-ethischem Ausgangspunkt, den Roscher mit Recht anstreicht, wenn er sagt: „Endlich ist Jungs Religiosität und seine darauf beruhende Liebe zur Sittenreinheit, Billigkeit und Milde von bedeutendem, höchst erfreulichem Einfluß auf seine Theorie."

Jedes weitere Eingehen auf den großen Stoff müßte viel zu tief in fernliegendes Detail hineinführen und könnte doch keine wesentlich neuen Charakterzüge für unser Bild ergeben. Von der Freudigkeit, dem Optimismus und der Einbildung (wie sie z. B. von einem Rezensenten in Schlözers Briefw. Th. VIII, 273 ff. getadelt wird) mag zum Schluß eine Stelle aus einer der Abhandlungen einen Begriff geben („Bemerkungen" 1783):

„Ein Land gedrängt voller wohlhabender Bauern, die mit Heiterkeit hinter dem Pfluge ihren Gesang singen, deren Töchter vollwangicht und lächelnd zu ihrer Arbeit daherhüpfen können; wo Küche und Keller von Butter und Milch triefen, und wo sich das Gebälke unter den Getreidelasten biegt; wo eine Reihe riesenmäßiger Kuhköpfe über den Trögen herschnaubt und ruhig wiederkäut, wo der Bauer dem Gelderheber entgegenlächelt, und sagt. Warum seid ihr nicht schon gestern gekommen? ein Land, wo hin und wieder zwischen wohlhabenden Dörfern und Bauernhöfen eine florisante Stadt hervorragt, in welcher muntere Handwerkspursche reihenlang längs den Fenstern

sitzen und in wetteifernder Arbeit ihren Morgengesang singen, während der Meister vergnügt den Baß dazu brummt, und die Arbeit des vorigen Tages auf den Laden ordnet, am Abend aber nichts mehr einzuräumen hat; wo der Handelsmann mit Waarenlasten nach der Messe reist, und mit Geld beladen, wiederum zu seiner Heimath zurückkehrt und ihn aus jeder Hausthüre eine fromme Stimme bewillkommt, ein solches Land muß ja wohl der höchste Wunsch eines jeden patriotischen Regenten sein; und er wäre so leicht zu erfüllen, wenn man nur einmal den Maßregeln folgte, die ich in dieser und verschiedenen vorigen Abhandlungen vorgeschlagen habe."

Als Abzweigungen von der nationalökonomischen Tätigkeit Stillings sind hier anschließend zu behandeln sein „Volkslehrer" und seine Georgicaübersetzung. Sie entspringen einer besonderen Vorliebe für die ländliche Bevölkerung und landwirtschaftliche Tätigkeit, so fortschrittlich er im übrigen die ungehemmte Entwicklung der Maschinenindustrie befürwortete. In dem von C. F. von Moser hochbelobten „Lehrbuch der Staatspolizeywissenschaft" fordert Stilling in einem besonderen Hauptstück „Von der Aufklärung" vor allem zweckmäßige, belehrende Lektüre für das allenthalben noch so rohe, an den niedersten Begriffen hängende Bauernvolk.

In der Tat kann man sich den Zustand bäuerlicher Kultur in jenen Zeiten kaum miserabel genug vorstellen. Bestrebungen, dem abzuhelfen, waren verschiedentlich im Gang. Besonders suchte man durch „Kalender" einzuwirken, aber es war nicht jedermanns Sache, den richtigen Ton zu finden. Man mußte froh sein, wenn man die Bauern erst nur einmal zum Lesen brachte.

Auch bekannte Namen unserer Litteratur finden wir in Verbindung mit derartigen Bestrebungen, deren wir uns kurz zu erinnern haben. Da ist Vater Gleim, der nicht nur für Grenadiere sang, sondern sich auch in gänz-

lich mißglückten „Liedern für das Volk“ versuchte. Besser gelangen sie zum Teil Matthias Claudius, im Süden Schubart. Joh. Martin Miller, der in seinem Junker Veit Kronhelm den richtigen Bauernschinder gezeichnet hatte, verfaßte 1776–84 drei Bändchen „Predigten fürs Landvolk“, die im gleichen Verlag erschienen wie Stillings „Volkslehrer“. Voß, der die Kartoffelernte so appetitlich geschildert hat, wollte Landdichter in Baden werden. In erster Linie aber ist zu erwähnen der „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ von Goethes Schwager J. G. Schlosser (Frkft. 1771). Schlosser führt die Gestalt eines Volkslehrers vor, der sich, auf dem Lande mitten unter den Bauern wohnend, ganz der Aufgabe hingibt, die Glückseligkeit dieser Menschen durch systematische vorsichtige Erziehung und Belehrung zu heben. Indem er sich ganz auf ihr Lebensniveau stellt, wird er ihr Freund, dessen höhere Kenntnisse sie allmählich in täglichem Umgang schätzen lernen und sich gerne unvermerkt beibringen lassen. Er vermeidet längere Predigten, knüpft immer an einen Fall an und pfropft ihnen auf praktischem Weg alle die Begriffe ein, die ihnen am nötigsten sind: moralische, religiöse, ökonomische. Auf demselben Weg, der Goethes Spott im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern herausforderte, erwirbt er sich das Vertrauen der Kinder und gibt ihnen klug angelegten Elementarunterricht; er erzählt ihnen in vertraulichem Tone Geschichten, aus denen sich für den einfachsten Verstand von selbst die Folgerungen ergeben. Er malt das wahre Glück des Bauernstandes und warnt vor der Sucht nach städtisch-ungesunden Gewohnheiten, stellt dem Glück der Hütten das Elend der Paläste gegenüber und preist Zufriedenheit als das höchste Gut.

So Schlosser in seiner kleinen Schrift. Das ist nun im ganzen auch die Art von Stillings „Volkslehrer“, einer Monatsschrift, die in 4 Jahrgängen regelmäßig erschien von 1781–84. Mit ästhetischem Maßstab darf man hier nicht herankommen; es ist lediglich die Frage, wie der gestellte Zweck erfüllt wird. Er besteht in einer an-

gemessenen allgemeinen Aufklärung des niederen Volkes, vor allem des Landvolkes. Mit einer bewundernswerten, in alle Einzelheiten bäuerlichen Lebens dringenden Vielseitigkeit wird dies ausgeführt, uud im ganzen mit recht gesundem Sinn. Erzählungen und praktische Anweisungen wechseln miteinander ab, oft auch eines aus dem andern hervorspringend. Die Geschichten fließen unserem Volkslehrer leicht aus der Feder, oft wohl ein halbes Dutzend hintereinander. Sie sehen sich manches liebe Mal verzweifelt ähnlich, nur dürftig neu eingekleidet, aber sie haben durchweg einen kernhaft-moralischen Anfang oder Schluß, stark zu dem Prinzip der Abschreckung hinneigend. 1781 S. 8: „Nun möcht ich Euch so gern lehren, wie Ihr Eure Kinder recht zu Gottes Ehren, und zu ihrem Glück erziehen müßt, da glaub ich nun, das geht am besten an, wenn ich Euch so gute, erbauliche Geschichten erzähle, da kann man so recht sehen, was darauf folgt, wenn man ein Ding nicht recht macht, wie Ihr jetzt in einer erschrecklichen Geschichte hören sollt."

Vielfach finden wir Stücke aus der „Lebensgeschichte" oder aus den Romanen in Kleingeld umgemünzt, zuvörderst natürlich rührende Geschichten von der Vorsehung und von belohnter Tugend. Bald spricht der Arzt, bald der Kameral- und Landwirtschaftsprofessor, bald auch der Halbtheologe. Ein durch die Hefte sich fortsetzendes „Goldenes Buch der Landwirthschaft" gibt hunderte von praktischen Regeln für den Bauern: für Vieh und Feld, für Haus und Hof; ja da werden etwa auch die notwendigsten Begriffe von der Anatomie des Tierkörpers gegeben, oder eine physikalische Erklärung von der Natur des Wassers, des Feuers, der Minerale usw. mit Anwendung auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft. Daneben viele besondere Aufsätze über Themata wie: Hanf- und Flachsbau, Tabakbau, Holzzucht, Barmherzigkeit gegen Tiere; ob ein Mann seine Frau schlagen darf? Reinlichkeit im Zimmer usw., wovon hier nur ein kleiner Teil erwähnt werden konnte.

Ebenso zieht sich breit hindurch der Kampf gegen Unsittlichkeit und Aberglauben. Ganze Reihen von Verführungs- und Kindsmordsgeschichten wechseln ab mit ebenso vielen greulichen Darstellungen und Warnungen vor geheimen Lastern, wobei Tissot empfohlen wird. Dieser Punkt liegt ihm ganz besonders am Herzen, und er nimmt da kein Blatt vor den Mund. Eine Überschrift lautet: „Geschichte, worüber jungen Leuten die Haare zu Berg stehen sollten.“ Andererseits wieder gibt er den Heiratsfähigen und Verheirateten ausführliche sexual-hygienische Winke, in denen der Arzt bei allen rigorosen Vorschriften doch keineswegs vergißt, der „menschlichen Schwäche“ einen rücksichtsvollen Zoll zu entrichten: nur die Ehe soll unter allen Umständen gewahrt bleiben.

Zur Bekämpfung des Aberglaubens macht es ihm viel Spaß, Gespenstergeschichten in allerlei Auflagen zu erzählen, in denen irgendein plumper Betrüger oder Bauernfänger entlarvt wird; eine besonnene Aufklärung, die aber doch ihr Zöpfchen hat. Denn kaum ist so eine lustige Entlarvung vollbracht, so wird sehr ernsthaft daran erinnert, daß man deshalb doch nicht den Glauben an Geister überhaupt wegwerfen dürfe, denn solche gebe es ganz gewißlich. Und so fern Stilling gerade im „Volkslehrer“ von grober Orthodoxie ist, so hält er doch mit seiner Überzeugung von der greifbar-realen Existenz der Teufel und ihres Oberhauptes, des Satans, nicht zurück (1782, S. 278). Hervorzuheben ist noch die bei jeder Gelegenheit angebrachte vernünftige Belehrung über Kinderzucht und die immer begründete, nicht bloß kategorisch verlangte Betonung des nötigen Respekts vor Schule, Geistlichkeit, Obrigkeit; ferner soziale Betrachtungen über die Notwendigkeit und die Folgen des Standesunterschiedes, daß es für den Bauern gar kein größeres Glück geben könne, als eben — ein recht guter Bauer zu sein, mit einem frommen sauberen Weib und tüchtigen braven Kindern.

Wirklich öde ist dagegen eine gleichfalls durchgehende Nacherzählung des Pentateuch mit oft sehr merkwürdigen

und willkürlichen Interpretationen (deren eine z. B. von der Schlange im Paradies beweisen will, daß sie Flügel haben mußte u. dgl.). Von der Geschichte der Patriarchen springt dann Stilling hinaus in die allgemeine Welthistorie, zuerst zu den Phöniziern und von da zu den Griechen, deren Mythologie er in den Grundzügen für seine Bauern wiedergibt — recht abenteuerlich.

Damit mag der wesentliche Inhalt des „Volkslehrers“ gekennzeichnet sein, keineswegs erschöpft; einzelne Jahrgänge fassen an 800 Seiten.

Besondere Bemerkung verdient der Erzählungsstil des Unternehmens. Lavater war mit der Art des „Volkslehrers“ nicht zufrieden. Stilling antwortete ihm 1781: „Da irrst Du. Das ist keine Sprache, die ohne Überlegung geschrieben ist. Seit etlichen Jahren hab ich in diesem Stil und Ton in den Kurpfälzischen Kalender geschrieben, über alles Erwarten und Denken wirken diese Aufsätze. Der gemeine Mann reißt sich drum ... Ihr Herren kennt nichts weniger als die Sprache des Bauern. Ihr seid in einem höheren Stand geboren, ich aber weiß, wo ich ihm ans Herz kommen kann, denn ich habe 22 Jahre unter ihnen gelebt und gewebt, ich kenne seine Sprache.“ (Vgl. auch Lehrb. d. Staatspw. § 329/30.) Man muß ihm darin gegen Lavater Recht geben. Er besitzt in der Tat ein ganz hübsches Talent zum populären Stil, der den „gemeinen Mann“ anzufassen weiß. Was auf den ersten Anblick den Gebildeten abstoßen mag, ist in Wirklichkeit eine wohlüberlegte Manier, der Stillings natürlicher, verwickeltem Satzbau abholder Stil (vgl. S. 77 u. 81) entgegenkam. Wie schon bei den Märchen und Sagen, so sucht er auch hier durch ausgedehntesten Gebrauch schmuckloser Koordination dem ungeübten Bauernverstand alles recht leicht eingänglich zu machen. Einige Beispiele.

1783 S. 195: „Es waren einmal ein paar arme Bauersleute, die hatten ein Häuflein Kinder, und sie mußten sich sehr plagen, daß sie Brod für sie hatten, es wurde ihnen blutsauer, aber sie arbeiteten fleißig und hielten

sich immer an Gott mit Beten und waren recht von Herzen fromm, und da kamen sie mit Ehren von einem Tag an den andern, und wie sauer es ihnen ward, so fehlte es ihnen doch nie an der Nothdurft; der Bauer hieß Ruprecht, und seine Frau Elisabeth ...“

Stilling sucht anschaulich zu reden und immer im Vorstellungsbereich der Bauern zu bleiben. In einem Aufsatz „Vom Steigen und Fallen der Familien“ sagt er: „Da hab ich so meine Merkzeichen. Wenn der Bauer anfängt, mit Pferden, Kühen und Ochsen zu handeln, und oft nach dem Wirthshaus zu gehen, dann denk ich, o weh! jetzt gehts zu Ende. Wenn der Handwerksmann am hellen lichten Tage des Werkeltags an der Thüre steht, und aus einer langen Pfeife raucht, dann weiß ich, daß bald Schränke, Bettwerk und Hausgeräthe feil wird ...“

Schier burlesk wird das bei der griechischen Mythologie, von der ich mir die Mitteilung folgender Blüte nicht versagen kann: „Nun regierte aber auf der Insel Creta um die Zeit ein König, Nahmens Saturnus, welcher einen Prinzen hatte, der Jupiter hieß ... der Prinz Jupiter war ein wackerer feuriger Jüngling, aber zugleich ein erstaunlicher Freund der Weibsleute, keine war sicher für ihm, wenn sie nur schön war. Dieser Jupiter schwärmte auf der See herum, und kam endlich nach Sidon in Phönizien, nun spazierte just die Europa, des Agenors aus Aegypten Tochter und des Cadmus Schwester, am Ufer des Meers, mein Jupiter nicht faul, flugs war er am Ufer, caperte das Mädchen weg, und führte sie fort ...“ (1784, 5. Stück.)

Kein Zweifel, daß die Bauern auch solches mit Vergnügen lasen, denn es ist auf ihren Ton gebracht. Und so sind auch die Rätsel, die Stilling, meist in miserablen Versen, gern zum Schluß des einen Stückes bringt, um sie im nächsten aufzulösen, auf ländliche Dinge und Begriffe eingestellt; ja auch Stillings lyrische Muse darf nicht untätig sein und wir finden zerstreut hier ein „Bauernlied“, dort ein „Erndtelied“, einfach, fromm, zu fromm, zum Teil wirklich empfunden:

Dunkelgrün ist nun der Wald
Weiß sind unsre Saaten
Alle Früchte reifen bald
Und sind wohl gerathen —.
Auch der Nachtigallen Sang
Hat schon lang geschwiegen
Und der Herbst mit leisem Gang
Kommt herangestiegen. (1782. S. 507.)

Ganz rasch können wir über eine Übersetzung der Virgilschen Georgica [1]) hinweggehen. Sie entsprang der Erkenntnis, daß auch die besten bisherigen Übersetzer „nicht genugsame Kenntniß der Landwirthschaft“ gehabt hätten. Später wollte Stilling nach dem Vorgang Garves, der über Ciceros „Pflichten“ Vorlesungen hielt, ökonomisch-philosophische Abhandlungen darüber schreiben. Aber nur die als Vorarbeit gedachte Übersetzung kam zustand. Er hielt sich dabei an den englischen Kommentar von Martyn und den lateinischen von Heyne, von denen er in Kleinigkeiten abweicht. Die Hexameter sind schlecht geraten; der nüchterne Zweck der Übersetzung entschuldigt einigermaßen den Mangel an poetischer Wiedergabe des Poetischen. Ein einziges Beispiel kann veranschaulichen, worauf es Stilling ankam etwa im Unterschied von der zwei Jahre später erscheinenden Vossischen Übersetzung, die, metrisch und sprachlich virtuos, durch das Prinzip genausten Anschlusses an das Original den Schöpfer der deutschen Odyssee doch nicht selten an und über die Grenzen des Erträglichen geführt hat.

Lib. II, 69: Inseritur vero et foetu nucis arbutus horrida.
Voß: Aber geimpft mit dem Säugling der Nuß wird der struppige Hagbaum.
Stilling: „Stachlichten Hagdorn kann man mit Reisern von Nußbaum pfropfen.

[1]) Virgils Georgicon [sic!], in deutsche Hexameter übersetzt. Mannheim 1787.

2.

Christlich-philosophische Bestrebungen.
Herder. Kant. Lavater.

Philosophisches Interesse. Begabung und Lektüre.

Herder.

Das 18. Jahrhundert war mit dem Titel des Philosophen freigebig. In seinem Sinne dürfen wir daher auch nach Jung Stillings Philosophie fragen. Er selbst war überzeugt, ein großer Kopf zu sein. „Die Philosophie," versichert er, „war eigentlich von jeher diejenige Wissenschaft gewesen, wozu sein Geist die mehreste Neigung hatte." Indessen war sie ihm nie Selbstzweck, sondern diente ihm nur als Stütze seines christlichen Glaubens, mit dem die wahre Philosophie unbedingt übereinstimmen müsse. Da er nun den Determinismus für den schlimmsten Feind der christlichen Religion hielt, so dreht sich all sein philosophisches Bemühen um diese Frage, die mit seinem Vorsehungsglauben zusammenhängt.

In Wirklichkeit war Stilling gar kein philosophischer Kopf. Ja, man muß sagen, daß ihm ein scharfer Verstand ganz besonders fehlte. Über diesen Umstand täuschte ihn hinweg eine in mancher andern Hinsicht reiche Begabung und sein äußerlich erfolgreiches Autodidaktentum, das ihm doch eine Stellung in der damaligen gelehrten Welt erwarb. Ungewöhnlich rasch erlernt er auf eigene Manier verschiedene fremde Sprachen (von deren solider Kenntnis allerdings kein Zeugnis vorliegt), auch auf der Universität ist er auf seine eigene Studiermethode, die „nicht einem jeden gegeben" ist (I, 271; R. 250), stolz, und mit genial

anmutender Leichtigkeit eignet er sich seine kameralistischen Kenntnisse an: „denn seine ganze Seele war System (I, 357; R. 334. Vgl. I, 307; R. 284); das staatswirthschaftliche Lehrgebäude entwickelte sich also vor seinen Augen ohne Mühe und er betrachtete das herrliche Ganze mit innigstem Vergnügen."

Ein bei so raschem Ergreifen großer Wissensgebiete wirksamer Faktor ist freilich auch eine gewisse Oberflächlichkeit. Und zum durchdringenden analytischen Denken fehlte ihm nichtsdestoweniger jede Anlage. Wir wollen nun sehen, wie Stilling mannigfache philosophische Lektüre nacheinander aufnahm und was er sich davon aneignete.

Da er vom Pietismus herkam, so bildete mystische Lektüre den Ausgangspunkt. Früh schon las er in Böhme, dazu Alchimisten und Rosenkreuzer, „alle, die er nur auftreiben konnte": Paracelsus, Graf Bernhard von der Trevisermark, Basilius Valentinus; auch „das goldene Kalb" des Helvetius wird erwähnt. In den Jahren der Wanderschaft trat dann die Mystik zurück, dafür moderne Philosophie und Naturwissenschaft in reinlicher Trennung in den Vordergrund: „Wolffs ganze Schriften" und „Gottscheds gesammte Philosophie"; Leibnizens Theodizee und Baumeisters kleine Logik und Metaphysik „demonstrierte er ganz nach" schon vor Straßburg. Die grundlegende Vertrautheit mit dieser Philosophie trat uns gleich in seinen ersten polemischen Schriften entgegen (vgl. S. 157). Zur Naturwissenschaft führte ihn seine Absicht, Medizin zu studieren; „Krügers Naturlehre" wird genannt. Beides setzt sich in Straßburg fort, wo er sogar auf seinem Zimmer ein gut besuchtes philosophisches Repetitionskollegium liest. Aber eben da tauchen auch wieder die mystischen und alchimistischen Interessen auf, denen ja damals auch Goethe noch nicht ganz ferne gerückt war. Wir finden in seinen Schriften die weiteren Namen des Sincerus Renatus, König Geber, die Aurea Catena Homeri, das Altertum der Magie von Eugenius Philaletha, den Baron Schröder, Johann Baptista, Helmont

Vater und Sohn, Georg von Wellings Opus mago-cabbalisticum und die „Fraternität des goldenen Rosenkreuzes“, worunter wohl das Joh. Val. Andreä zugeschriebene Buch zu verstehen ist.

Schon vor Straßburg, behauptet Stilling, habe es ihn beunruhigt, so viele Philosophieen und auseinandergehende Resultate zu sehen, da es doch in Wirklichkeit bloß eine Wahrheit geben könne. „Die wahre philosophische Kette haben wir noch nicht. Stilling glaubte diese zu finden, allein er fand sie nicht, und nun gab er sich ans Suchen, theils durch eigenes Nachdenken, theils in anderen Schriften, und noch bis dahin (1778) wandelt er traurig auf diesem Wege, weil er noch keine Auskunft siehet.“ Tatsächlich datieren die Bestrebungen, von denen hier die Rede ist, wohl erst von Straßburg ab (I, 241; R. 220 und I, 157; R. 139). Und nun war es in erster Linie Herder, der auf den Suchenden einen überwältigenden Einfluß gewann. „Dieser machte Stilling einen Umriß von Allem in Einem, ich kanns nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herdern . . .“

Über die weiteren Beziehungen der beiden Männer schweigt die „Lebensgeschichte“, wir müssen sie daher anderweitig verfolgen.

Herder erkannte Stillings „Umschränktheit“, behandelte ihn aber wohlwollender und nachsichtiger, als es sonst seine Art war (Goethe W. A. XXVIII, 322); „ein gläubiger Christ wie aus dem 2ten Jahrhundert . . .[1]) und von dem ich einen Bogen schreiben müßte,“ bemerkt er einmal (Herders Briefe an Hamann S. 109).

[1]) Der Zug zum Urchristentum kommt auch novellistisch zum Vorschein in der Nacherzählung der „Thekla“-Legende (XII, 345), in der Erzählung „Philomenes“ (XII, 382) und in dem gleichfalls in das erste Jahrhundert führenden „Schreiben eines reisenden Juden aus der Vorzeit“ (XII, 432); letzteres offenbar durch J. C. Pfenningers öde „Jüdische Briefe“ angeregt.

1771 glaubte Stilling — das Tifteln über solchen Gegenständen hatte er von seinem Oheim Johann — irgendein brauchbares mathematisches Instrument erfunden zu haben, schrieb darüber einen anscheinend reichlich mystischen Traktat und schickte ihn nach Göttingen an Abrah. Gotthelf Kästner, der dem Ding zum Druck verhelfen sollte. Aber Kästner erwiderte in einer brieflichen Kritik des Manuskriptes, diese und ähnliche Erfindungen anderer seien längst veraltet, dafür lasse sich kein Verleger finden. Deprimiert erzählt dies Stilling Herdern in einem erst durch Goethes Hände gehenden Klagebrief (Goethes Begleitschreiben W. A. I, 256).

Von Elberfeld und Lautern aus korrespondierte Stilling weiterhin mit Herder bis zum Mai 1780, wo ein unangenehmes Mißverständnis wegen Bezahlung einer von Stilling für Herder besorgten Lieferung Wein dem Briefwechsel ein Ende gemacht zu haben scheint[1]).

Trotzdem las Stilling nach wie vor des verehrten Mannes Schriften. Die ganze Zeit über beschäftigt er sich nebenher mit dem Ausspinnen der großen Philosophie, von der er träumt. Lavater, dem er darüber berichtet, dämpft den Eifer: „Von deinem philosophischen Versuch versprich mir noch nicht zu viel. Doch will ich anhören“ (Vömel, S. 6). Aber erst 1787 erschien das so lange und mit so großen Hoffnungen auf dem Herzen getragene Werkchen anonym unter dem Titel: „Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit; denen Herren von Dalberg[2]), Herder und Kant gewidmet.“[3])

[1]) Stillings Brief über diese Angelegenheit im Herdernachlaß der Kgl. Bibliothek Berlin.

[2]) Karl von Dalberg, Verfasser der von Herder rezensierten „Betrachtungen über das Universum“.

[3]) Das verschollene Büchlein, von dem ich nach langem Suchen in Königsberg ein Exemplar auftreiben konnte, fehlt in jedem Verzeichnis Stillingscher Schriften und wird hier zum ersten Mal besprochen. Stilling selbst schweigt von seiner Vollendung und seinem Erscheinen in der „Lebensgeschichte“; er läßt es bei jenen Vorausdeutungen bewenden; auch

Die „Blicke" — ein beliebter Titel der Zeit — stellen nur eine „Skizze" dar zu einem geplanten großen mystisch-kabbalistischen System, dessen Verfasser aber durchweg mit der ehrlichen Miene des reinsten Experimentalphysikers arbeitet.

Die ganze Natur, einschließlich Gott, wird darin als eine große „Kette" betrachtet, die aus 9 Gliedern besteht. Die 7 ersten umfassen die irdische Welt einschließlich des auf der Erde lebenden Menschen, die beiden letzten die Geisterwelt und Gott. Jedes Glied der Kette besteht aus je 7 Kraftstufen, von denen die vier ersten wechselweise parallel und konträr sind, während die 3 letzten sich aus dem Zusammenwirken der 4 ersten ergeben. Im Prinzip bleiben die 7 Kraftstufen immer dieselben, sie werden nur von einem Glied der Naturkette zum andern modifiziert und erhöht. Somit steigen wir auf: von der einfachen Materie (I. Glied der Kette), aus deren 7 Kraftstufen sich das Sonnensystem (II) bildet, zur irdischen Natur d. h. unserem Planeten (III): Kosmologie. Die auf der Erde entstandenen organischen Elemente (IV) kommen im Pflanzenreich (V) und Tierreich (VI) je zu einer höheren Organisation: Organologie. Noch höher modifizieren sich die 7 Kraftstufen in der Menschenseele (VII): Psychologie. Endlich steigen sie, in den körperlosen Geistern noch weiter erhöht (VIII: Pneumatologie), zur höchsten Vollendung im Wesen Gottes (IX: Theologie), dessen Kraftschema durch 7 hebräische Gottesnamen dargestellt wird [1]).

---

in anderen Schriften fehlt jeder Hinweis darauf. Es war ihm doch nicht ganz wohl bei der Sache und er war der Anonymität froh, als der erwartete Beifall ausblieb. Sein eigener Sohn, der später die „Sendschreiben" herausgab, bemerkt bei einem an Stilling gerichteten Brief, in dem das Büchlein erwähnt wird: „Diese Schrift wird Stilling zugeschrieben; ob mit Recht weiß ich nicht."

[1]) Eine breitere Wiedergabe der 9 mal 7 Kraftstufen in der „Allgemeinen Litteraturzeitung" 1787, S. 353 in einer Rezension, die dem verfasserlosen Werkchen ratlos gegenübersteht.

Diese ganze Enzyklopaedie der Wissenschaften drängt Stilling in 271 Paragräphchen zusammen. Oft nebenbei löst er die schwierigsten metaphysischen Probleme mit einem Handgriff: Willensfreiheit, Verhältnis von Leib und Seele usw. Nachdem er mit Hilfe der veralteten phlogistischen Theorie die Organisation der Planeten zusammengebracht hat, sagt er: „ich kann mit Wahrheit sagen, daß sich durch mein philosophisches System erstaunlich wichtige Geheimnisse der Natur entwickeln lassen."

Die Schrift ist für die Beurteilung Stillings wertvoll, weil sie überraschend beweist, wie tief Stilling selbst in seiner aufgeklärtesten Periode noch ernsthaft in den dunkelsten geistigen Strömungen seines Jahrhunderts steckte. Der Gedanke, der die gesamte Weltorganisation als ein stufenmäßiges Aufsteigen begreift, ist durch weit bis in die Geschichte der alten Mystik hinaufreichende Erbfolge echt rosenkreuzerisch und verklärt als ursprünglich wahrer Tiefsinn die zahlreichen rosenkreuzerischen Elaborate von übrigens massivstem Unsinn. Das gilt auch von Stillings „Blicken". Ein spezieller Einfluß von Jakob Böhmes[1]) 7 Naturgestalten ist nicht zu sehen. Der zum Teil durchgeführte, zum Teil nur vorschwebende große Entwicklungsgedanke wird verunstaltet durch zahlenmystische kabbalistische Schemata, in denen sich des befreundeten Hasenkamp Einfluß geltend macht, unterbrochen durch das persönliche Eingreifen Gottes, und ist gestützt durch nur mangelhafte physikalische Kenntnisse, denen Kants berühmte „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" für die mechanische Kosmogonie zustatten gekommen ist.

---

[1]) Überhaupt darf seine Wirkung auf Stilling nicht überschätzt werden. Stilling fällt zwar oft Urteile über ihn im Tone des Kenners. Dagegen schreibt er dem Antistes Merian (Baseler Jahrb. 1894. S. 96) 1808, er habe „wenig" von Böhme gelesen. Andererseits 1810 an Fouqué (Briefe an F. S. 168): ...„sein majestätisches theosophisches System ist mir längst bekannt ... ich habe Böhmes sämmtliche Schriften und sie sind mir theuer."

Weit wichtiger ist aber die Rolle, die **Herder** für die Schrift spielt. Sie leuchtet ein, wenn man beobachtet, daß Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung anstellt, die den Schritt macht von rosenkreuzerischer Ahnung zur naturforschenden Wissenschaft. Die Zusammenfassung seines Gedankenganges, die Herder im 5. Buch des I. Teiles (Suphan XIII, 167 vgl. 49) gibt, könnte man unverändert auch als Inhaltsangabe vor Stillings „Blicke“ setzen: „Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von den Pflanzen zum Thier, von diesen zum Menschen sehen wir die Form der Organisation steigen ...“ Herder, der auch noch von einer „**Kette** aller aufeinander dringenden Kräfte“ (ebd. S. 169) spricht, läßt die wahrnehmbare Reihe beim Menschen stillstehen und begnügt sich mit der vorsichtigen Andeutung einer Fortsetzung der bisherigen „Progression“: „Der jetzige Zustand der Menschheit ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten.“ Mit diesem Gedanken bricht Herder seinen I. Teil weise ab, ohne ihn im folgenden fortzusetzen. Nichts ist charakteristischer für Stilling, als daß er sich eine solche Gelegenheit, ins Geisterreich hinüberzugreifen, nicht entgehen ließ. So finden sich denn hier bereits die Ideen seiner späteren Geisterlehre *in nuce* entwickelt, und speziell für die bösen Geister sorgte er in seiner Kosmologie voraus, indem er zu ihrem Aufenthalt im Innern der Erde einen Hohlraum entstehen ließ.

Das ist der „Umriß von Allem in Einem“, den ihm Herder machte, wenngleich er ihn nicht faßte. Aber noch mehr gab Herder. Im Schlußwort sucht Stilling — eigentlich die Quintessenz des Ganzen — die glatte Übereinstimmung seines Systems mit dem biblischen Schöpfungsbericht darzutun. Die 7 Schöpfungstage sind 7 beliebig lange Perioden. Die weitere Siebenteilung seines Systems bittet er, ja nicht für Schwärmerei zu halten: „Was kann ich machen, ich finde es so in der Natur.“ Er sucht die alte Bibelhieroglyphe und entdeckt in der Genesis „das

älteste Dokument vom Anfang unseres Sonnensystems, oder von unserer Erde, nämlich die poëtische Erzählung Mosis von dieser Sache". Moses schreibe ja „augenscheinlich ein Volkslied der Vorwelt von der Schöpfung ab". Dieses Lied aber könne nur durch Offenbarung an die Menschen gekommen sein, da es so genau mit Stillings Theorie übereinstimme, die doch auf wissenschaftlichem, d. h. den Urmenschen nicht gangbarem Weg entstanden sei. „Meine Beschreibung der Schöpfung ist auf die Natur gegründet und diese alte dichterische Urkunde, die so einfach und schön die Sache erzählt, schließt sich genau daran an, beydes kömmt überein." Ja, Stilling geht soweit, selbst die Erzählung vom Probegesetz und Sündenfall für „eine alte poëtische Sage" zu erklären, welcher freilich unwiderlegliche Tatsachen zugrunde liegen müßten.

Mitten in einer sich anschließenden Darlegung der Geschichte der geheimen Systeme von den alten Weisen an bricht das sonderbare Werk, mit dem der Freimaurer den „Eingang zum Königlichen Weg" gefunden zu haben glaubt, nicht weniger sonderbar ab mit den Worten: „Doch hier will ich lieber schließen, um nicht zu weit in den Text zu kommen, wer Augen hat zu sehen, der sehe, und wer Ohren hat zu hören, der höre die Stimme der göttlichen Offenbarung. Ich war willens, meine Anmerkungen weiter fortzusetzen, aber eine Warnungsstimme befiehlt mir, zu schweigen. Leser, urtheile nicht, bis du urtheilen kannst!!!"

Die Selbsttäuschung, mit der Stilling in diesem unqualifizierbaren Büchlein etwas Eigenes und Wertvolles zu bieten glaubte, ist fast unbegreiflich. Er scheut sich nicht, Kant, Herder und Dalberg „feyerlich und öffentlich" zu bitten, „meine Gedanken zu prüfen, und womöglich das Brauchbare Ihres und meines Systems zu vereinigen"!

Kant, der um diese Zeit ja längst kein Buch mehr las, verschenkte das ihm übersandte Exemplar an Hamann, der sich über ein Geschenk von Kant freute, aber sich außer Stand erklärte, „das Schaugericht zu genießen" (Roth VII, 355).

Der das Herdersche Dedikationsexemplar begleitende Brief ist erhalten (Herder-Nachlaß der Kgl. Bibliothek Berlin), offenbar der erste seit jenem Konflikt im Jahre 1780: „In Straßburg werden Sie schon meinen Drang nach einer fruchtbaren Philosophie bemerkt haben. Ich habe seit der Zeit gedacht. [Zeitmangel ...]... Darum sind es aber auch nur Blicke. Prüfen Sie beykommendes. Ich will aber noch zur Zeit ganz anonym bleiben.“ Die erkalteten Beziehungen wurden aber anscheinend von Herder doch nicht wieder aufgenommen. Dagegen verharrte Stilling in seiner Verehrung, namentlich für den orientalischen Religionsforscher, und legte davon noch 1793 in seinem letzten großen Roman, dem „Heimweh“, Zeugnis ab.

Aber nur die „Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit“ erklären die begeisterten Worte über Herder in der „Lebensgeschichte“.

Kant.

Ein näheres Interesse für Kant begann bei Stilling erst nach dem Erscheinen der „Blicke“. Durch seinen Freund Mieg angeregt, las er 1788 die „Kritik der reinen Vernunft“; sie machte einen außerordentlichen Eindruck auf ihn (I, 444; R. 417). Durch den darin enthaltenen Beweis, daß die Idee der Welt nicht ein Gegenstand möglicher Erkenntnis sein könne, fühlte er sich auf einmal befreit von den deterministischen Zweifeln, die ihn angeblich 20 Jahre lang heftig beunruhigt hatten. Die hier vorgenommene Eingrenzung der Vernunft berührte ihn wie eine bedeutende Offenbarung. „Ihre Philosophie,“ schrieb er bewundernd an Kant (Ges. Schriften IX, 7), „wird eine weit größere, gesegnetere und allgemeinere Revolution bewirken als Luthers Reformation.“ Dann folgt gleich die Anwendung des Christen: „ihre wohlthätigen Wirkungen werden die Religion Jesu auf ihre ursprüngliche Reinigkeit, wo sie bloß Heiligkeit zum Zweck hat, führen.“ Kant antwortete freundlich (nach

dem erhaltenen Konzept ebd. S. 10, das nicht ganz mit Stillings Wiedergabe I, 445/6; R. 417 übereinstimmt): „Sie thun auch daran sehr wohl, daß Sie die letzte Befriedigung Ihres nach einem sichern Grund der Lehre und der Hoffnung strebenden Gemüths im Evangelium suchen, diesem unvergänglichen Leitfaden wahrer Weisheit, mit welchem nicht allein eine ihre Spekulation vollendende Vernunft zusammentrifft, sondern daher sie auch ein neues Licht in Ansehung dessen bekömmt, was, wenn sie gleich ihr ganzes Feld durchmessen hat, ihr noch immer dunkel bleibt, und wovon sie doch Belehrung bedarf." Später las Stilling auch noch die „Kritik der praktischen Vernunft" und andere Schriften Kants, sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, da Kant an Stelle der versagenden reinen Vernunft nicht die Bibel, sondern ein Stilling nicht faßlich scheinendes reines Moralprinzip setzte, dessen Bekämpfung von da an zu seinen ständigen Themen gehört. Daher schreibt er an Heß (Vömel, S. 86): „Hätte Kant weiter nichts geschrieben [als die Kr. d. r. V.], so würde er den Sieg der Weisheit davon getragen haben, aber durch seine folgenden Schriften verdarb er alles wieder."

Um so mehr hielt sich Stilling an den Gewinn, den er aus der Kritik der reinen Vernunft zog: die von Kant aufgestellten Antinomieen schienen ihm geeignet, die ganzen Prinzipien der gefährlichen Aufklärungsphilosophie schlagend ein- für allemal ad absurdum zu führen, und so nahm er denn die beiden ersten, sogenannten mathematischen Antinomieen, vorwiegend die erste, auf Raum und Zeit bezügliche, in sein altes rationalistisches Rüstzeug (vgl. S. 156 f.) auf und lebte jetzt der Überzeugung, daß durch „dieses mein philosophisches System" alle Rätsel des Daseins endgiltig gelöst seien. Seinen angeborenen, beträchtlichen Optimismus des Gefühls glaubte er jetzt intellektuell legitimieren zu können durch das nachweisbare Versagen der Vernunft.

Die Schriften von dieser Zeit ab weisen nun in nie ermüdender Wiederholung kürzere und längere Demon-

strationen auf, in denen jedesmal als das Allerneuste dem verblüfften Aufklärungsmann (Briefe an Fouqué, S. 175) die besagten Antinomieen nach allen Regeln der Kunst vorgeritten werden; wenn dann die Vernunft, von sich selbst besiegt, am Boden liegt, dann ist allemal bewiesen 1) die unumgängliche Notwendigkeit einer höheren Offenbarung, 2) ihr Vorhandensein in der Heiligen Schrift, 3) die Möglichkeit der Wunder (da das Kausalgesetz nur für die Erkenntnis des Menschen, nicht für die Aktionsfähigkeit Gottes gilt!); ja die Göttlichkeit einer Offenbarung ist gerade und allein danach zu entscheiden, daß sie „nicht in den Regeln der Natur gegründet" ist, sondern dem sinnlichen Kausalprinzip widerspricht. Aus diesem Grunde ist also die Erscheinung Christi in jeder Hinsicht eine evidente Offenbarung [1]). Eine große Abfertigung der gesamten Aufklärung mit diesen Mitteln bildete dann einen Kernpunkt des „Heimweh", für welches neben Kant und Herder auch Lavater von Bedeutung ist.

Lavater.

Stillings Verhältnis zu Lavater ist ein ganz anderes als das zu Herder und Goethe. Sie zogen sich an, ehe sie sich gesehen hatten, denn sie standen auf gemeinsamem Boden, der sie zugleich von Goethe wegführte. Dabei waren sie selbst doch recht verschiedener Natur, und auch in wichtigen religiösen Ansichten gingen sie so stark auseinander, daß nur eine wahrhaft christliche Bruderliebe sie nichtsdestoweniger dauernd zusammen-

[1]) Ein Muster solchen immer mit denselben logischen Sprüngen durchgeführten Beweisganges findet sich in Ewalds „Urania" I, 161 ff. und 257 ff.: „Die Wahrheit der christlichen Religion, apodiktisch bewiesen aus der menschlichen Natur," einem Dialog zwischen dem „gegründeten philosophischen Christen" Hellmuth und dem „wahrheitliebenden Zweifler" Dämmerling; formal zweifellos eine Nachbildung von des mehrerwähnten Edelmann „Moses mit aufgedecktem Angesicht" (1740), wo das Gefecht in umgekehrter Richtung geführt wird: Lichtlieb bestreitet dem Freund Blindling den Offenbarungswert der Schrift und den Inspirationsbegriff.

halten konnte. Lavater war das weitaus größere Original; feurigen Gemüts und voll religiöser Aktivität, unterschied er sich von dem heimlichen Quietisten, der das Religiöse immer mehr in sich hineinsog als ausstrahlte — denn in seinen ewigen polemischen Emanationen ist das Wesen seiner Religiosität nicht zu greifen. Als Denker war Lavater sicher der Überlegene, aber trotzdem der Schwärmerei und dem Betrug leichter zugänglich als jener. Doch haben beide in der Frage der Geistererscheinungen usw. den gleichen Standpunkt: daß bei 999 Täuschungen oder Fälschungen ein tausendster echter Fall genüge, um zu glauben und die Konsequenzen zu ziehen.

Im Juli 1774 trafen sie sich zum erstenmal in Elberfeld, nachdem Lavater schon im Frühjahr sich von Hasenkamp hatte Stillings Porträt kommen lassen (Briefw. zw. Lav. u. Hask. S. 196 u. 220, 1). Sie „gewannen sich lieb", und Stilling wurde für die Physiognomik gezeichnet; ein Briefwechsel setzte die Beziehungen fort.

Stillings Schriftstellerei stand Lavater meist kritisch gegenüber (Lav. vermischte Schriften II, 202/4). Der Streit mit Nicolai gefiel ihm nicht, und er schrieb bei diesem Anlaß: „Bruder Jung, du bist ein herrlicher Mensch und Gott gebe dir viel Wahrheit und Einsicht, aber zum Schriftsteller unserer Zeit scheinst Du mir nicht geboren zu sein." (Allerley gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer. Frkf. u. Lpzg. 1776 [Anonym von Ehrmann und Kaufmann] I. 106.) Lavater, der dem Sturm und Drang gegeben hatte, sah gar wohl, daß Stilling eben demselben nur mühsam anempfindend und innerlich ganz fremd gegenüberstand.

Die „Physiognomischen Fragmente" bekam Stilling 1775 bei Goethe zu Gesicht. Die „Nathanaelsseele", die ihm Lavater in der darin enthaltenen schönen Charakteristik (Ph. Fr. I, 208) beilegte, quittierte Stilling 1789 im „Häuslichen Leben", wo er von Lavaters „Evangelisten-Johannesgesicht" spricht. Auch sonst nimmt er des öfteren auf des Freundes Physiognomik Bezug, bald bewundernd,

bald ironisch (I, 229, 284, 325; R. 208, 263, 302; ferner VII, 244. VIII, 53).

1794 kam Lavater auf der Rückreise von Kopenhagen durch Marburg, wobei die Freundschaft noch enger geknüpft wurde. Stillings „Heimweh“ versetzte ihn dann in große Begeisterung, wie er sich auch schon über die Lebensgeschichte entzückt geäußert hatte [1]). Doch war es ihm eine große Enttäuschung, vernehmen zu müssen, daß die ganze Geschichte Fiktion und Allegorie sei. Andererseits tadelte er sehr richtig: das Werk sei „zu philosophisch für Christen“ und „zu wenig philosophisch für philosophische Leser“ (Vömel, S. 14). Vielleicht in Verfolg dieser Fragen wurde dann 1797 ein Kriegsjahr für die beiden. Stilling bekämpfte Lavaters Thomasglauben, d. h. seine unerschütterliche Erwartung einer sinnlichen Manifestierung Christi, den „Zeichen- und Wunderhunger“ aufs allerschärfste: „wenn Du nur einmal von Deinem Steckenpferd stiegest, und es in die Welt jagtest“ (Vömel, S. 30). Gereizt schreiben sie sich gegenseitig „innigst betrübende“ Briefe mit harten Vorwürfen, auch über die Frage der Gebetserhörung können sie sich keineswegs einigen; die üblichen Mißverständnisse verschlimmern den Konflikt, und noch Stillings letzterhaltener Brief in dieser Angelegenheit zeigt einen Kompromiß, der die Sache mehr zur Seite legt als zum Austrag bringt.

1799 ließ Stilling Lavater durch Heß ausrichten, er habe eine Ahnung bekommen, daß sie beide, Stilling und Lavater, den Märtyrertod für die Sache der Wahrheit erleiden müßten (Vömel S. 66. Vgl. I, 515; R. 487). Als dann Lavater bald darauf von dem Unglück betroffen wurde, das Stilling immer so ansah, als wäre er um des Evangeliums willen geschossen worden, da stellte sich rasch die alte Herzlichkeit wieder her. Doch hinderte das

[1]) Voll Einfalt, Treu und ohne Schwung
Geistlügender Begeisterung
Schriebst Du Dein Leben, lieber Jung.

nicht, daß Lavater fortfuhr, Stillings Schriften Mangel an Geschmack und Delikatesse, Trivialitäten, Krudität und Verdammungssucht vorzuwerfen und immer wieder mehr logische Schärfe und Präzision zu verlangen. Dieser entschuldigte sich mit seinem Bildungsgang und Arbeitsüberlastung; am meisten schmerzte ihn sichtbar der Vorwurf der schwachen Logik; als er den Lesern des „Grauen Manns“ die Einwände eines „sehr verehrungswürdigen Freundes“ offen vorlegte (VII, 276), da unterdrückte er gerade diesen Punkt, weil der seine Eigenliebe am stärksten traf.

Ebenso machte Lavater gegen die Künsteleien von Stillings Apokalypsenerklärung bis in die letzten Tage seines Schmerzenslagers eine überaus gesunde Opposition; er fand in diesen erzwungenen Auslegungen alles weniger als „Weisheit und Verstand“, er nannte sie „willkürlich“, „unnatürlich, lächerlich und toll,“ wie er sich auch gegen Hasenkamps „Cabbalistikomanie“ stets kräftig verwahrt hatte (Briefw. S. 109).

Die Freundschaft wurde dadurch nicht mehr erschüttert; sie blieb herzlich, bis Lavater ausgelitten hatte. Er hinterließ dem treuen Mitchristen einige Verszeilen voll Bewunderung.

Stilling hat von Lavater viel empfangen. Seine Ansichten über Geister und Geisterreich sind im höchsten Maß von Lavater abhängig. Den Grundgedanken der Physiognomik hat er sich zu eigen gemacht, ohne sich je für die Beobachtung von Einzelzügen weiter zu interessieren: er sieht allgemeinhin in jedem Christenantlitz die majestätischen Spuren eines hohen geistigen Kampfes, den strahlenden Ausdruck der inneren Ruhe und des Friedens. Eine gute Charakteristik Lavaters, in dem das physiognomische Interesse und das Verlangen nach Christus unmittelbar zusammenhingen, gab er im „Grauen Mann“ (VII, 335). Und noch zu seinen Lebzeiten nahm er den Freund, den begeisterten und doch methodischen Sucher des idealen Christusbildes, als wichtige Figur in seinen „Heimweh“-roman auf. Diesem können wir uns nunmehr zuwenden.

„Das Heimweh."

„Das Heimweh"[1]) ist Jung Stillings größter und berühmtester Roman, der in Rußland, Skandinavien, England, Amerika und Asien seine Leser fand und in viele Sprachen übersetzt wurde, sogar ins Arabische (Revue germanique 1905, S. 174). Uns kann er in seiner ganzen Breite doch nur auf jeder Seite bestätigen, daß seinem Verfasser künstlerische Fähigkeiten abgehen. Im Unterschied von den rasch verfertigten früheren Romanen hat er aber eine längere Vorgeschichte. Die Anfänge (vgl. I, 483; R. 454 u. V, 263) der Konzeption führen bis ins achte Lebensjahr zurück, wo Stilling zum erstenmal Bunyans Christenreise las und mächtig gepackt wurde. Von da an ließ ihn der Gedanke einer neuen Christenreise nicht mehr los[2]). In Straßburg wollte er ein solches Werk in Hexametern beginnen, „es wurde mir aber widerrathen." Dagegen fand später in Heidelberg ein „berühmter Dichter", offenbar Matthisson, an den nunmehr unternommenen Versuchen Gefallen. Dennoch unterblieb die Fortsetzung, hauptsächlich aus inneren Gründen. Die französische Revolution mit ihren gesamten Wirkungen und das gleichzeitige Studium Kants waren indes geeignet, auf den Plan des Werkes günstig einzuwirken: erwuchs doch in jener dem Christentum eine mächtige Gegnerin, während sich in Kants Philosophie eine treffliche Waffe gegen die anmaßende Aufklärung anbot. So war es nur noch ein

---

[1]) Über das Wort vgl. Kluges Zeitschrift für Deutsche Wortforschung II, 234 ff. (und XI, 27 ff.), wo der schweizerische Ursprung und der zuerst rein medizinische Charakter desselben nachgewiesen wird. Seine große Verbreitung gewinnt es erst im 19. Jahrhundert. Stilling ist nicht der erste, der es in religiösem Sinn gebraucht, wohl aber der erste, der einen Roman damit überschreibt, nachdem einzig Matthisson mit einem „Heimweh"-gedicht im weltlichen Sinn zwei Jahre früher vorausgegangen war. Zu der jetzt erst beginnenden Popularisierung des Wortes im weiteren Sinn hat also zweifellos Stillings unglaublich viel gelesenes Buch ein Erhebliches beigetragen.

[2]) Ganz Bunyanisch ist die Erzählung „Sulamith" XII, 361.

äußerer Anstoß, als 1793 ein Verleger Stilling aufforderte. „wieder etwas Ästhetisches zu schreiben.“

Alsbald machte er sich an die Arbeit, und er versichert, das ganze Buch in einem überschwenglich-traumhaften Zustand geschrieben zu haben.

Der Grundplan des vierbändigen Werkes — eine auch nur annähernde Inhaltsangabe würde viele Seiten beanspruchen — ist folgender:

Die Herrschaft des großen orientalischen Monarchen, die sich von Rechtswegen über ganz Europa erstreckt, ist gegenüber dem um sich greifenden Abfall, wie er von Frankreich aus durch eine weitverzweigte geheime Gesellschaft mit Betrug und Gewalt verbreitet wird, schwer bedroht. Deshalb hat der große Monarch auch seinerseits einen Orden errichtet, dessen Glieder sich ebenso im Geheimen über die Erde ausbreiten, alle Anhänger ihres Fürsten sammeln und mit ihnen nach Osten ziehen, um dort das reine Friedensreich zu gründen. Die Ordensglieder, die „Kreuzritter“ und „Felsenmänner“, steigen durch vorgeschriebene Prüfungen von einem Grad zum andern empor, bis sie sich würdig erwiesen haben, in dem kommenden Reiche Solyma eine hohe Stellung einzunehmen. Organisator des Bundes ist der mit übernatürlichen Kräften ausgestattete „graue Mann“. Die Sehnsucht nach jenem östlichen Reich, von dem die Berufenen unwiderstehlich erfaßt werden, ist das „Heimweh“. Den Gang nun eines auserwählten jungen Kreuzritters durch alle Proben hindurch bis zum herrlichen Ziel will uns der Heimwehroman schildern.

Christian von Ostenheim wird nach sorgfältigster Erziehung durch seine längst dem Bunde angehörenden Eltern von einem geisterhaft erscheinenden Felsenmann zum Kreuzritter geweiht und muß nun unter dem Bundesnamen Eugenius die Reise nach dem Orient antreten mit vorgezeichneter Route über Frankfurt, Augsburg, München, Wien, Konstantinopel, Ägypten. Sein braver Diener Hans Ehrlich reitet mit ihm als ständiger Begleiter. Die Reise bringt zahllose episodische Erlebnisse, durch welche der Kreuzritter erprobt und zugleich belehrt wird. Dabei taucht immer wieder unvermutet der graue Mann auf, vor dem die Feinde erblassen: ein furchtbarer Rächer des Bösen, ein erhabener Freund und Schützer der Guten, Armen, Gedrückten. Unterwegs verlobt sich Eugenius mit einem rätselhaften Bauernmädchen, durch deren unheimliche Gesichtslarve eine überirdische Schönheit hindurchschimmert, sie heißt Urania Sophia von Edang. Die Ehe mit ihr darf er aber erst nach Vollendung der wichtigsten Prüfungen schließen, seine Treue muß erst erprobt werden. Bald darauf gelangt Eugenius auf das Schloß der Frau von Eitelberg, die ihn an Urania und dem Reich des großen

Monarchen irre machen und durch die eigene Tochter verführen will. Nur der graue Mann rettet ihn vor dem Fall. Nach einem längeren lehrreichen Aufenthalt bei einer Menschen- und Wahrheitforschenden Gesellschaft unter Führung eines bedeutenden Mannes Namens Forscher bringt die ränkereiche Frau von Traun auf Bilenitz den Eugenius aufs neue in schwierige Situationen, zu denen ein von den Jesuiten dirigiertes Fräulein von Nischlin beiträgt. Alle diese Verführer, denen Eugenius immer nur mit Hilfe des grauen Manns entgeht, gehören dem feindlichen Bunde an. Auch in Konstantinopel und Ägypten harte Proben: Gefangennahme und Todesnot, langer Aufenthalt bei den Arabern. Dabei lernt er immer weitere Kreuzritter kennen, die alten tauchen hie und da auf, um wieder zu verschwinden. Antonius Merk, der Zeichenmeister Forschers, bereitet ihn endlich zu der letzten bedeutenden Probe vor, die in einer ägyptischen Pyramide stattfindet. Hier, wo er sich durch ein Labyrinth von Kammern und Gängen, durch Sturm, Wasser, Kälte und Hitze hindurch, hinauf und hinab, kreuz und quer finden muß — hier wird er in dreifachem Unterricht durch ein Kollegium von Felsenmännern belehrt und examiniert und endlich selbst zum Felsenmann geweiht: nun erst ist er imstand, die gefährliche Frau von Traun, die an der Spitze des feindlichen Ordens steht, mit Kraft und Überzeugung zu bekämpfen.

Aber Prüfung und Unterricht ist damit noch keineswegs beendigt. Ehe er nach Jerusalem kommt, wird Eugenius im Kloster Canobin am Sinai von einem Philosophen weiterhin ausgebildet, auch wird er noch einmal von feindlichen Sendboten gefangen. Dann erst gelangt er in die Gewölbe des Tempelbergs zu Jerusalem, wo noch die alten heiligen Geräte, darunter die Bundeslade, stehen; eine große Zahl Eingeweihter findet sich hier zusammen, und nun wird Eugenius feierlich mit Urania vermählt und durch eine Kabinetsordre des Monarchen zum Fürsten der Erstgeborenen und Versiegelten ernannt, die er in das Land ihrer Bestimmung zu führen und dort zu regieren hat.

Nun setzt der Fürst Eugenius, der bis hieher selbst erzählt hat, mit einer Karawane von Auserlesenen, die beständig Zuzug erhält, oft durch Personen merkwürdigen Schicksals, seine Reise fort. Unter anderm schließen sich 6000 parsische Familien, die ein Kreuzritter schon vorher bekehrt hat, dem Zuge an; auch mehrere asiatische Fürsten, deren seltsame Bekehrungsgeschichte erzählt wird, beschleunigen den „großen und erhabenen Fortgang" der Sache; ein feierliches Dankfest wird veranstaltet. Aber noch einmal wird Eugenius zu erneuter Prüfung seiner Regentenfähigkeit berufen, diesmal nach Yespera, einer paradiesischen Gegend mit wunderbaren Bauwerken. Die Prüfung vor dem orientalischen Konsistorium endigt mit einer flammenden Erscheinung des Parakleten, des höchsten Statthalters des Monarchen, der den Eugenius in seinem Fürstentum bestätigt. Dieser kehrt zurück

und regiert jetzt mit der wahren Weisheit und Selbständigkeit sein auf 150 000 Seelen angewachsenes Volk. Er richtet ein Ministerium ein und gelangt endlich nach Samarkand; nun werden die Völker eingeteilt und eine Verfassung festgelegt, „ein Musterstück der Polizey und Gesetzgebung.“ Durch die Tätigkeit der Kreuzritter sehen wir das Heer bis zu einer halben Million anschwellen, das sich nun dem Bestimmungsort Solyma zuwälzt. Eugenius wird vom chinesischen Kaiser Kien-Long, der selbst das Heimweh verspürt, brieflich begrüßt. Nach einer letzten Berufung zur allerhöchsten Audienz am Hof des Parakleten baut Eugenius sein Reich Solyma und seine Residenz Uranienburg aus. Doch verhindern die weisesten Verordnungen, die er erläßt, nicht, daß doch noch allerhand Störungen eintreten; vor allem sind die Heimwehkranken zur Schwärmerei geneigt, und Eugenius muß scharf eingreifen.

Eine letzte große Gefahr droht durch Frau von Traun. Sie hat durch Abgesandte in dem neuen Reich eine Verschwörung angezettelt und ist im Begriff, mit großem Heer in Solyma einzufallen. Aber Eugenius entdeckt noch rechtzeitig den durchgrabenen Berg und wehrt das Unheil ab. Mit einer Rosenkreuzerschwärmerei, die Eugenius in seinem Reich zu überwältigen hat, schließen die Ereignisse des Buches, wenn auch nicht dieses selbst.

Das hier Gegebene ist nur ein Gerippe, um welches sich eine Masse von Episoden, Autobiographieen der Neuhinzukommenden, rein eingeschobene Unterhaltungserzählungen, Aphorismen-Komplexe usw. in wirrer Fülle ranken. Vom dritten Teil ab wird der Roman schon dadurch ungenießbar. Dazu kommt nun aber durchgehend die Allegoristik der Personen, Dinge und Verhältnisse, die so peinlich und kleinlich durchgeführt ist, daß der zu ihrem Verständnis geschriebene unentbehrliche „Schlüssel“ ein eigenes Buch ausmacht.

Und zwar ist die verhüllte Bedeutung nicht einfach, sondern dreifach. Einmal ist die Reise des Eugenius die typische Lebensreise des wahren Christen mit allen ihren Anfechtungen und Hindernissen; weiterhin bedeutet sie aber den historischen und zukünftigen Gang der wahren christlichen Kirche (z. B. meint die Verlobung des Eugenius mit Urania den Zeitpunkt der Reformation); nicht zuletzt aber ist das Ganze prophetisch zu nehmen: eben ein solcher Eugenius wird tatsächlich auch einmal kommen und die Versiegelten um sich sammeln.

Der I. und II. Teil enthalten zusammen 7 Bücher, die in ihrem Fortschritt den 7 Stufen der mystischen Heiligung entsprechen. Die Ereignisse jedes einzelnen Buches aber stellen wiederum je 7 Epochen für Eugenius dar, die der „Schlüssel" sorgfältig numeriert. Im III. und IV. Teil unterbleibt diese Einteilungsmystik — der Verfasser hälts auf die Länge selbst nicht aus. Wir sehen, er ist im Grunde nicht über die „Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit" (vgl. S. 201) hinausgekommen. Während nun die „höhere" Allegorie (Eugenius-Kirche) im Schlüssel nur da aufgelöst wird, wo sich gerade ein allenfalls passender Vergleich mit der Kirchengeschichte bietet, ist die „niedere" Allegorie ganz mechanisch durchgeführt. Jede einzelne Person oder Landschaft, jedes Gebäude, Pferd oder Dromedar, jedes Ereignis, auch in den Episoden, ist eine „Hieroglyphe", in der ein erstaunlicher „Tiefsinn" steckt. Manche Personen tragen ihre Bedeutung schon im Namen, dessen Buchstabenfolge man nur umzudrehen oder zu versetzen braucht: also Urania Sophia von Edang bedeutet die himmlische Weisheit und Gnade, die Frau von Traun entpuppt sich als ein Sinnbild der von Rousseau gepriesenen Natur, ihr Schloß Bilenitz zeigt, wie verhängnisvoll Leibnitz wirken konnte, Herr Saphienta verkörpert die irreführende Phantasie und das Fräulein von Nischlin die böse Sinnlichkeit usw.; bei anderen müssen wir uns vom Schlüssel enthüllen lassen, was sie zu bedeuten haben: der Vater des Eugenius die vorbereitende Gnade, seine Mutter die Vorsehung, kurz lauter göttliche Geisteskräfte gegenüber jenen finsteren und verführenden. Nur eine Probe für die grobe Äußerlichkeit dieser des Feinsinns meist ganz entbehrenden Allegoristik. V, 321: „Diesseits Gran in Ungarn, wo Hans die Sprache nicht mehr versteht, stößt unsern Reisenden das Abentheuer mit dem Hirten und seiner Flöte auf. Dieser Hirte und seine Familie stellt das Häuflein der wahren Gläubigen unter dem Drucke des Geistes unserer Zeit vor, dessen sich der Christ und Kreuzritter nach allen seinen Kräften, wo er

nur immer kann, annehmen muß. Der Hirte, der mit seinem Schaaf und Hund und mit seiner Flöte so unwiderstehlich bettelt, bedeutet den wahren geistlichen Lehrstand, der jetzt wahrlich! am Wege steht, und um Almosen fleht; die Flöte ist das wahre alte Evangelium, auf dem der Hirte in der traulichen Herbstsonne Trauerlieder spielt; sein Weib Kunigunde ist die Gemeinde des Herrn, welche delirirt, weil man ihr ihre Kinder raubt, und nach der Methode des philosophischen Jahrhunderts erziehen will; der alte schweigende Schwiegervater ist der allgemeine Kirchenglaube, er ist verstummt vor Jammer: ein Husar, ein Aufklärer nach der Mode, hat seine Familie nebst ihm aus dem Vaterlande ins Land der Fremdlingsherrschaft geführt ...“ Auch schlechte Witze werden nicht gescheut; wir dürfen z. B. ja nicht glauben, daß es ohne Bedeutung sei, wenn ein verführerischer litterarischer Modegeist Bellefond heißt anstatt grammatikalisch richtiger Beaufond: „denn dieser herrschende Geist ist seiner ganzen Existenz nach ein Donatschnitzer.“

Unangenehm berührt auch im Schlüssel das stereotype Unterstreichen von besonders feinen Zügen, die sich der Leser doch gewiß nicht entgehen lassen soll, wie: „Sehr wahr und treffend ist die Schilderung, die ich hier von dem sinnlichen Vernunftweg mache“ (V, 297) oder: „Dieses Bild ist sehr bedeutend“ (V, 276) usw. Wo sich aber keine tiefere Bedeutung anbringen läßt, da gibt es die gute Ausrede: „Die höhere Allegorie läßt sich hier nicht so deutlich enthüllen: ich habe überall den Winken des Geistes der Weissagung gefolgt.“

Der Prophetismus endlich, wie er in dem Schlüssel bald in eitel-dreister Demut, bald in verwegener Überzeugung zum Ausdruck kommt, zeigt, wie tief Stilling bereits in die trübsten Gewässer geraten ist, vor denen er selbst immer besonders gewarnt hatte. Diese Weissagungen sind noch erträglicher, wenn sie unverblümt herauskommen, als wenn der Prophet im gleichen Atemzug versichert, daß, was er da sage, gewiß keine „Ahnung

oder gar Weissagung“ sein solle, da er vielmehr immer nur seinem Trieb und der Vorsehung folge, oder daß man nur summarisch, andeutend prophezeien dürfe, nicht aber ins Einzelne, zumal dadurch der Feind gewarnt und aufmerksam gemacht werden könnte (V, 425, IV, 494).

Gegen Ende des Romans wird der Schlüssel im selben Maße dünner als die Breite des Gegenstandes wächst, der gegenüber schließlich die ausgiebigste allegoristische Phantasie versagen mußte. Wir sehen aber, wie eigentlich die Geheimnisse des Schlüssels die Hauptsache sind; der Roman selbst nur gespenstische Einkleidung von Vorstellungen, die, im Grunde jeder pietistischen Seele schlummernd, in geistig und politisch bewegten Zeiten aufs Höchste gespannt in einem dunklen Strome hervorbrechen, in dem sich, unter Verachtung jeder natürlichen Betrachtungsweise, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Menschliches und Göttliches, Gewißheit und Vermutung, Furcht und Hoffnung romantisch durcheinander schlingen — ein Prozeß wahlloser Assoziationen aus einer ungezügelten und nebelhaften Phantasie heraus. Wie weit entfernt sich das von der einfachen Allegorie des englischen Baptisten!

Sehen wir nun von der Allegoristik ab, so gehört das „Heimweh“ (1794—96) einer zeitgemäßen Litteratur- und im besonderen Romangattung an: es ist ein Geheimbundroman. Es seien nur die bekanntesten vorausgehenden erwähnt: Schillers „Geisterseher“ (1786/8), der den Reigen eröffnet, dann der berüchtigte „Genius“ von Karl Grosse (1791); weiter Schikaneders „Zauberflöte“ (1791), Jean Pauls „Unsichtbare Loge“ (1793) und Hippels „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z“ (1793/4). Gleichzeitig mit den letzten Bänden des „Heimweh“ erschienen „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1795/6). In zum Teil weit niederern Regionen bewegen sich die Produkte der Cramer, Spieß, Vulpius, Tschink, Kahlert, Zschokke, Follenius u. a. Ferd. Jos. Schneider hat in seinem schönen Buch „Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII. Jahrhunderts“ (Prag 1905)

die Herkunft dieser Gattung und ihrer Beliebtheit beim Publikum aus „der allgemeinen Begeisterung für das maurerische Templertum“ nachgewiesen und gezeigt, wie sich die Zustände und Gebräuche, überhaupt der ganze geistige Hintergrund des entartenden Freimaurertums, der Zeit Cagliostros und Schrepfers, darin spiegeln. Wer auch nur eine beschränkte Zahl dieser Romane durchflogen hat, erkennt bald den Typus. Es ist kein Zweifel, daß Jung Stilling, selbst Freimaurer, eine ganze Reihe von Werken der genannten Schriftsteller gelesen hat, ehe er sein Buch schrieb. Sie haben seine Phantasie in Bann genommen. Insbesondere hat er die Hauptrolle des „Grauen Manns“ übernommen: dieser ist wie bei Stilling so auch in den andern Romanen der große Unbekannte, der Wunderbare, Geheimnisvolle, Unsichtbare, Unbegreifliche, der Schutzgeist, der Genius; er steht im Verwandtschaftsverhältnis zum eigentlichen Helden, und eine Blumenlese von Parallelen läßt sich allein um seine Person binden, wie sie Schneider zum Teil ausgeführt hat. Ferner ist es auch Usus, diesem Regisseur und deus ex machina einen Helfershelfer beizugeben, noch häufiger den zu gewinnenden Helden durch die Reize einer Bundestochter zu fesseln: beides bei Stilling in den Personen der Urania und ihres Bruders Theodor Josias. Da es bei der durchgreifenden Verwandtschaft innerhalb der ganzen Gattung unmöglich ist, für jeden einzelnen Fall sichere Provenienzen nachzuweisen, so verzichte ich auf weitere Aufführung von derart übernommenen Zügen unseres Romans, die der Leser in Schneiders Darstellung des Typus leicht als Gemeingut wiedererkennt, und weise nur noch einiges nach, worin ein unmittelbares Vorbild unverkennbar ist.

Zwei Szenen des „Heimweh“ sind dem Schillerischen „Geisterseher“ nachgebildet — bezeichnenderweise die einzige Berührung, die Stilling mit diesem zeitgenössischen Dichter ersten Ranges gefunden hat. Einmal eine Geisterbeschwörung, deren Effekt eine doppelte Mystifikation ist, indem der Beschwörer durch einen Oberbetrüger scheinbar

entlarvt wird. Der in beiden Fällen ähnliche technische Apparat: Rauchwerk, Auslöschen des Lichts, Laterna magica, Elektrisiermaschine usw. war geläufig. Nun vergleiche man aber die Scheinentlarvung. Schiller: „Wer ist unter uns? rief der Magier erschrocken und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — Dich habe ich nicht gewollt.“ Stilling: „Der Jesuit sprang auf — mit blassem Entsetzen sahe er uns an, und sprach: hier sind höhere Mächte im Spiel — ich weiß nicht, was aus der Sache werden wird“ (IV, 185).

Weiterhin ist das Fräulein von Nischlin, die den Eugenius betören und verführen soll, ein Abbild der „schönen Griechin“ Schillers. Wie diese ist sie mit einem rührenden Heiligenschein umgeben, in Wirklichkeit aber eine „abgefeimte Betrügerin“ und ein Werkzeug der Jesuiten. Auch sie wird dem Eugenius zum erstenmal eindrucksvoll in einer Kapelle gezeigt, in bezaubernder Attitüde betend; der Strahl der Nachmittagssonne, der durchs Fenster fällt, und das weiße Gewand erhöhen den Reiz der Person. Bei Schiller ist's die Abendsonne und ein schwarzes Gewand.

Aber auch aus einem dem Cagliostro selbst — doch wohl mit Unrecht — zugesprochenen Buche hat Stilling die oft in die Sphäre des niederen Gespensterromans führenden Szenen seines Werkes bereichert; es sind die dunklen *Confessions du Comte de C . . . avec l'histoire de ses voyages en Russie, Turquie, Italie et dans les Pyramides d'Egypte (Au Caire 1787).* Eine ganz phantastische Fabuliererei, wie sie der Titel schon erwarten läßt, die jedoch mit dem weisheitsdurstigen Gang zu den Pyramiden so wenig original ist wie Stilling. Aber nun die Einzelerlebnisse in der Pyramide. Eine hieroglyphische Platte, die erst zu entziffern ist, gibt in beiden Fällen Verhaltungsmaßregeln für das Innere des geheimnisreichen Bauwerks. Nach Überwindung schwerer Mühsale kommt Eugenius endlich durch einen feuchten Gang, er hört einen Strom brausen und sieht auf einmal durch ein großes Loch

Wasserwellen hereinschlagen. Ähnlich erwacht der Graf C . . . nach schrecklichen Erlebnissen und findet sich in zunehmendem Bodenwasser liegend; er ist im Begriff, in Dunkelheit, Nässe und Kälte zu verzweifeln: . . . *déjà mon âme s'élançait vers l'Eternel, quand je me sentis heurter rudement. Determiné à mourir, on ne craint plus rien: aussi éprouvai-je plus de surprise que de frayeur. Le corps, qui m'avait frappé, tournait lentement autour de moi, en me pressant; ma main s'y porta, le parcourut . . . c'était une petite nacelle! Est-il bien possible! me dis-je en achevant de la parcourir de mes mains avides! N'en doutant plus, je m'élançai dedans* . . . Nur noch etwas grausiger erlebt Eugenius die gleiche Szene. Während er an dem Wasserloche stehend überlegt, „so fuhr ein scheußliches und übermäßig großes Krokodill mit weit aufgesperrtem Rachen zu dem Loch herein" (IV, 367). Allein Eugenius wahrt nach vorübergehendem Schrecken die gleiche selbstverständliche Kaltblütigkeit, wie man sie bei C . . . gewöhnt ist: „Es bedurfte nur einiger Secunden Nachdenkens, um zu wissen, daß dies Krokodill kein lebendes Wesen seye, und auch eben so langen Besinnens war erforderlich, seinen Zweck einzusehen. Ich bedachte mich also nicht lang, sondern ich nahm meine Lampe in den Mund, und kroch zwischen den greulichen Heerschaaren von Zähnen ... hinein" (IV, 367). Das Untier setzt sich dann, wie jener Nachen, sofort in Bewegung und bringt den neuen Jonas an Ort und Stelle, wie auch der Graf C . . . schließlich an ein glückliches Gestade kommt. Während dieses Abenteuers müssen unsere Helden auch die gleichen klimatischen Veränderungen unangenehm verspüren. Eugenius: „indessen fing ich an zu frieren; denn ich wurde durch und durch naß, als wenn mir der Wind durch Mark und Bein dränge. Die Zähne begannen mir zu klappern." Nachher ändert sich dies: „es wurde immer heller, aber auch immer wärmer; anfänglich war mir dies sehr wohlthätig . . . allmählich aber begann mir die Hitze beschwerlich zu werden und ich fing dergestalt an zu schwitzen, daß der Schweiß

auf den Boden tröpfelte ...“ Vergleichen wir C ...: ... *qu'à peine m'étais-je apperçu du froid de l'eau, dont mes habits étaient presque trempés; je commençai à le trouver très incommode. Mon corps était dans une fibration continuelle, et mes dents craquaient avec force.* Später aber: *De moment en moment cet état devint plus supportable; il me parut que l'air s'adoucissait ...*

C ... findet bei dem unterirdischen Volk der Assilienser seine künftige Gemahlin und in ihrem Vater einen großen Lehrmeister der Weisheit. Nicht anders findet sich unter den Instruktoren des Eugenius in der Pyramide auch der Vater seiner Urania.

Endlich kann man einen unmittelbaren Niederschlag der über die Illuminaten verbreiteten Kenntnisse darin sehen, daß Eugenius bei seiner Weihe im Tempelberg zu Jerusalem „ein blutrothes Kreuz aus Schmelzarbeit“ auf der Brust trägt, über welches ihm der Sonnenorden gehängt wird, „so daß die Sonne genau mitten auf das Kreuz zu liegen kam“ (IV, 419). Das entspricht nämlich den Insignien des Regentengrades bei den Illuminaten; sie bestanden aus einem Brustschild von weißem Leder, und auf demselben war ein rotes Kreuz, das beim Provinzial noch von sonnenartigen goldenen Strahlen umflammt ward (vgl. Ersch und Grubers Encyclopädie Sect. II, Teil XVI, 214).

Aber noch weitere Romane, die nichts Geheimbündlerisches an sich tragen, haben auf die Gestaltung des „Heimweh“ eingewirkt. Den Stil Sternes und Hippels, nur gereinigt und gewissermaßen geheiligt, wählte sich Stilling nach eigener Angabe zum Vorbild. Deutlich merkt man das aber nur auf den ersten paar Seiten, wo in rätselhafter Weise um das „Heimweh“ herumgeredet wird wie in Hippels „Lebensläufen“ um die merkwürdige Heimat des Pfarrers — ein Kunstgriff, den Leser in ahnungsvolle Spannung zu versetzen. Länger hält sich die Absicht, möglichst sententiös-witzig zu sein, besonders in den Gesprächen des Eugenius mit seinem das Genossene „wieder-

käuenden“ Diener, der seinen ein Königreich suchenden Herrn zu Pferd begleitet wie Sancho Pansa, und wie dieser mit trefflichen Sprichwörtern vollgestopft ist und auf einen besseren Posten im künftigen Reich mit Recht hofft. Schließlich sind auch noch Anklänge an Wielands „Agathon“ vorhanden; diese so auffallend, daß unser Held nach seinen Wielandischen Erlebnissen zwischen einer Danae und Psyche mit Verwunderung in einem Exemplar des „Agathon“ die Situationsähnlichkeit selbst entdeckt. Und glaubt man nicht, den klugen Hippias sprechen zu hören, wenn die Frau von Eitelberg ausführt: „Lieber Himmel! wer nur einigermaßen die Welt kennt, der weiß ja wohl, daß man so unmöglich durchkommen kann, wie es die Murrköpfe prätendiren; man wandle nur mit Klugheit seinen Pfad fort, so kommt man doch zum Ziele; wir Menschen haben Sinne, die zum Vergnügen nicht umsonst geschaffen sind, wir sollen also auch die Welt, aber freilich mit Mäßigkeit genießen“ (IV, 85).

Soviel zur historischen Einstellung des Buches. Der Apparat der Handlung ist wie in den früheren Romanen schematisch und mechanisch. Der Kampf der beiden Gegenbünde, bei Stilling besonders ausgeprägt, ergibt ein beliebiges Hin und Her aus Gefangennahme und Befreiung des Helden, wofür einerseits plötzlich auftauchende Reiter, andererseits der „Graue“ oder sonst ein Felsenmann sorgen (vgl. z. B. IV, 40. 95. 159. 187. 357. 431. 457. 705. V, 44). Es bleibt daher unser novellistisches Interesse auf die Episoden und Erzählungen angewiesen, die dem Roman einverleibt sind. Unter diesen sind allerdings manche sehr anziehend, so weit sie aus dem erdenfern heimwehkranken Ton des Ganzen herausfallen. So die zwar recht sentimentale, aber doch auch echt gerührte Erzählung vom Tod des greisen Pfarrers Gerhard (IV, 114; schon 1787 geplant, vgl. „Sendschreiben“ Nr. 41 u. 46); oder das Erlebnis mit dem alchimistischen Schwindler Saphienta, der uns vor Wagner den homunculus Paracelsi in der Retorte vorführt (IV, 224); dem ähnlich die Rosenkreuzergeschichte

im neuen Solyma, die der Goldsucher Brenndorf anstiftet (V, 204 ff.); oder die traurige Geschichte von Justus Reiling, in der Liebe und religiöse Schwärmerei ein unglückliches Mädchen in einen Opheliatod treiben (V, 85). Dies sind nur wenige davon: wir sehen, es sind die alten Lieblingsmotive neuaufstaffiert. Teils erlebt sie Eugenius selbst, teils sind sie anderweitig in den Roman vernietet. Eine andere Gruppe bilden wieder die Autobiographieen der Mitläufer; rein eingeschoben zur Ausfüllung größerer Zeiträume sind die mehreren „orientalischen" Erzählungen, auch sie allegorische Gespinste, die im Rahmen des Ganzen sehr lesbar sind, doch hängt das „Orientalische" nur an den Eigennamen.

Das gilt auch von der orientalischen Landschaft des ganzen Romans, zu deren farbenreicher Schilderung in Ägypten, Arabien, Asien ja doch reichlich Gelegenheit gegeben wäre. Stilling lehnt dies grundsätzlich ab, weil nicht zu seinem Zweck gehörig. An Stelle dessen gibt er gelegentlich für wißbegierigere Leser die Namen berühmter Reiseschriftsteller an (IV, 253. 317. 327. 410. V, 368): Du Paty, d'Arvieux, Norden, Pococque, Robert Clayton. Wo ihn doch einmal das biblisch-religiöse Interesse zu eingehender Schilderung, wie z. B. des Sinai, verleitet, da lesen wir im Schlüssel: „Die ganze Reisebeschreibung habe ich den berühmtesten Reisebeschreibern abgeborgt, sie ist also wörtlich richtig."

Die gegenständliche Schilderung überhaupt, wo sie versucht wird, verliert sich ins Erhabene und Unbestimmte, fern von einer liebevoll realistischen Anschauung. Daran ist der Stoff schuld. Die ganze Entwicklung der Geschichte drängt auf ein großes, herrliches Endziel hin, welches, wenn anders der anschauungsbedürftige Leser und der Verfasser befriedigt werden sollen, nur durch sinnlich funkelnde Bilder in elysischen Gefilden zur Darstellung gelangen kann, wie sie uns auch aus dem himmlischen Jerusalem der Apokalypse bekannt sind. Daher und zu diesem Zweck also die Mirakel von Yespera: die seltsame Universitätspagode, die

wunderbare Riesensonnenuhr, die Quecksilberuhr, die ungeheure Glocke usw., in deren Beschreibung Stilling schwelgt, während er die bautenreiche Anlage der Stadt Uranienburg aufs kürzeste abmacht: „an Arbeitern und Künstlern von aller Art fehlte es hier nicht, folglich konnte alles mit unglaublicher Geschwindigkeit und Vollkommenheit vollendet werden“ (V, 76).

Nach alledem mag es wiederum wertvoller sein, die Charakteristik des „Heimweh“ von einer andern Seite her zu versuchen. Die Tendenzen sind keine neuen geworden, sie haben sich nur verstärkt. Schneider bezeichnet es (S. 223 a. a. O.) als eine frühe Beobachtung rationalistischer Kritiker der geheimbündlerischen Litteraturgattung, „daß durch sie die völlige Unterwerfung des freien Willens unter eine höhere Macht gleichsam sanktioniert werde.“ Diese ausgezeichnete Bemerkung macht es uns doppelt verständlich, wie gerade Stilling zu dem geheimbündlerischen Gewand greifen konnte: es war für ihn eine ganz neue und nicht so aufdringliche Einkleidung für seinen Vorsehungsglauben. Im Eugenius symbolisierte und bewunderte er sich selbst — auch er glaubte sich mindestens zur geistigen Führung der Auserlesenen von der Vorsehung berufen.

Der alte Kampf gegen die Aufklärung und Geniemode hat einen verbissenen und hämischen Zug angenommen; gewachsen ist der Ingrimm gegen das „Philosophengewäsche unserer Zeit und den Irrwischglanz der Aufklärung sammt der Vernünfteley vom Seyn und Nichtseyn“ (IV, 24). Aber auch die dem entgegengesetzte positive Seite, die Betonung evangelischen Christentums, ist stärker als zuvor in der Richtung auf das allgemeine Humanitätsideal eigentümlich ästhetisch gefärbt.

Für beide Seiten von Bedeutung war die französische Revolution, deren Ursache Stilling einseitig in der Aufklärung erblickte und deren gieriger Roheit, wie er glaubte, nicht durch herbes Asketentum, sondern durch sanft

strahlende Menschlichkeit am besten zu begegnen war. Dazu kam entscheidend für den ersten Punkt Kant, für den andern Lavater und Herder.

Der wichtige Unterricht des Eugenius in der Pyramide besteht in seinem Hauptteil aus einer langweiligen Traktierung der Kantischen Raum- und Zeitantinomieen. Erst nachdem Eugenius hierin sattelfest ist, kann er mit Siegesgewißheit den feindlichen Bund weiter bekämpfen.

Lavater und Herder aber sind als bedeutende Figuren dem Roman einverleibt. Freilich nicht als lebendige, wie sie Stilling hatte wandeln sehen, sondern lediglich als blasse Träger ihrer Ideen. Der im Überblick erwähnte Forscher ist Lavater. „Forscher hatte sich die sittliche Menschenliebe zum Zweck gemacht und darinnen unglaubliche Fortschritte gethan; er stand mit großen Männern in allen Welttheilen in Verbindung, die ihm, jeder aus seiner Sphäre, Beiträge lieferten; diese bestanden aus physiognomischen Zeichnungen, Beschreibungen von großen und edlen, aber auch von großen und schändlichen Charakterzügen, deren Wirkungen allemal im Gesicht angezeigt, und darauf hingewiesen wurde, und dann auch aus Bestimmungen der entfernten und nahen Ursachen, die solche Charaktere nach und nach entwickelt, und ihnen die Richtung gegeben hatten. Daraus war nun eine Sammlung von Rissen, Büsten und Gemälden entstanden, wovon man außer ihr kein Beispiel finden wird; besonders da auch jedes einzelne Stück mit einer kritischen Ausarbeitung oder Abhandlung begleitet war“ (IV, 128). Das Zentrum der Forscherischen Sammlung, die Eugenius gründlich studieren muß, bilden zwei Paare von Statuen: Maria und Venus, Christus und Apollo — die antiken Gottheiten müssen aber zurückstehen.

Christus ist, das springt hier in die Augen, nicht nur das religiös-ethische, sondern zugleich das human-ästhetische Ideal. Seine Gestalt ist nunmehr in Stillings Vorstellungen an die Stelle des Erstmenschen Adam getreten (vgl. S. 168). Dieses Ideal lebt auch in allen Menschen, die ihm nach-

jagen: „Auf dieser Erde ist kein liebenswürdigeres und einnehmenderes Wesen als ein Christ“ steht im „Heimweh“ (IV, 590) zu lesen. Darum ist auch Eugenius kein düsterer Asket, sondern als glänzender junger Mann gedacht, mit harmonischen, allseitig ausgebildeten Kräften des Geistes und Körpers; die Majestät seines Antlitzes wächst mit seiner inneren Vollendung, er ist Meister als Dichter, Komponist, Architekt, Gesetzgeber; der ganze Stil seiner Person und seiner Werke ist ein erhabener, ebenmäßiger, vollkommener.

Hat Lavater zu dieser Betrachtung geführt, so drängt sich Herders Name von selbst dazu. In Forschers Gesellschaft befindet sich vor anderen Gottfried, „ein überaus gründlicher Philosoph und tiefblickender Menschenkenner“ (IV, 134; V, 367). Unter ihm ist niemand anders zu verstehen als Joh. Gottfried Herder. Er gibt dem Eugenius in dem Sinaitischen Kloster Kanobin Unterricht und kommt dabei auf die parsischen Religionen zu sprechen, auf Zoroaster und Zerduscht. Und wenn dem Eugenius aus dem Innern einer Mumie heraus seltsame Belehrung ertönt, so erklärt dazu der „Schlüssel“: „Diese Mumie ist die Leiche des Zoroasters; der Felsenmann verbirgt sich in ihr, um durch sie zu reden, denn sie ist zu diesem Unterricht am geschicktesten; wenigstens zu mir hat ein deutscher Felsenmann aus dieser Leiche, ein Zendavesta, ein lebendiges Wort gesprochen“ (V, 360). Und zu Herders nach Osten fühlender Religionsphilosophie gesellt sich der Humanitätsdrang in der stürmischen Sprache seiner früheren Schriften: „Mit einem Arm den Negersclaven, und mit dem andern den Monarchen auf dem Thron umarmen dürfen — zwischen dem Wurm, dem ein Zollbreit Erde und ein Fingerlang Zeit sein ganzes Daseyn ausfüllt, und dem Erzengel, dem die Sonnen Poststationen sind, und der seine Lebenstage mit Jahrhunderten ausmißt, das Verbindungsglied ausmachen ... das ist doch wohl der größte Gedanke, den das beinerne Gehäuse, in welchem unser Selbstbewußtsein schaltet und waltet, fassen kann“ (IV, 591).

Dagegen kommt der konfessionelle Indifferentismus zum Ausdruck in Lessingscher Prägung durch den Mund des Hans Ehrlich: „Da hab ich einem Juden und einem Christen zugehört, und da hab ich gesehen, daß der Jude eigentlich ein Christ und der Christ ein Jude war“ (IV, 53).

Und wie in den früheren Romanen und Erzählungen, so meldet sich endlich auch im „Heimweh“, da es das Musterreich Solyma zu gründen gilt, der Staatswissenschaftler zum Wort und läßt uns durch Eugenius die trefflichsten Statuten und Verfassungen vorlegen. Soweit sie die Landverteilung, Ansiedelung, Städtegründung betreffen, sind sie stark physiokratisch gedacht, allzu einfach *more geometrico* konstruiert und erinnern uns an die eingestandene Utopistik der echten Demokratie des gescholtenen und verspotteten Rousseau, die nur unter Göttern möglich wäre — denn auch Stilling seufzt: „Nur das bitte ich zu bedenken, daß vieles in diesem Plan nicht allenthalben, vielleicht nirgends als in Solyma ausführbar ist“ (V, 30).

Die Preß- und Lehrfreiheit ist in Solyma durch vier Symbole unverbrüchlich beschränkt, deren Inhalt ist: die alte (vgl. S. 156) Lehre von der Verdorbenheit der menschlichen Natur und der Glaube, daß die verlorene Natursittlichkeit nur durch den auferstandenen, ewiglebenden Christus ersetzt werden kann, dessen von Forscher-Lavater gearbeitete Idealstatue zwischen den Cherubim einer Bundeslade im Allerheiligsten zu Uranienburg den Brennpunkt aller heimwehkranken[1]) Bürger von Solyma bildet.

Zusammengefaßt: die Anschauungen der Humanität, der Freimaurerei, der Aufklärung und des Pietismus haben miteinander und gegeneinander auf den geistigen Hintergrund wie auf den formalen Aufbau des Romans eingewirkt — die Grund**stimmung**, die sich in sehnsuchtsvollem Heimverlangen und in den dräuenden Donnerworten des grauen Mannes äußert, ist pietistisch.

[1]) Carl Ulysses von Salis-Marschlins verfaßte eine „Bildergallerie der Heimwehkranken“. Zürich 1800/4 in 3 Bändchen.

3.

Versdichtungen. Stilistische Betrachtungen.

Die Schriftstellerei Jung Stillings mußte nach der bisherigen Darstellung allenthalben abhängig erscheinen von den verschiedensten zeitgenössischen Denkern und Dichtern, deren Gedanken, Motive und Formen er ohne wirkliche Umbildung, höchstens verstümmelt seinen heterogenen Tendenzen dienstbar zu machen wußte. Keine andere Erfahrung machen wir bei seinen Versdichtungen. Auch hier füllt der stereotype Bestand seiner Phantasie- und Gefühlswelt fast lauter angelernte Formen, und der Gewohnheit, wie andere Verse zu machen, stand kein ausgleichender Kunstverstand zur Seite.

Die weltlichen Romanzen der „Lebensgeschichte" wurden in dieser Hinsicht schon oben behandelt. Eine weitere im „Florentin" IX, 49 schlägt Thema und Töne der „Lenore" an, und eine schwächliche Nachempfindung Bürgerischer Art ist auch die letzte Romanze vom Grafen von Traubenheim XIII, 306.

Die Liederdichtung, die in reicherem Maße seiner Jugend ins Ohr klang, war aber geistlicher Art. Über „das Kirchenlied bei Jung Stilling" hat Superintendent Nelle gehandelt (Siona, Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik Jahrg. XXVII, 41 ff.), wobei er festzustellen suchte, was für Kirchenlieddichter Stilling kennt. Das Ergebnis ist, daß Stilling von Liedern vor Paul Gerhardt nur eines erwähnt (Wachet auf, ruft ...), im übrigen aber vorwiegend die Lieder des älteren Pietismus benutzt;

seine Lieblingsdichter sind zuvörderst C. F. Richter, dann Arnold, Neander, Lampe und Ter-Steegen. Dazu kommen Lieder des späteren Pietismus und der Brüdergemeinde; sehr vertraut ist ihm Klopstock, und vereinzelt rühmt er auch Uz, Gellert, Stolberg, Novalis. In der Frage der Modernisierung alter Lieder war Stilling prinzipiell konservativ und schalt die allzueifrigen Liederverbesserer; doch hat er selbst es nicht unterlassen, sowohl Neander als Klopstock mit verschiedenem Glück an mehreren Stellen zu verbessern.

Stillings eigene geistliche Dichtung lehnt sich aber mehr an Klopstock und Lavater als an die pietistische Liederdichtung an. Wie Lavater handhabt er den Hexameter, mit ebenso viel Vergnügen als Schwerfälligkeit, gegen alle Regeln verstoßend, mit Mühe und Not eben 6 Füße füllend, meist in religiös-didaktischer Absicht. Etwas Öderes als das „Schatzkästlein“ (Bd. XIII), in dem Bibelstellen hexametrisch kommentiert werden, läßt sich kaum denken. Dem Klopstockschen Schwunge näher kommen einige der 73 Rätsel geistlicher, moralischer und anderer Art, die so sehr Rätsel sind, daß man herzlich einstimmen muß, wenn der Erfinder eines davon also beginnt:

Wunderbar ist dies Räthsel und schwerlich wirst Du's errathen
Pflügst du nicht mit meinem Kalb und lies'st hinten den Aufschluß.

Die strophischen Lieder sind größtenteils auf vorliegende Choralmelodieen gedichtet. Sie sind formal flüssiger als die unerquicklichen Hexameter, aber Unbeholfenheiten und Banalitäten mischen sich doch immer wieder ein. Der Stillings Wesen besonders eigenen Feierlichkeit kam Klopstocks Muse entgegen; die gebräuchlichen Wendungen des Überschwangs, die seraphischen Bilder müssen bei ihm häufig das Poetische ersetzen: Blitz, Donner, Licht, Urlicht, Schöpfung, Morgenröte, Äther, Eden, Dämmerung, Krystall, Harfendonner, Seraph, Cherub, Staubplanet, Sphären usw.

Sieben dieser Gedichte fangen mit demselben Aufschwung an:

XIII, 169 Schwing dich, mein Geist, in Edens Lustgefilde
174 Schwing dich, mein Geist, empor auf Adlersflügeln
188 Mein Geist, schwing dich empor ins reine Element
233 Mein Geist schwingt sich hinauf zu Deinem Throne
241 Erheb dich, armer Geist, und fliehe
289 Hinauf, mein Geist! schwing dich mit Adlersflügeln
279 Empor, mein Geist! entfernt vom Weltgetümmel
Schwing mit der Lerche dich hinauf gen Himmel ...

womit der Anfang eines Neander-Liedes zu vergleichen ist:

Auf, auf mein Geist, erhebe dich zum Himmel
Weich von dem unbeständigen Getümmel.

Es bedarf danach keiner weiteren Zusammenstellungen, um zu beweisen, daß es sich in dieser religiösen Lyrik, auch in den wenigen Liedern und Gebeten, worin er sich ohne prangende Diktion der einfachen Aussprache frommer Gedanken befleißigt, nicht um eine reich- und eigenquellende Poesie handelt.

Als Beispiel für die Klopstock-Manier diene folgendes:

XIII, 259 Dir Ewigem! Dir flammt mein liebend Herz entgegen,
Dir, der den Himmel dreht und tausend Welten lenkt,
Du fährst auf Wolken hin und strömest Schutz und Segen
Dem Wurm, der niedrig kriecht, dem Wurm, der niedrig denkt.

oder in noch stärkerer Abhängigkeit bei freien Rhythmen:

XIII, 350 Ruhige, stille Muse der ernsthaften Nacht,
Wo du, mit weißem Flor umschleiert, im braunen Schatten
Des heiligen Hains die Silbertöne
Im Schimmer des scheidenden Neumonds prüfest ...

Daneben böse Geschmacksverirrungen:

XIII, 259 Es nimmt jetzt überhand der Manna-Eckel sehr,
Drum ist das Ganze auch wohl nicht zu retten mehr ...

Dies alles gilt auch von dem ziemlich breit gewordenen strophischen Epos „Chrysaeon“, einem Alterswerk, das aus Motiven des „Heimwehs“ und der „Geisterszenen“ zusammengesetzt ist. „Selmar“ heißt der Held dieser Pilgerreise sowie der kleineren „Insel Elpion“, wo derselbe mit einem Erwin und „Woldemar“ zusammen das jüngste Gericht hereinbrechen sieht.

Für eine weitere Ausführung der Stilbetrachtung wollen wir uns nicht mehr auf die Versdichtungen beschränken,

sondern beliebig aus verschiedenem auswählen. Es ist sehr merkwürdig, wie stark Stilling von allem angesteckt wurde, was von Klopstock herkam, wenigstens äußerlich. So machte er denn auch den allgemeinen Teutonismus mit. Eine Festrede aus dem Jahre 1778 an die „edlen Sprossen Theuts, die in unserer Halle weg zur höchsten irdischen Glückseligkeit geleitet, gleich jungen Fruchtbäumen gewartet, begossen und genährt werden sollen ...“ zeigt uns den „Vater Theut“ auf seinem „Wolkenthrone“, wie er „zwischen seinen Locken nickt, die sich einem Nebel vergleichen, welcher an einem schönen Maimorgen den Hügel herabgleitet“. Überhaupt hat er sich als Redner ganz den oratorischen Gebräuchen des Zeitalters angepaßt; er schwelgt in wuchtigen Maximen, homerischen oder idyllischen Bildern und gelehrten Anspielungen. Der rasche Tod eines Fürsten veranlaßt ihn zu folgenden Betrachtungen: „Tief in Nacht gehüllt, schwung der Engel des Todes seinen Pfeil, der Fürst bebte, wurde krank und starb; der Priester des Aesculap härmt sich zwischen seinen vier Wänden, und fühlt seine schwache Seele. So weint ganz Deutschland und zittert vor den Folgen dieses Todes. Ich sah zärtliche Ehegatten, um sich her eine Heerde zarter Kinder, liebkosend mit umschlungenen Armen fühlten sie die Freuden ihrer Brauttage, und siehe! gefühllose Werber fielen in ihre friedsame Hütte, rissen den Brodgewinner der Familie, den Mann einer zärtlich liebenden Gattin, den Vatter rothwangigster Kinder und Mädchen mit sich fort; die verlassenen hiengen ihm an Arm und Füßen, wehklagten zum Himmel, aber er muß fort, fort nach Böhmen, wo sein Blut raucht; so lauscht an einem geschwüllen Sommerabende im Dunkel des Waldes der grimmige Tieger. Der Goldglanz der scheidenden Sonne fleucht den Berg hinauf, und schauet weg, vor dem Lauren des Menschenfressers, ein einsamer Fremder wandert ruhig seinen Pfad fort, hinter ihm her ein Knabe mit Zuversicht auf den Schutz seines Vatters; aber ein wüthiger Sprung des reisenden Thieres, so ist der Vatter hin, und der

Knabe starrt wie der gipserne Laokoon in Verschaffelts Werkstatt.“

Ein unglaubliches Gemisch finden wir in den drei „Lauterer Schilderungen“: „Merk auf, Teuton!“ Diesem Teuton zeigt und beschreibt Stilling die Gegend: Ein „Stillings Thal“, ein „Christinen Thal“ und ein „Teutonsthälchen“ werden benannt; Lauterns Schutzengel „Salem“ hilft aus Gewitternot; das herrlichste „Tempe“ tut sich vor uns auf, im Mondschein sieht man mit den Augen der Phantasie die „Izeds“ hinter den Sträuchen herumhüpfen, und endlich läßt sich unser Landschaftsschilderer von der Quellnymphe „Lutra“ als seiner Muse zum Dichter weihen.

Ein Mosaik angelesener Einzelheiten! Ein interessanteres Splitterchen zu Ossian: Erich Schmidt machte einst darauf aufmerksam (Richardson Rousseau und Goethe 1875, S. 186), daß das prächtige Bild in Goethes Prometheus vom Knaben „der Disteln köpft“ aus Ossian (Temora VIII) stammen dürfte. Stilling verwendet dasselbe zweimal, gewiß nicht vom „Prometheus“ (1785 gedruckt), sondern von der Straßburger Bekanntschaft mit Ossian her; wahrscheinlich hat der Vergleich unter den Straßburger Ossianschwärmern Aufsehen erregt: VI, 120 (1784) „es gefällt mir doch, wenn sich Ossians Knaben am Distelköpfeabhauen üben“ und in den Bemerkungen der Kurpf. phys. ök. Ges. 1783 S. 221: „man wird doch den Knaben loben, ders täglich versucht, seines Vaters Schwerdt zu heben, zu führen, und Distelköpfe damit abzuhauen.“

Die hier mitgeteilten schwülstigen Proben charakterisieren natürlich nicht Stillings durchschnittlichen Prosastil, den wir anders kennen — es wäre ja unerträglich — sondern nur seine auf mangelhaftester Geschmacksdurchbildung beruhende ungewöhnliche Fähigkeit zu Entgleisungen. Solchen verfällt er mit Sicherheit, sobald er seine ruhige, oft flüssige Prosaerzählung verläßt und die Pose des Redners, Richters, Dichters und Propheten annimmt — alsbald muß er sich auch mit fremden Federn schmücken, denn zu keinem dieser Ämter ist er geboren.

Seit ihn allerdings das „Heimweh“ erfaßt hat, nimmt das bedauerlich zu; die grellen Bilder der Apokalypse sowohl nach dem Gräßlichen als nach dem Himmlisch-Jerusalemitischen hin vereinigen sich mit dem angeeigneten Klopstockschen Gut — das Tier aus dem Abgrund schleicht verheerend durch seine Phantasie. Die Schriften seit den 90er Jahren legen davon Zeugnis ab, fast wo man sie aufschlägt. (Vgl. besonders Stellen wie: V, 229, 138, 154/5; VII, 43; VIII, 156 — II, 21, 273.)

Eine durchgehende Eigentümlichkeit seines Stiles ist dagegen, wodurch die Anlehnung gerade an Klopstock und die Apokalypse noch begreiflicher wird, die stärkste Neigung zum Vergleich und zur Metapher, wobei sich Stilling nicht scheut, auffallende Bilder durch wiederholten Gebrauch zur geläufigen Phrase zu entwerten, wie z. B. den „goldenen Apfel in einer silbernen Schaale“ für einen treffenden Ausspruch (I, 359, IV, 244, 516; VII, 271; VIII, 338 und öfter) oder „die auf einem Rosenblatt zusammenfließenden Thautropfen“ für die Sympathie verwandter Seelen (IV, 397, 687; IX, 197, 450, 750 und öfter).

Im übrigen ist dieser Zug wieder durchaus pietistisch und beim Pietismus eine Frucht des Bibelstudiums. Abgesehen davon, daß zahlreiche Bilder der Schrift selbst ohne weiteres in die Sprache des Pietismus übergegangen sind, werden auch Personennamen und Situationen aus der Bibel metaphorisch verwendet: „da aber jener Bruder Esau sahe, daß ihm der Segen entging und auf diesen meinen Jacob zu kommen schien ... mein Jacob sahe diesen Ort, wo er seine Jugend froh verlebt hatte, wie sein Haran an ... er gewann dort dem Herrn ein großes Volk, und wurde also ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand unseres Gottes ... Die schweren Kämpfe aber und Leiden, die dieser Israël Gottes erduldet hat ... sind ins Buch der großen Rechnung eingetragen worden, und sein Gnadenlohn wird dereinst groß sein“ (IV, 579). Das biblische „Schmelzen“ führt der Kenner des Bergwesens und der Metallgewinnung bis ins einzelne aus; der „Silberblick“

ist der Augenblick, da der Erfolg der Läuterung sichtbar wird usw.

Einmal verteidigt er den „orientalischen, das ist metaphorischen“ Bibelstil gegen die Verwischung durch die Exegeten VI, 244: „in den Bildern Wiedergeburt, Licht, Weinstock, Schaaf, kann mit einem Wort so viel gesagt und ausgedrückt werden, daß man ganze Seiten voll darüber zu schreiben hat; aber doch schaut der gemeine, aber reine Menschenverstand ins ganze Wesen der Sache, und bedarf nur eines Blicks dazu.“ Und in der Kontrastierung von ästhetischer Phantasie weltlicher Dichter mit der religiösen der Schwärmer, von Weltadel und Christenadel, von Palästinaforschung und klassischer Altertumswissenschaft, jüdischer Religion und griechischer Mythologie glaubt er einem als altmodisch verdächtigten christlich-biblischen Stil gegen den modischen sein Recht wahren zu müssen. „Wenn ich sagte: friedliche Hausgötter flüsterten mir mit Wohlbehagen entgegen, als ich in des Pfarrers Haus trat, so würde das besser gefallen, als: ich empfand das Wehen des Geistes der Liebe, Engel schwebten ungesehen um mich her ... und doch ist letzteres wahr und das erste nicht“ (IV, 47).

Umgekehrt werden gern spezifisch weltliche Begriffe geistreichelnd auf das himmlische Reich übertragen. Der Fromme spricht von seinem „Kapital in der himmlischen Bank“ oder mit gesuchter Zweideutigkeit „in der englischen Bank“; die „Landsleute aus dem Reiche Gottes“ sind stets auf die „Cabinetsordre des himmlischen Monarchen“ — was ein Lieblingsausdruck Hasenkamps gewesen sein soll (XIII, 430) — oder ihres „Prinzipals“ gefaßt und dgl. mehr. Dazu kommt der Vorstellungskreis des Arztes und Cameralisten. So beschreibt einer sein Heimweh realistisch als ein lästiges Geschwür (IX, 65); sein Freund tröstet ihn: „Da müßt ihr das Kräutchen Geduld nehmen und es mit dem Öl des Vertrauens auf Gott zu einer Salbe kochen und euer Herz damit fleißig schmieren, so wirds euch vergehen“ (vgl. auch IV, 47); oder die Physiognomie

des Eugenius wird so beschrieben: „In den Lippenmuskeln lauerten keine Zoll- und Accis-Visitatoren, die mit äußerster Spannung aufpassen, ob irgend Contrebande ausgeführt wird ... Nein, auf des Eugenius Lippen thronte die holdselige Freiheit der Aus- und Einfuhr, vollkommene Handels- und Gewerbefreiheit; die Polizei war aber auch in seinem Kopf und Herzen so gut bestellt, daß nichts als vollkommen verarbeitete Produkte ausgeführt wurden“ (IV, 507).

Auch dies wird bei Stilling zur Manier, die im „Heimweh“ ihren Höhepunkt erreicht, was ich zum Schluß durch ein drastisches Beispiel illustriere. Nach dem Genuß eines ergreifenden Gottesdienstes sprechen sich die Teilnehmer also aus (IV, 617):

„Das war ein Vorgeschmack der Zukunft, sagte Eugenius, als er aus der Kirche kam.

Urania: Eine Erstlings-Knospe am Feigenbaum, die vor unseren Augen sich entfaltete.

Vater Ostenheim: Eine Probe zum großen Conzert am Tage des Triumphs.

Vater Basilius: Eine vergoldete Bergspitze, im ersten Morgenstrahl des großen Tages.

Forscher: Ein Röthelentwurf zum Gemälde der Hochzeit des Lamms.

Trevernau: Ein Wehen der Paradieseslüfte, zu uns, ins Thal der Demuth herüber.

Athanasius: Ein Getöne der großen Feierglocke am Tagesanbruch des großen Festes.

Timotheus: Mir war es zu Muth, als ehmals, wenn ich einen schweren Winter durchfroren und durchgehungert hatte, und nun endlich an einem schönen, den Frühling verkündigenden Morgen den langbeinigten Storch in seinem Nest, auf dem alten Thurm, seinen spießförmigen Schnabel an seiner Brust und Schultern putzen sah; ich empfand dann Himmelslust, und sang mein Lied: ‚Nun danket alle Gott!‘ “

4.

Nach der französischen Revolution, seit 1795.

Der Patriarch, Prophet und Okkultist.

Christliche Volksschriften.

Stillings letzte Periode ist von der französischen Revolution an zu datieren, ohne damit einen scharfen Einschnitt bezeichnen zu wollen; zeitlich gehört ihr schon das „Heimweh" an, das durch seinen bellettristischen Charakter doch noch mit der vorhergehenden verbunden ist. Jedenfalls aber war Stilling von den Greueln der Revolution tief erschüttert. Der Anblick eines Bildes Ludwigs XVI. veranlaßt ihn 1793 zu einem Poem voll Mitleid für den durch „höllische Freveler" unschuldig Hingerichteten (Ewalds Urania I, 519). Im gleichen Jahr entstand eine Abhandlung über „den Revolutionsgeist unserer Zeit zur Belehrung der bürgerlichen Stände" (XIV, 297). Sie ist in auffallend ruhigem Ton gehalten: Stolz, Luxus, Sitten- und Gottlosigkeit und das stürmische Verlangen nach den allgemeinen Menschenrechten erklärt er für die verderblichen Quellen dieses Geistes. Er weist nach, daß die idealen Forderungen der allgemeinen Freiheit und Gleichheit einander ausschließen, betont ängstlich die historisch begründeten Rechte des Fürsten- und Adelsstandes, leugnet entschieden die Möglichkeit, daß unter demokratischem Regime die Menschenrechte besser erfüllt werden könnten, da alle Mißbräuche nie am Regime, sondern an der menschlichen Natur liegen. Als einziges Mittel gegen Ausartungen der Regierenden wie der Regierten empfiehlt

er „mit einem Wort allgemeine und praktische Kultur der reinen und wahren christlichen Religion."

Es ist die Schrift eines konservativen christlichen Staatsbeamten. Die besonnene Ruhe derselben hat Stilling sich nicht gewahrt. Mit dem Wachsen revolutionärer Ideen in Deutschland stieg seine Nervosität. Hatte er in eben jener Abhandlung es noch als ein böses Zeichen der Zeit angesehen, daß der Schriftsteller nicht mehr mit „gewöhnlichen Handlungen" das Publikum zu rühren vermöge, sondern zum „Unerhörten und Erstaunlichen", ja „zur Geisterwelt" seine Zuflucht nehmen müsse, so begab er sich mit dem „Heimweh" selbst auf dieses Niveau, und der graue Mann wurde sein Panier.

Immer deutlicher sieht er jetzt, daß die große Scheidung von Schafen und Böcken beginnt, und die Pflicht erwächst ihm, ein Heerrufer für die Schafe zu werden. Dabei macht er die schmerzliche Wahrnehmung, daß er die Masse der Gebildeten und Honoratioren, die von der Aufklärung verseucht sind, gegen sich hat. Um so eifriger gilt es, sich der Bürger und Bauern und vor allem der Schwankenden zu versichern. Der 1784 aufgegebene Plan, den ländlichen „Volkslehrer" zu erweitern, wird nun doch noch Wirklichkeit. Stilling dreht allem bisherigen Streben nach gefälligen Formen entschlossen den Rücken. Es kostete ihn gewiß keine große Überwindung. Er wird und bleibt bis zu seinem Lebensende (1817) christlicher Volksschriftsteller. Als solcher, im Dienste einer tendenziösen Propaganda, gab er ohne Mitarbeiter heraus:

1795—1816 „Der graue Mann, eine Volksschrift."

1803—1815 „Des christlichen Menschenfreundes biblische Erzählungen"; eine nackte, verwässernde Nacherzählung der wichtigsten Partieen der Bibel.

1803—1807 „Der christliche Menschenfreund; in Erzählungen für Bürger und Bauern." Er enthält Anekdoten aus verschiedenen, zum Teil sehr trüben Quellen sowie aus Stillings Leben. Die beiden Abteilungen des „Menschenfreundes" wurden auf Anregung der englischen Traktat-

gesellschaft aus gesammelten Geldern bestritten und umsonst verteilt.

1805—1816 „Taschenbuch für Freunde des Christenthums“ in Kalenderform.

Es handelt sich um eine Massenproduktion niederster Sorte. Einige Bemerkungen sind nur dem „Grauen Mann“ zu widmen, von dem die drei andern Unternehmungen ein bloßer Abklatsch sind.

Die anfängliche Form der Volksschrift war eine Art Fortsetzung des „Heimwehs“. Der graue Mann tritt auf und wandert über das „Europäische Knochenfeld“, wo er den guten Menschen ein freundliches Gesicht macht, die Aufklärer aber und besonders die Geistlichen unter ihnen dermaßen abführt, daß sie vor seinen Blicken taumeln oder gar in Ohnmacht fallen. Das wird aber bald aufgegeben, und statt dessen erhalten wir die von Stilling geschriebenen Protokolle eines Kollegiums frommer Männer, dem der graue Mann als oberste Autorität beiwohnt; doch wird auch diese ermüdende Form nach Belieben durchbrochen durch private Ergüsse Stillings, oder durch Briefe und „Manifeste“ des grauen Mannes, wenn er am Erscheinen verhindert ist.

Auch wenn man Stillings ausgesprochene Resignation in ästhetischer Hinsicht gebührend respektiert, kann man diese Machwerke nicht lesen, ohne häufig abgestoßen zu werden. Man erfährt die Wahrheit der darin ausgesprochenen Worte, daß er zu allem, was er je geschrieben, nie einen einzigen Plan entworfen habe, sondern sich „mit völliger Übergebung an die Leitung des heiligen Geistes hinsetzte“ (VII, 469). Ja, er scheint es, nur nicht gleich glücklich, wie die Guyon gemacht zu haben, die, wenn sie eine verlassene Arbeit wieder aufnahm, grundsätzlich nicht nachsah, womit sie aufgehört hatte. Vollkommene Planlosigkeit, wahlloses Drauflosschreiben, was und wie es gerade in den Kopf kommt, grenzenlose Wiederholung, ein zuchtloses Sichgehenlassen — das ist in der Tat die Signatur des grauen Mannes.

Neben den geläufigen Themen — Tiraden gegen die Aufklärer und „Christushasser“, von denen namentlich der abgeschiedene Voltaire fanatisch verfolgt wird, gegen die protestantischen Neologen, gegen den Luxus, Lamentationen über den wachsenden Abfall, dogmatischen Erörterungen oder seicht-parabolischen Darstellungen der Heilsbegriffe und Fragen des christlichen Familienlebens — fließen ganze Stücke aus den in der Folgezeit erscheinenden Werken ein: über Apokalypse und Geisterkunde. Mit geradezu metereologischer Beobachtung, doch ohne einen starken nationalen Ton werden die Weltereignisse an der Hand der Offenbarung Johannis verfolgt. Napoleon wird lange Zeit für den Antichrist gehalten; es zeigt sich aber, daß er weder hierzu noch zum „Menschen der Sünden“ die erforderlichen Qualitäten besitzt; „zu alledem ist Napoleon nur ein mittelmäßiger Kopf“, und man befindet nun für wahrscheinlich, daß ein Papst zu der Rolle des Antichrist auserlesen sei. Mit gleich aufgeregtem Interesse werden die übrigen Hauptsymbole der Apokalypse erforscht.

Alle Fehler, die Stilling wie früher, so auch jetzt noch eindringlich rügt, begeht er selbst. Er warnt vor dem Splitterrichten, es gibt aber keinen leidigeren Splitterrichter als den grauen Mann; er verbietet das Prophezeien und läßt keine Gelegenheit vorbei, um sowohl im allgemeinen als im einzelnen die anmaßendsten Prophezeiungen loszulassen; er tadelt das „Däumeln“, muß aber gestehen, daß er selbst es gelegentlich tut; er predigt gegen den Unfug des Gespensteraberglaubens und erzählt selbst Geistergeschichten. Die Geheimnistuerei, ferner die Feierlichkeit, die wegen jeder Kleinigkeit an Gottes Gericht appelliert, die erschreckend oberflächliche Theodizee gegenüber gewissen Zeitereignissen (XIV, 224 ff. VII, 142; Verteidigung gegen Vorwürfe in dieser Hinsicht XIV, 337), die Anwendung des billigen *argumentum ex tuto* gegenüber den Ungläubigen — das alles verstößt doch nicht mehr bloß gegen einen reinlichen Geschmack, sondern zeigt eine bedenkliche Verwirrung des ethischen Gefühls.

Je mehr diese Züge, die ich nicht mit Beispielen belege, geeignet sind, den Pietismus von einer unschönen Seite her zu beleuchten, desto weniger darf es unerwähnt bleiben, daß doch aus dem pietistischen Leserkreise die nüchternen Stimmen nicht verstummten, die Stilling durch Zuschriften ernstlich ermahnten, sich hier und dort Zügel anzulegen. Die Berichtigungen und Auseinandersetzungen mit solchen kritischen Lesern des eigenen Lagers (VII, 391: VIII, 185 ff.) sind unerfreulich.

Mit der Berufung auf seine unzweifelhafte höhere Bestimmung und seinem Trieb zur schriftstellerischen Wirksamkeit schneidet er sich den Weg der Selbsterkenntnis ab; er erklärt schließlich „feierlich und vor dem Angesicht Gottes: ... kein sterblicher Mensch kann, soll und darf mich beurtheilen, weil keiner die Ursachen und Triebfedern weiß, die meine Handlungen leiten“.

Neben all dem ist jedoch die aufklärerische Ader in ihm keineswegs abgestorben. Die verständigsten Urteile stehen oft inmitten von Darlegungen, denen man jede Besonnenheit absprechen muß. Der Verfasser des „Theobald“ hört nicht auf, beherzigenswerte Worte zu reden; besonders hervorzuheben sind seine Winke für christliche Kinderzucht: da werden die Eltern vor dem üblichen Generalfehler gewarnt, ihren Kindern und Hausgenossen durch zu häufiges und zu langes Beten, durch Zwang zu religiösen Übungen u. dgl. Ekel einzuflößen „und endlich die ganze Religion verhaßt zu machen“. „Die geistliche Freiheit erfordert, daß Niemand, nicht einmal ein Kind, und vielleicht dieses am wenigsten zu irgend einer Religionshaltung gezwungen werde“ (VII, 102, 338, 531). Und er leitet es von dieser falschen Methode her, „daß zuweilen die berühmtesten und frömmsten Väter die gottlosesten Freigeister erzogen haben.“ Diese Stellungnahme ist eine große Freiheit innerhalb des Pietismus. Denn daß Stilling sich zu diesem rechnet, das bekennt er eben im „Grauen Mann“ auf das rückhaltloseste: „ich bin ja im Pietismus erzogen, und gehöre zu Euch bis auf den heutigen

Tag, aber hört mich eben deswegen, damit auch Gott Euch höre" (VII, 111).

Dieser flehende Wunsch, von den Brüdern angehört zu werden, bezieht sich besonders auf das Leitmotiv des „grauen Manns", das durch seinen ungeordneten und widerspruchsvollen Inhalt überall durchklingt: den Philadelphismus. Unermüdlich ruft Stilling den christlichen Sekten und Konfessionen zu: Werft doch eure Uniform ab und vereinigt euch auf die wenigen Anschauungen, die euch zu einer geschlossenen Armee von Gotteskindern machen gegenüber der Masse der Aufgeklärten — denn der Tag der Entscheidung ist nicht mehr fern; als Hauptsymptome neben den Ergebnissen der Schriftforschung gelten der scheinbar beginnende Abzug der Juden nach Palästina und der bedeutsame Fortschritt der Heidenmission, zu deren Unterstützung Stilling eifrig ermahnt.

Aus dieser philadelphischen Tendenz heraus, die ihn auch Fritz Stolbergs Konversion gerecht und verständnisvoll beurteilen ließ (VII, 390 und Briefe an Fouqué S. 176, 183) und die neben weitem Widerhall doch auch manchen Widerspruch fand — denn die gleichzeitige Neigung zum Philadelphismus und zur Sektenbildung ist das Unglück des Pietismus — entspann sich auch ein 1810 und 1811 gedruckter Briefwechsel mit dem katholischen Professor Anton Sulzer in Konstanz: „Wahrheit in Liebe" von Sulzers Seite und „Antwort durch Wahrheit in Liebe" von seiten Stillings.

Diese ganze Kontroverse über Katholizismus und Protestantismus war von vornherein fruchtlos, da Sulzer keineswegs wie Stilling von einem philadelphischen Gesichtspunkt ausging, sondern, und zwar mit überlegener Dialektik — „Sulzer ist erstaunlich grob und unartig" (Briefe an Fouqué S. 180) — an dem angesehenen und anerkannten Führer der Pietisten eine Akquisition für seine Kirche zu machen hoffte.

Endlich kann uns auch die 1799 erschienene, 1805 mit einem Nachtrag versehene „Siegesgeschichte der

christlichen Religion“ nicht weiter beschäftigen. Sie ist eine nur zum Teil kritische Überarbeitung und Ausmalung des Bengelschen Apokalypsenwerkes und hat gerade das Wertloseste, die zeitrechnerischen Spielereien Bengels, mit besonderem Nachdruck übernommen. Mit Bengel war nun Stilling eine Zeitlang überzeugt, daß das 1000jährige Reich 1836 anbreche; später ließ er sich von anderen zum Glauben an das Jahr 1816 bekehren; nötigenfalls sollte der Anbruch auf eine unsichtbare Weise erfolgen. Was Stilling Eigenes dazugibt, ist theologisch dilettantisch, oft lächerlich und willkürlich, mit vollem Recht von Lavater unverblümt verworfen. Es muß bloß noch gesagt werden, daß Stilling das Sonnenweib auf die Brüdergemeinde deutete, deren Hochschätzung seit seinem Besuch dauernd bei ihm feststand.

Nach allem Vorausgegangenen kann es nicht überraschen, wenn in dieser Periode nun auch der Okkultismus in Theorie und Dichtung breit zum Durchbruch kam.

Geisterschriften.

Im Hinblick auf Lavater sagte Jung Stilling: „Jeder hat auch im Metaphysischen seine Idiosynkrasien.“ Unter diesem Gesichtspunkt kann man auch seine eigenen Jenseitsspekulationen in Ruhe betrachten.

Stilling dokumentiert damit aufs neue seine innerlichste Zugehörigkeit zum Pietismus, für welchen das hartnäckige Tasten nach dem Übersinnlichen, das Ergreifenwollen der in unsere Welt „hereinragenden“ Geisterwelt von jeher eine heimliche Liebe ist, die dann leicht der verfehlte Zentralpunkt des ganzen religiösen Bedürfnisses wird. Nichts ist natürlicher, als daß diese Erscheinung hauptsächlich dem höheren Alter angehört, in dem der Mensch die Grenzen des Erdenlebens bedenklicher ins Auge faßt, in dem das Diesseits seinen süßen Geschmack mehr und mehr verliert und das „Heimweh“ wächst.

Für unsere Betrachtung der Stillingschen Schriften dieser Richtung ist es zweckmäßig, gegenüber der Editions-

chronologie eine Umstellung vorzunehmen. Die „Scenen aus dem Geisterreiche“ gehören dem Erscheinen nach den Jahren 1795—1801 an, während die „Theorie der Geisterkunde“ erst 1808/9 erschien. Aber das ist äußerlich. Denn längst vor 1808 sind die Grundzüge der „Theorie“ in den andern Schriften zerstreut niedergelegt. Es verschlägt also nichts, wenn wir das spätere Werk zuerst behandeln, das die theoretische Unterlage zu den poetischen „Scenen“ bildet.

„Theorie der Geisterkunde, in einer Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Geschichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse“ (VI, 363 ff.). Ein echter Stilling: inhaltlich wenig originell, formal trocken, nur durch paragraphenmäßige Einteilung und umständliches Vorgehen die Wissenschaftlichkeit anzeigend, strotzend von Wiederholungen, logisch unmöglich.

Der schon aus dem Titel hervorgehende Zweck war ein doppelter (vgl. auch Vömel S. 86/7); einerseits den sich gierig in einen Wust von Gespenstergeschichten hineinbohrenden und allen Truges Beute werdenden Aberglauben zu zerstören — andererseits jenen totalen Unglauben, der gar keine Ahnungen und Geistererscheinungen glauben will.

Der ersten Partei wird gezeigt, daß fast alle Visionen, Ahnungen, Erscheinungen usw. Betrug oder Selbsttäuschung seien; der andern, die wieder in eine ganze Anzahl von Klassen zerlegt wird, soll bewiesen werden, daß trotzdem weder die Möglichkeit noch die erlebte Wirklichkeit solcher Fälle zu bestreiten sei, von denen dem Ungläubigen eine ganze Fülle der handgreiflichsten und unwidersprechlichsten in den Schoß geschüttet wird. Beiden Teilen aber gilt die Warnung, die stets das dicke Ende der saftigsten Erzählungen bildet: im übrigen laßt die Hand davon und auch die Gedanken, denn das ist natur- und gottwidrig. Die *bona fides*, mit der unser Autor hier seinen goldenen Mittelweg wandelnd nach zwei Seiten hin Gutes zu stiften

glaubt, ist gewiß der Gipfel seiner überhaupt ungewöhnlichen Naivetät.

Die Grundlage der brüchigen Theorie bildet eine langgenährte Lieblingsidee: der Glaube an den Hades und die damit verbundene Topographie. Der Hades ist nach einem alten Glauben der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen und der gestürzten Engel: er geht vom Mittelpunkte der Erde in ihren weiten Dunstkreis hinaus bis an die oberen Sphären, wo die guten Engel hausen und die höchste Majestät des Lichtes thront. Der Hohlraum in der Erde (vgl. S. 203) ist für die bösen Engel bestimmt, für den Satan und die Verdammten; dorthin werden sie vor Anbruch des großen Gerichts verwiesen, er ist die eigentliche Hölle. Die Scheol, der apokalyptische „Totenbehälter" vor dem Gericht, ist demnach genauer das Mittelreich zwischen der Hölle und den höchsten Regionen des Himmels. Das Heer der im Hades-Scheol befindlichen Geister aber bildet ein wichtiges Werkzeug der göttlichen Welt- und Menschenregierung; denn die Geister besitzen die Fähigkeit, auf die Menschen einzuwirken. Und zwar unbeschadet der menschlichen Willensfreiheit in diesem Sinne: der böse Geist kann nur auf den Menschen wirken, der ihm durch sein eigenes Verhalten eine Blöße dazu gibt, und umgekehrt; die Geister säen Samenkörner aus, für die den Boden fruchtbar oder steril zu machen ganz in des Menschen freier Hand steht. Die Theorie sucht nun zweierlei zu beweisen: erstens die Existenz des Hades, zweitens die Möglichkeit und Beschaffenheit eines Verkehrs zwischen diesen Mittelreich- und den leibhafteren Erdbewohnern. Die Lenkung und Beeinflussung der Letzteren, nichtsdestoweniger Willensfreien, durch die Geisterwelt unter der Zentralleitung Gottes (Vorsehung) nennt Stilling sein „theokratisches Freiheitssystem".

Mit dem Hades stieß nun Stilling gleich auf zwei Gegner, die er mit leichter Mühe abfertigt. Der eine ist die protestantische Theologie und in letzter Linie die Autorität Luthers, der in bedauerlichem Irrtum den Hades

abgeschafft habe und damit auch den Glauben an Geistererscheinungen, von denen nun, um die Bibel zu retten, viele Theologen annahmen, daß sie eben seit der Apostel Zeiten aufgehört hätten; eine verderbliche Anschauung, der gegenüber die katholische Kirche doch noch ihr Fegfeuer habe, zwar eine hierarchisch ausgenutzte Entstellung, aber doch noch ein echter Rest des alten Hades. Demgegenüber verlangt Stilling energisch die Restitution der, wie er behauptet, altchristlichen Hadeslehre. Er scheint hierin ganz Emanuel Swedenborg zu folgen [1]).

Auch der andere Gegner, die materialistisch-mechanische Aufklärungsphilosophie, wird wegen der Verderbung des altbiblischen Weltbildes angegriffen. Seltsamerweise erscheint diesmal als der Ausgangspunkt der hadesvernichtenden Aufklärung — Kopernikus. Die Verrückung der Erde aus ihrer gewichtigen Stellung hat nämlich dem Renommee der Geisterwelt so geschadet, daß man schließlich nicht mehr an sie glaubte. Überdies wäre es — nur halb ausgesprochen — unserem Verfasser sehr peinlich, die armen Hadesbewohner jährlich eine Reise um die Sonne machen zu lassen. Er, der 1787 noch in den „Blicken“ die Erde mit Kant als einen abgeschleuderten Planeten hatte um die Sonne kreisen lassen, widerlegt nun sich selbst und Kopernikus mit einem leichtfertigen Griff in eben desselben Kant Erkenntnistheorie. Da nämlich, spekuliert er, das logisch allerdings unanfechtbare System des Kopernikus durchaus auf die Raum- und Zeitvorstellung gegründet ist, diese aber im absoluten Denken Gottes keine Geltung hat, so ist in Wirklichkeit auch jenes Weltbild falsch und wir können uns mit größerer

[1]) Vgl. übrigens auch Lessing, der das im 18. Jahrhundert mannigfach erörterte Problem in gleicher Richtung dogmatisch verteidigend einmal streift in seinem Aufsatz über „Leibniz von den ewigen Strafen“: „Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den die Reformatoren, ohngeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht so schlecht weg hätten werfen sollen ...“ Lachmann 1855 IX, 171.

Sicherheit dem überdies näherliegenden biblischen anvertrauen. Eben noch knapp wird hinzugefügt, die Bibel habe sich bei der Wiedergabe dieses wahren Weltbildes den menschlichen Vorstellungen angepaßt — bei dieser Selbstbeschwichtigung bleibt es aber und stillschweigend wird uns die Dispensierung der Bibel von der an jene Vorstellungen gebundenen Menschenlogik anheimgestellt.

Es ist die uns schon bekannte (vgl. S. 207) klägliche Methode: Stilling beweist mit Kant die Grenze der menschlichen Begriffe, um alsbald mit eben diesen als mit Schild und Lanze bewaffnet über die Grenze zu springen und dort frohlockend Siege zu erringen.

Das ist in der Tat die gequälte Axe seiner „Theorie" und auch der Kernpunkt seiner philosophischen Apologetik. Man müßte dieses Verfahren als unreell bezeichnen, wäre es nicht ehrlich gemeint. In seinen eigenen Augen wie in denen seiner unzähligen Anhänger schien es Stilling fertig zu bringen, nicht mehr nur das Unbegreifliche demütig hinzunehmen, sondern die Vernunftwidrigkeit als Bürgschaft für die höchsten Wahrheiten vernunftgemäß zu beweisen.

Indem somit die Existenz des Hades feststeht. handelt es sich nur noch darum, die Möglichkeit einer Verbindung der beiden Welten zu beweisen. Dies geschieht zuerst von der Natur des Menschen, dann von den Geistern aus.

Für den ersten Beweis fand Stilling Mesmers tierischen Magnetismus als ein, wie ihm schien, geradezu herausforderndes Mittel vor. Der Mesmerismus hatte zwar seine aktuelle Zeit hinter sich, aber Wienholt, Böckmann und Gmelin, Männer, die Stilling zum Teil persönlich kannte, kultivierten ihn eifrig weiter.

Stillings ganze Theorie ist eine Steigerung der Mesmerischen. Er operiert mit Mesmers Fluidum, das er Äther nennt, und das ihm den Übergang zwischen Sinnen- und Geisterwelt repräsentiert. Diese lichthafte Materie bildet zugleich die Substanz der tierischen Seele, die im Menschen

durch Hinzutritt des göttlichen Funkens ihren rein animalischen Charakter verliert; sie wird dadurch vielmehr zweiseitig, physisch-überphysisch, und kann, vom Leibe losgelöst, sich einen Lichtkörper formieren. Wir sehen, hier erscheint der alt-okkultistische Astralkörper.

Stilling beschreibt nun die hellseherischen Phänomene des magnetischen Zustandes als ein teilweises Loslösen der lichtkörperlichen Seele von den Sinneswerkzeugen ihres „Fleischkerkers“. Indem er nun einfach die Möglichkeit einer vorübergehenden vollkommenen „Entbindung“ der Seele vom Körper zwar keineswegs beweist, aber behauptet, so ist der große Schritt getan: der Mesmerische „Rapport“ des magnetischen Subjekts mit harmonisch gestimmten Menschen hat seine höhere Analogie gefunden: die völlig losgelöste Seele hat die Fähigkeit, sich mit ähnlichen Wesen der Geisterwelt in Rapport zu setzen.

Da nun hierdurch die Verbindung mit dem Hades glücklich gesichert und ein großes Bedürfnis gestillt ist, kann Stilling um so ausgiebiger die andere Seite seines Unternehmens verfolgen, nämlich vor dem krassen Aberglauben zu warnen. Den Sündenbock des nunmehrigen Aufklärungspredigers macht jetzt der niedere Magnetismus, soweit er nicht die von Stilling aufgestellte höhere Stufe erreicht. Alle seine Phänomene, so warnt er in der Tat unermüdlich, sind nichts Geisterhaftes, sind rein diesseitig; aus allen Ahnungen und Visionen, die daher kommen, soll man sich nichts weiter machen; sie sind pathologische Erscheinungen, überdies oft betrügerisch ausgenutzt. Nur ja nichts Göttliches dahinter suchen; in keinem Falle vollends weder den höheren noch den niederen magnetischen Zustand künstlich herbeiführen wollen! Im übrigen werden für die kritische Unterscheidung der beiden Möglichkeiten die zweifelhaftesten Merkmale angegeben.

Dies ist der Hauptinhalt der „Theorie“, den sie nur verworrener und umständlicher expliziert. Weitere Einzelheiten, die dazu kommen, sind durchaus untheoretischen

Charakters, oft rein aus der Luft gegriffen, von den für wahr genommenen Geschichten abstrahiert und der Theorie angeklebt.

Dabei fließen zahlreiche Widersprüche mit ein, die wir auf sich beruhen lassen.

Den Beweis von der andern Seite her, der den Geistern die Möglichkeit geben soll, auf Erden in Aktion zu treten, umgeht Stilling eingestandenermaßen dadurch, daß er den Beweis von der Wirklichkeit solcher Aktionen erbringt; richtiger dadurch, daß er eben eine Anzahl (an 40) Erscheinungsgeschichten erzählt. Sie setzen, obwohl Stilling das ihm aus den interessierten Kreisen massenhaft zugeflossene Material einer scharfen kritischen Sichtung unterworfen zu haben versichert, das Buch vollends fast auf das Niveau einer allen abergläubischen Sinn reizenden Anekdotensammlung herunter.

Wir können uns füglich darauf beschränken, die Quellen dieser Geschichten anzugeben, die sich selbst charakterisieren. Eine Anzahl derselben stammt aus mündlicher oder schriftlicher Tradition des Bekanntenkreises — fast durchweg aus dritter oder vierter Hand. Ihre Glaubwürdigkeit wird lediglich durch ein überfließendes Leumundszeugnis garantiert, das Stilling dem letzten Gewährsmann ausstellt, von dem er versichert, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, auch nur die geringste Unwahrheit zu sagen; das ausschlaggebende Kriterium ist aber die Frömmigkeit dieser Person. Der vertrauenswürdigste Fall einer bedeutenden Vorahnung ist der, den Stilling selbst von seinem Prinzipal Flender gehört hat als dessen eignes Erlebnis.

Noch schlimmer aber steht es mit den gedruckten Quellen. Die beste davon, aber selten benutzte ist Moritzens „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“, während das alte „Theatrum Europaeum“ Merians, das am meisten ausgeschriebene „Museum des Wundervollen“ sowie Eckartshausens „Aufschlüsse zur Magie“ nur dem harmlosesten Geistergläubigen Material bieten konnten; am übelsten aber sind die „Monatlichen Unterredungen aus dem Reiche

der Geister.“ Auch die doch ausschließlich gegen den Aberglauben gerichtete Prozeßaktensammlung: „Uhuhu oder Hexen-, Gespenster-, Schatzgräber- und Erscheinungsgeschichten“ zitiert er als Lieferanten von Aussagen, die mitten unter viel Betrug doch gewiß wahr seien. Unbesehen nimmt er Zeitungsnotizen auf, wie z. B. aus dem „Niederrheinischen Courier“, der aus dem Journal de Paris schöpft, welches wiederum ohne Quellenangabe eine in Lyon passierte Geschichte bespricht. Als frappantestes Beispiel einer Vorhersagung wird uns die bekannte Novelle La Harpes über Cazotte [1]) erzählt, die Stilling für bare Münze nimmt, indem er die selbstgestellte entscheidende Frage: ob die Erzählung vor oder nach der Revolution geschrieben sei? unbeantwortet stehen läßt. Von einer andern für wahr und neu ausgegebenen Geschichte entdeckte Jakob Grimm (Briefw. zw. J. u. W. Grimm aus der Jugendzeit S. 90) mit Schrecken, daß sie schon im Vincentius Bellovacensis stehe. Zuletzt sei Swedenborg erwähnt. Die berühmten Geschichten [2]), die man sich von diesem Hellseher erzählte und die Kant in den „Träumen eines Geistersehers“ seiner Prüfung unterzogen hat, fehlen natürlich nicht in der „Theorie der Geisterkunde“, die ja auch als solche die Bekanntschaft mit Swedenborg verrät. Doch fällt Stilling kein blindes Urteil über den Mann: „Seine Schriften enthalten ungemein viel Schönes, Lehrreiches und Glaubwürdiges, aber auch mitunter hie und da so unbegreiflich läppische und widersinnige Sachen, daß ein geübter Geist der Prüfung dazu erfordert wird, wenn man sie mit Nutzen lesen will.“ (Ebenso Schubart, Schriften VIII, 122.)

Man muß sagen: Stilling selbst besaß nicht „den geübten Geist der Prüfung“, als er seine „Theorie der Geisterkunde“ mit den aus solchen Quellen fließenden Geschichten stützte.

[1]) La prophétie de Cazotte. 1794

[2]) Zu ihrem Aufschluß vgl. „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen“ 1808, S. 3794.

Der Erfolg des Buches war ein ungewöhnliches Aufsehen; ein Stich ins Wespennest. Der gute Protestant ärgerte sich über die Antastung der Reformation, dem Katholiken war sein Fegfeuer heilig, so wie es war; der Abergläubische liebte die Gespenster, die man ihm rauben wollte, und der Aufklärer sah eine Wolke neuer Gespenster — gleichermaßen spotteten alle über die Abfertigung des Kopernikus. Und auch unter den Pietisten, die freilich größeren Teils das Buch mit Begeisterung aufnahmen [1]), fehlte es doch nicht an den Diffizilen, die einen anstößigen Punkt herausfanden und ihre Meinung dem Bischof auf die Kanzel legten. Das schmerzte ihn am meisten. Er fühlte sich von allen mißverstanden und konnte freilich auch seinerseits immer einen Punkt finden, in dem man ihm Unrecht tat. In Basel wurde das Werk verboten, in Württemberg konfisziert. Gegen das gedruckte, sehr ruhige und sachliche Gutachten der Basler Geistlichkeit [2]) erließ Stilling 1809 noch eine „Apologie", um dann „mit blutendem Herzen" die Feder wegzulegen. Es war das Beste, was er tun konnte; nur noch in den Briefen lesen wir seine Klagen. Bemerkenswert ist die einlenkende Äußerung gegenüber Heß (Vömel S. 96) 1810: „ich habe . . . strenge Prüfungen angestellt und gefunden, daß ich hie und da hätte behutsamer sein sollen. Ich habe deshalb den Herrn um Verzeihung gebeten und Vorsicht versprochen, und ich hoffe, er hat es mir verziehen." Und Varnhagen von Ense weiß aus Stillings letzten Jahren zu erzählen (Denkwürdigkeiten IX, 100 ff.): „Von der Theorie der Geisterkunde wollte er nicht gern sprechen,

[1]) Ein nüchterner Rezensent „aus Württemberg" schreibt im Allg. Anz. der Deutschen 1808 S. 3796: „In der Gegend des Unterzeichneten wird dieses Buch nicht nur gelesen, sondern verschlungen, von Leuten aus dem gemeinen Volk und vom Mittelstand . . . sie halten sich blos an die Resultate, an die schauerhaften Erzählungen von Gespenstern."

[2]) Über den Verlauf dieser Angelegenheit vgl. Basler Jahrb. 1894 S. 79 ff.

er sah sie als eine Verirrung an.“ Im ganzen fühlte er sich doch wohl mehr verkannt.

Es ist leicht, mit der Aufgeklärtheit unseres Jahrhunderts über Stillings Buch zu lachen. Es wurde übrigens noch 1903 von dem Lorcher okkultistischen Verlag neu herausgegeben. Vor hundert Jahren gab es, vom blühenden Volksaberglauben ganz zu schweigen, unter den wahrhaft gebildeten und gelehrten Männern zahlreiche, die das Werk mit vollem Ernst hinnahmen und denen es etwas zu sagen hatte, und man braucht nicht auf Luther zurückzugehen, um krassen Aberglauben mit nüchternstem Verstand und kritischer Fähigkeit auffallend vereinigt zu sehen. Deshalb verdiente die „Theorie der Geisterkunde“ trotz ihres zutage liegenden wissenschaftlichen Unwertes eine ausführlichere Besprechung; von der Stellungnahme einiger bedeutender Persönlichkeiten dazu wird noch die Rede sein.

Gegenüber der „Theorie der Geisterkunde“ scheinen die „Scenen aus dem Geisterreiche“ Dichtung zu sein. Indes ist der geisterweltliche Hintergrund der Szenen eine Weiterspinnung jener Theorie. Stilling bittet zwar seine Leser, die etwa Anstoß nehmen möchten, sie sollten das alles bloß für „Einkleidung“ wesentlicher und ewiger Wahrheiten nehmen, gesteht aber nach seiner Art zugleich, daß es für ihn „gegründete Vermuthungen“ seien.

Zu der halbdramatischen Form wurde Stilling wieder durch ein fremdes Vorbild, diesmal die Lucianischen „Göttergespräche“ in Wielands Übersetzung (vgl. I, 481/2; R. 453), angeregt. 1795 (nicht 1797, wie in den Bibliographieen zu finden) erschienen 14 Szenen, die in der zweiten Auflage 1800 durch „Lavaters Verklärung“ vermehrt wurden; ein zweites Bändchen mit 12 Szenen folgte 1801, darunter die schon 1788 für sich veröffentlichte „Verklärung Eickels“.

Die Einkleidung im ersten Bändchen schließt sich ganz an Lucians „Totengespräche“ an: Dialoge der im Hades ankommenden Neulinge unter sich oder mit älteren

Bewohnern des Schattenreiches; der Einfluß der Wielandischen Übersetzung reicht so weit, daß Stilling, wie Wieland den Lucian, in Fußnoten sich selbst kommentiert. Das fällt im zweiten Band weg; hier begibt sich bisweilen der Verfasser selbst in die Szene, die er sich von seiner christlichen Muse „Siona" erklären läßt. Die Abwicklung der Szenen geht schematisch vor sich; sie ist an die Topographie des Hades und die festgelegte Vorstellung vom Schicksal der Abgeschiedenen gebunden. Indem wir nun die Grundvorstellungen kurz zusammenfassen, stellen wir zugleich ihre fast restlose Identität mit Swedenborgs und Lavaters Ansichten fest. Beide hat Stilling gut gekannt und sowohl Swedenborgs *„De Coelo et ejus Mirabilibus et de Inferno ex Auditis et Visis"* als auch Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit" studiert. Um unnütze Weitschweifigkeit zu meiden, mögen kurze Verweise auf die entsprechenden Stellen der beiden Werke und Zitierung nur der bezeichnendsten genügen. Lavater fußte natürlich selbst auch auf Swedenborg, als er, ein ins Jenseits gewendeter Jules Verne, das Unergründliche durch beliebige Steigerung des diesseits Gegebenen zu ergründen und für sein geplantes Gedicht anschaulich zu machen suchte — ein übrigens schon in Locke's *Essay* gewiesener Weg.

Die Voraussetzung für ein individuelles Fortleben nach dem Tode besteht für Stilling in der Beibehaltung des Erinnerungsvermögens. Der Grad des Selbstbewußtseins nach dem Tode kommt ganz „auf die Lebhaftigkeit der Imagination und die Übung im Denken" (III, 378) während des Lebens an. So sagt auch Lavater (Aussichten III, 69): „Es muß ein Unterschied sein in der Fertigkeit des geübten und ungeübten Denkers — Newton wird vermuthlich immer ein Genie im Himmel bleiben" (vgl. Swedenborg, De Coelo ... London 1758 § 461). Die Substanz der Seele, den Lichtkörper, läßt Stilling über dem Grabe schweben beim „Auferstehungskeim" des Körpers, der sich im Herzen oder Hirn befindet und also

nicht mit der Seele identisch ist. Es ist nun neben den mancherlei Vorstellungsroheiten ein auffallend kühner und interessanter Gedanke, wenn Stilling gelegentlich den ganzen Hades und alle Erlebnisse der Seele vor dem letzten Gericht rein in deren Imagination verlegt, wodurch er ihr eine Art Welt als Wille und Vorstellung schafft (unmißverständlich III, 380. II, 10). In den Geisterszenen freilich geht diese Meinung über der anschaulichen Darstellung ganz verloren.

Räumlich vorgestellt ist der Hades also ein Mittelreich zwischen Himmel und Hölle, wie es moralisch die Zwischenstufe ist für die Seelen, deren Schicksal erst hier entschieden werden soll. Nach beiden Seiten zerfällt er in drei abgestufte Reiche. Zwischen Gebirgen liegend, stellt er ein ödes, dämmerndes Tal vor. Swedenborg: „*Mundus spirituum apparet inter Montes et Petras, hic et ibi insinuata et elevata*“ (§ 428).

Alsbald nach dem Tod setzt die Wirkungskraft der im Leben gebildeten Imaginationskraft ein: das Aussehen des Hades wird gänzlich aus dem vom Individuum auf Erden gesammelten Bewußtseinsinhalt herausgeboren. „Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Zugleich tritt das höchstentwickelte magnetische Ahnungsvermögen in Tätigkeit in Form eines unwillkürlichen Rapportes mit allen gleich oder ähnlich veranlagten Seelen, der Abstoßung aller entgegengesetzt Gearteten: ein unentrinnbarer Zwang moralisch-mechanischer Art. Ebenso Lavater (I, 243 a. a. O.): „Jedes Individuum würde sich nach einem allgemeinen pneumatischen Gesetze zu demjenigen gesellen, dem es am ähnlichsten wäre.“

Und nun beginnt die Weiterentwicklung, die allein von der inneren Qualität abhängig ist. Wer sich im Leben eine ausgesprochene Intention zum Guten erworben hat, der wird jetzt unaufhaltsam zum Besseren fortgerissen, er wird von seinen schädlichen Neigungen gereinigt, die Verworrenheit seiner Imagination klärt sich immer mehr zu lichthellem Glanze. Umgekehrt verdüstert sich der

Horizont des Bösen und die Welt seiner Imagination füllt sich mit Grauen und Schrecken.

In der anschaulichen Gestaltung der Szenen geschieht dies beides durch ein schwebendes Immernäherkommen; dort zu der Quelle des Lichts, das fern hinter den Bergen strahlt und die guten Seelen wie Motten an sich zieht, hier durch einen entsetzlichen Zug zum entgegengesetzten Reich der von vulkanischen Flammen roterhellten Finsternis und der pesthauchenden Dünste. Das alles spielt sich infolge des moralisch-magnetischen Rapportes in Vereinen ab, es ist ein unaufhörliches gruppenweises Auseinanderströmen aus dem dämmernden Mitteltal zu den beiden Polen.

Ferner drückt sich die moralische Gesamtqualität jedes Einzelnen in seiner Gestalt sprechend aus. Jede Person ist eine unverhüllte Manifestation ihrer ganzen Existenz, ein aufgeschlagenes Buch ihrer selbst. Es bedarf deshalb im Hades auch keiner Sprache; dort gilt die Natursprache des unmittelbaren Erkennens und Verstehens. Auch dieser Gedanke ist bei Swedenborg bereits genügend angedeutet (§ 463), und Lavater (III, 101 ff.) hat über die Natursprache der Geister fast trunken phantasiert.

Die wachsende Reinheit des guten Geistes hat demnach wachsende Ebenmäßigkeit der Gestalt und immer höher strahlenden Glanz zur Folge, während sich die Schlechten zu den häßlichsten Abnormitäten und Verzerrungen auswachsen, an denen ihre herrschenden Leidenschaften ohne weiteres abzulesen sind; dabei bleibt die individuelle Urgestalt doch erkennbar. Und wie die den seligen Gefilden zustrebenden Geister sich immer mehr reinigen von ihren fehlerhaften Neigungen, so verbohren sich dagegen die andern immer heftiger in ihre Laster, sich anarchisch in scheußlichem Durcheinander quälend, ohne je zur Erfüllung ihrer Lüste zu kommen. Diese abscheuliche Situation hat Lavater einmal (III, 251 ff.) so beschrieben, daß die Stillingsche Erzählung „Elruban“ im

„Heimweh“ und ähnliche Schilderungen der „Scenen“ (II, 39 ff.) kaum anders als unmittelbar auf Lavater zurückgehen können.

Dieser immerhin ziemlich geschlossene Grundplan zu den Szenen wird erweitert durch verschiedene, zum Teil sehr kindliche Lieblingsgedanken, die aber, wiederum nicht Stillings Eigentum, der mangelhaften Dramatik der Szenen aufhelfen. Stilling ist überzeugt, daß die vorgeschritteneren Seelen zu Führern, Erziehern und Regierern der Neuankommenden bestimmt sind. Es finden sich deshalb in den Gefilden des Hades zerstreut verschiedene Reiche für die einzelnen Klassen von Geistern, wo sie erzogen und für die höhere Stufe vorbereitet werden. Auch ein Kinderreich gibt es, dem aber nicht nur gestorbene Kinder, sondern auch moralisch stark zurückgebliebene Erwachsene zugewiesen werden. Bei Swedenborg finden sich Ansätze zu dieser im „Faust“ nachwirkenden Idee; Lavater hat sie entwickelt: er geht noch über das Kinderreich hinaus und vermutet ein Embryonenreich — und selbst hier macht er noch nicht Halt (I, 233/4).

Die aus dem Tod erwachten Seelen werden nun von den höheren Geistern in Empfang genommen. Sie müssen sich enthüllen — vermittelst einer Rolle; bei Swedenborg *libri memoriales* (§ 462) — darauf tritt die Vergestaltung ihres moralischen Wesens ein und sie empfangen ihr Urteil. Dabei wird höchstes Gewicht gelegt darauf, daß der Verurteilte im tiefsten Innern die Gerechtigkeit und Notwendigkeit dieses Urteils empfinde; vgl. Lavater III, 246: „Empfinden, mehr als es mit Worten gesagt werden kann, empfinden müssen sie, daß das Urtheil des Richters wahr, daß seine Verdammung gerecht ist; so sehr empfinden, daß sie den Gedanken, unter die Gesellschaft der Seligen aufgenommen zu werden, so wenig und weniger ertragen könnten als ...“ Jetzt erst werden die Bösen „hinweggeblitzt“, sie schrumpfen zusammen ... die Guten fangen an zu schimmern und dem Lichte zuzuschweben.

Das ist die Bühne und das szenische Schema [1]). Zur Ausfüllung derselben verwendet Stilling den längst feststehenden Vorrat seiner Romanmotive und Gestalten. Mit hebräischen Namen versehen, treten die Typen aus Stillings sämtlichen Schriften oder historische Persönlichkeiten auf wie Pfenninger, Heß, A. H. Francke, Spener, Ter-Steegen. Manche begleiten wir von einem erhebenden Sterbelager her; es gibt jetzt die feierlichsten aller Erkennungsszenen (vgl. S. 167); wir erleben ihr Erstaunen, ihr Frohlocken oder ihre Enttäuschung, vernehmen ihren Lebenslauf und sind Zeugen des Richtspruchs — und ziehen mit dem Verfasser viele nützliche Lehren aus diesen Vorgängen.

Dichterisch bieten die meist in Prosa geschriebenen Szenen nichts. Der Stoff bewegt sich zwischen dem Dantesken und dem Albernen, die Stimmung zwischen Rührung und Majestät. Die Beschreibungen der seligen Geister sind gar matt, verblaßt und mit Hilfe stereotyper Epitheta in farblos-leuchtende, zerfließende Anbetungsfeierlichkeit getaucht. Nur wenige Stücke verlassen das Schema, so jenes, in dem Israel Lavater sich das so lang ersehnte Menschheitsbild Christi durch die höchste Autorität für diese Frage, die himmlische Schwester und Königin des Kinderreichs Maria, beschreiben läßt; oder erfrischend in dem Einerlei „ein pantomimisches Drama aus der Geisterwelt“, das eine satirisch-allegorische Verzerrung des aufgeklärten Europas nach der französischen Revolution darstellt.

Stilling genießt hier das stille Vergnügen, das Schicksal der verschiedenen Typen, das er bisher immer nur angekündigt hatte, in Erfüllung vorzeigen zu können. Es ist nicht ohne Bosheit, wenn er dabei etwa dem Natur-

[1]) Dieses scheint wieder auf Lavater zurückgewirkt zu haben, bei der Darstellung seiner Ansichten in den „Briefen über den Zustand der Seele nach dem Tode ... an Maria Feodorowna, Kayserin von Rußland“ (1798); in den „Nachgelassenen Schriften“ 1801.

forscher oder Rationalisten eine totale Rückentwicklung zudiktieren läßt, wobei sie ihre Lieblingsideen entwurzeln und dann wieder ganz vorn anfangen müssen, ihren entleerten Kopf mit wahreren Erkenntnissen anzufüllen. Andererseits hat er aber auch „die Pietisten“ im üblen Sinne nicht verschont. Eine ursprünglich so betitelte Szene zeigte die frömmelnden Splitterrichter, wie sie im Hades eine bittere Enttäuschung erleben, weil alles ganz anders geht, als sie mit lieblosem Urteil auf Erden beschlossen haben. Freilich als nun aus dem pietistischen Leserkreise Beschwerden einliefen, da verfaßte Stilling stracks im „Grauen Mann“ eine devote Entschuldigung, änderte den Titel in „Die christlichen Pharisäer“ und nahm in das zweite Bändchen ein Gegenstück auf, in dem die „wahren“ Pietisten, von Ter-Steegen vereinigt, zur Herrlichkeit aufgenommen werden.

Eine heikle Frage drängt sich mehrmals aus dem forensischen Getriebe der Geisterszenen hervor: die Streitfrage über die Ewigkeit oder Endlichkeit der Höllenstrafen. Sie hatte Klopstocks Gemüt bewegt, Lessings Verstand beschäftigt und Nicolais satirische Feder gereizt; sie kommt auch Lavatern am Schluß seiner „Aussichten“ auf die Lippen. Und dieser beantwortet sie mit einer pietistischen Gebärde, indem er die Hand auf den Mund legt. Ähnlich ist Stillings Haltung. Er sah die Apokatastasis lediglich praktisch für eine allergefährlichste Lehre an und ließ sie durch „Theobald“ in der Sekte der Stibianer rücksichtslos unterdrücken. Dies war seine dauernde Meinung: als Lehre darf die Wiederbringung aller Dinge nicht geduldet werden. Und doch schwebt der Gedanke still im toleranten Hintergrund seines Bewußtseins; und er bricht auch gelegentlich durch den in den Szenen vertretenen Gesichtspunkt der praktischen Unentbehrlichkeit der Verantwortungslehre hindurch. An einer solchen Stelle finden wir die bezeichnende Anmerkung (II, 70): „Sollte dem sorgfältigen Christen der Gedanke einfallen, daß meine hin und wieder geäußerte Ahnung von der endlichen Er-

lösung der Verdammten böse Folgen haben könnte, so bitte ich ihn, sich nur zu erinnern, daß eine so äußerst ungewisse Vermuthung nur solche sicher machen kann, die ohnehin verloren gehen: denn wen nur die Unendlichkeit der zukünftigen Qualen vom Laster abzuhalten vermag, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

5.

Beziehungen zur Romantik.

Stilling war kein romantischer Schriftsteller im litterarhistorischen Sinn. Aber die Berührungsflächen mit der Romantik liegen klar zutage. 1795 nahm Bothe die „Romanzen“ der Lebensgeschichte in seine Volksliedersammlung auf, von ihrer Echtheit überzeugt. Ihm folgten 1807 ebenso gläubig Büsching und von der Hagen in ihrer kleinen Sammlung deutscher Volkslieder. Dagegen haben Arnim und Brentano sie nicht ins „Wunderhorn“ eingehen lassen. Verfolgen wir diese Linie gleich zu Ende: die Brüder Grimm pflückten Stillings Märchen für die „Kinder- und Hausmärchen“, und ebenso die beiden Sagen für ihre „Deutschen Sagen“. Und wir sahen, daß sie an der Textgestalt fast nichts zu bessern fanden.

Den wichtigsten Anknüpfungspunkt aber mußte die „Theorie der Geisterkunde“ geben. Damit hatte Stilling doch unzweifelhaft romantischen Boden betreten, auf dem ihm Justinus Kerner folgte [1]). Das Erscheinungsjahr 1808

[1]) In Kerners „Magicon“ findet sich Stilling des öfteren erwähnt und verteidigt, doch irrt der Weinsberger Spiritist, wenn (Werke ed. Gaismaier IV, 226) er von Stillings Glauben an eine „Seelenwanderung der Geister“ spricht; einen solchen besaß Stilling nie. Es kann unterbleiben, die weiteren Kreise zu verfolgen, die Stillings Hadeslehre gezogen hat. Sie fand auch bei zahlreichen kirchlichen Theologen Widerhall und wurde debattiert von Männern wie Fr. von Meyer, J. L. König, Menken, Martensen, Stier, Olshausen, Heubner, Rieger, O. v. Gerlach, Lindl, Nitzsch, Ed. Güder.

ist ja überhaupt für die Geschichte der Romantik von größter Bedeutung. Damals erschienen auch des romantischen Dresdener Naturphilosophen Gotthilf Heinrich von Schubert „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", die sich weithin mit älteren Lieblingsgedanken Stillings berühren. Es verdient hier noch einmal hervorgehoben zu werden, daß Stilling es schon 1784 im „Theobald", den Schubert in seinen Vorlesungen erwähnte, ernstlich beklagt hatte, daß „die Lehre von der menschlichen Seele ganz und gar vernachlässigt wird, denn was wir in der Philosophie Seelenlehre nennen, und was in den Schulen davon gelehrt wird, das ist nicht einmal das wahre Schattenbild davon, geschweige das Original selbst" (VI, 160; vgl. S. 181). Und eben da hat er die „Krankheit — denn nichts anderes ist die ganze Sache" des somnambulen Sannchen, sowie ähnliche Erscheinungen so gut beschrieben und analysiert, daß Schubert in dem Buch gewiß nicht nur eine brauchbare Beispielsammlung zu sehen hatte.

Die „Theorie der Geisterkunde", je weniger sie als eine Erfüllung jener Forderung nach besserer Psychologie gelten kann, desto mehr ist sie ein Werk im Sinne der Romantik. Und während die aufgeklärten Rezensenten den starken logischen Schwächen des Buches zu höhnisch nachgingen (Allgem. Litt.-Zeitg. 1808 S. 809, 817), fand es bei namhaften Romantikern der Wissenschaft und Dichtung freundliche, zum Teil begeisterte Aufnahme. Selbst Rahel Levin wirft es trotz ihres ganz scharfen Urteils nicht weg (Briefw. zw. Varnhagen u. Rahel, Lpzg. 1874 I, 271): „Auch ich habe Jungs Geisterkunde; das Buch und die ‚Theorie' gefallen mir sehr gut — nämlich der Punkt, woraus sie geht — er und die Geschichten grundschlecht ..." Wilhelm Grimm urteilt: „Jungs Buch ist durchaus originell und hat gewiß im Großen Recht", und auch Jakob ist von einigen Partieen desselben ergriffen (Briefw. aus der Jugendzeit S. 90, 95). Und ganzen Beifall findet die „Theorie" bei dem frommen Ritter Fouqué, der es für „ein Wort zu seiner Zeit" erklärt. Achim von Arnim aber setzte sich

alsbald hin und verfaßte eine lange Rezension für die Heidelberger Jahrbücher. Da diese aber auf der antiromantischen Redaktionsstube nicht angenommen wurde, so blieb sie liegen, um erst nach Stillings Tod 1817 mit einem Vorwort als Gedenkblatt auf den „ehrwürdigen Vertheidiger eines lebendigen Glaubens“ in Gubitz' „Gesellschafter“ zu erscheinen. Gleichzeitig mit ihm hatte Görres eine Rezension begonnen. Er schreibt an Arnim (Neue Heidelberger Jahrbücher 1900 S. 120): „Ich finde das Buch bis auf Kleinigkeiten, die aber für sein eigentliches Publikum gehören, sehr gescheidt, verständig, scharfsinnig, ja stellenweise sogar genial. Es ist mir merkwürdig wegen der Erfahrungen, die er aus seinem Umgange mit Menschen anführt, die allein noch dergleichen machen können, die aber darüber keinem andern als eben ihm Rede stehen. Ich gebe auf die Ehrlichkeit, die zwischen ihm und seinen Anhängern besteht, und auf den Glauben[1]), in dem Einer für den Andern sich verbürgen kann, unendlich mehr als auf die Wahrhaftigkeit unserer experimentirenden Physiker, die Unmöglichkeit der Correktion hat der Gegenstand schon mit der Medizin gemein. Ich habe hier schon viel Streit und Zank über das Buch gehabt.“ Görres verzichtete aber auf eine Ausarbeitung, da er von Arnims Absicht hörte.

[1]) Dagegen Rahel a. a. O.: „Ehrlich ist er auch nicht mehr. Siehst du nicht, daß er sich nun schon zu glauben zwingt? oder vielmehr mit Glaubensreden seine störende Erkenntniß übertäuben will? Es geht ihm in einem andern Weg wie Jean Paul; die Meinungen der Bücher, die er hat lesen müssen, haben ihn irre gemacht; und zum wirklichen Denken kann der vor Gemeinheit des Geistes und des langen Umgangs nicht kommen. Seine Deductionen sind kinderhaft und für einen studierten Mann zu bestrafen! seine Geschichten die lächerlichsten Offenbarungen von Pöbel — der nicht wahrnehmen kann — ohne Sinne und ohne je einen Namen. Ein gebildeter Mensch darf sich nicht einmal so aufführen, wie der seine Verklärten sich noch herumtreiben läßt. Herumtreiben kann kommen; und schrecklich sein; aber so plump schauderhaft doch wohl nicht. Das Buch hat das größte Interesse für mich. Sein Inhalt.“

Arnims Rezension ist in jedem Falle bedeutend. Je weniger sich unsere Darstellung der Theorie auf Arnims Standpunkt stellen konnte, um so lieber geben wir durch Eingehen auf seine Rezension jetzt vielleicht ein gewisses Gegengewicht.

Arnim, als Kernromantiker sicherlich dem Werke gegenüber ebenso befangen wie umgekehrt die Zeitungsaufklärung, war doch ein hervorragender Kopf und überdies naturwissenschaftlich zuständig. Seine physikalische Erstlingsarbeit hatte sich ja mit elektrischen Erscheinungen beschäftigt, und Stilling setzte sein ätherisches Fluidum in nächste Beziehung zur Elektrizität und zum Galvanismus. Arnim sieht daher die Gebrechen der „Theorie“ so gut und vielleicht noch schärfer als die empörten Zeitgenossen — aber wo jene sich scheltend auf diese Fehler werfen, da geht Arnim mit einer vornehmen Handbewegung als an etwas sehr Nebensächlichem rasch vorüber. Er spricht nur nebenbei, es dem Leser anheimstellend, von so mancherlei „Hypothesen, die eigentlich erklären sollen, aber die Erscheinungen verwickelter darstellen“, spielt nur leicht auf das verfehlte Hantieren mit Raum- und Zeitbegriffen an, bezeichnet die Bemühung, den Kopernikus zu widerlegen, als eine unnötige Beunruhigung des Verfassers und als ebenso unnötig den Kampf gegen die „mechanische Philosophie“, was längst nur noch ein praktischer terminus sei, in Wirklichkeit könne ja die modernste Physik Geister im Ernst nicht mehr bestreiten. Auch er erkennt viele der Beispiele für sehr unbefriedigend, vermutet ohne Tadel als ungenannte Quelle für manche Geschichten Kornmanns verschiedene Schriften und „das ausgelassene wüthige Teufelsheer“. Überhaupt könne man über derartige Erzählungen nicht streiten: „wer zweifeln muß, wer streiten will, wird noch immer im Harnisch eine Ritze finden, wo er einsticht, aber diese gehört meist nothwendig zn seiner Zusammenfügung.“ Über all das fliegt der romantische Dichter hoch hinaus. „Des Menschen Geist ringt sich am Wunderbaren stark.“ Arnim sieht da

„ein bedeutungsvolles Buch, welches durch seine innige ernste Überzeugung nothwendig alle Flattermienen des unbestimmten Meinens gegen sich aufsprengen mußte"; er nennt es „die schönste Moral der Geistergeschichten". Von der Kleinlichkeit und Spezialität der Stillingschen Ahnungsgeschichten schreitet er kühn verbindend hinüber zu dem Ahnungsvermögen allgemeinerer Art, „das in Wissenschaft und Poesie rein, gesund und heilig sich darstellt ... ohne das auch nicht der kleinste wahre Vers gemacht werden kann;" vom „Meerwunder" weist er hinweg zum „Wundermeer, von dem wir umgeben sind ... sofern wir Geistesgröße genug haben, es zu erfassen". Und neben einer Apotheose des romantischen Dichtergeistes stehen wärmste Worte auf den Geist des Verfassers: „Doch sollte die Überzeugung eines so vorurtheilsfreien Mannes selbst dem Allesleugner nicht gleichgültig seyn, seine Ermahnungen, wie er im Namen des Herrn warnt und auffordert, sind zu ernst, würdig und feierlich, so gerecht gegen jeden, so vielseitig für jede Anfrage, seine Beurtheilung aller Verhältnisse jenes verschlossenen Reichs so tiefbedeutend und menschlich, wie irgend eine Mythologie [vgl. auch Steig, Achim von Arnim I, 261], die den Geist ganzer Nationen gesammelt hat, rein menschlich, selbst in den Widersprüchen, wie die Menschen von der Welt absterben und doch eine Erinnerung behalten sollen und Sehnsucht ... — die ganze Ansicht so wohlwollend und tiefsinnig, daß es auch für die Ungläubigsten erquicklich sein muß, ein edles Gemüth sich selbst in so schöner Charakteristik hingeben zu sehen." Und mit einem wahren Trumpfe des romantischen Subjektivismus schließt Arnim den Passus: „Und warum endlich sollte selbst das unwahr seyn, was blose Vermuthung eines so rein entwickelten Menschen ist, ist doch der Mensch ein Ebenbild Gottes."

Die Rezension, der à propos noch eine Gespensterballade angehängt ist, bildet ein interessantes Denkmal Arnimschen Geistes; inwieweit sie ihrem Objekt gerecht wird, bedarf keiner Erörterung. Die persönliche Be-

kanntschaft Arnims mit Stilling fällt ins Jahr 1811; auch Brentano und Sophie unterhielten in Heidelberg „einen, wie es scheint, an innerem Werthe wachsenden Verkehr“ mit ihm (Steig, Achim von Arnim I, 172. 356. III, 164).

Den gleichgesinntesten Freund unter den Romantikern fand jedoch Stilling an Fouqué, mit dem er seit 1810 in einem regelmäßigen Briefwechsel stand. Leider hat nur Fouqué die empfangenen Briefe sorgfältig bewahrt. Im Vordergrund stehen die religiösen Interessen, wie wir sie im „Grauen Mann“ fanden. Daneben aber erhielt Fouqué Aufklärung über die Entstehung von Stillings Volksliedern, wobei ihm Stilling auch selbstkomponierte ganz einfache Melodieen zuschickt, von denen ich die zu „Hört ihr lieben Vögelein“ auszeichnen möchte. Im Anschluß daran ist überhaupt von Musik die Rede, Graun und Pergolese sind für Stilling die größten religiösen Musiker, Hillers „Jagd“ erhält den Preis „in Ansehung des reinen, natürlichen Volkstones“. Fouqué veröffentlichte 1811 drei von Stillings Melodieen zusammen mit der „Undine“ im ersten Bande seiner „Jahreszeiten“ nebst einem herzlichen Vorwort an die „Leser von Heinrich Stillings Leben, deren es hoffentlich noch viele in Deutschland giebt“. Weiter beschäftigen sich einige der Briefe mit Artikeln aus Kleists „Abendblättern“; nach der Katastrophe ist Stilling über das Schicksal „des so edlen Kleist“ mit Fouqué derselben Meinung: die für eine so verzweifelte Lage nötigen „erhöhten moralischen Kräfte“ fehlten ihm, weil er eben den unverfälschten christlichen Glauben nicht besaß. Auch die berühmten Konvertiten werden besprochen; außer Stolberg, der Stilling „die zween ersten Bände seiner Geschichte geschickt“ hat, noch Friedrich Schlegel und Zacharias Werner: das Verlangen nach echt christlicher Religion im Gegensatz zu dem moralphilosophischen Protestantismus der Gegenwart, andererseits das Nichtloslassenwollen von feinsinnlichen ästhetischen Genüssen habe sie dem Katholizismus in die Arme geführt.

Die erhaltenen Briefe gehen bis 1813. Noch erfahren wir aus ihnen, daß Stilling 1812 von Fr. Schlegel zur Mitarbeit an seinem „Museum" aufgefordert wurde, was er aus Arbeitsüberlastung ablehnte. Die Einladung mochte nicht frei sein von Spekulation auf einen weiteren Leserkreis.

Unbedeutender als die allgemeinen Beziehungen zum Geiste der Romantik und zu einzelnen Vertretern sind Anregungen, die Stilling durch Motive aus seinen Werken einigen Romantikern gegeben haben mag.

Sehr wahrscheinlich ist dies der Fall bei Kleists „Käthchen von Heilbronn". Kleist hatte ja in Dresden Schuberts Vorlesungen gehört und persönlich mit ihm verkehrt. Er mußte dadurch auf den „Theobald" aufmerksam werden. Nach dem erschöpfenden Vergleich, den Spiridion Wukadinovič zwischen „Theobald" und „Käthchen" gezogen hat (Kleiststudien 1904 S. 150), kann man überzeugt sein, daß Kleist Stillings Roman gelesen hat; der pathologische Zustand Sannchens war ihm für die Gestalt seines Käthchen lehrreich. Wukadinovič hat den Zusammenhang glaubhaft gemacht, mußte aber zugleich auch zeigen, wie selbständig Kleist in diesem Fall mit seiner „Quelle" verfahren ist; mit andern Worten — wie gering der Zusammenhang ist.

Ganz ablehnen darf man dagegen den von Steig behaupteten Zusammenhang von Kleists kleiner Erzählung „Das Bettelweib von Locarno" mit Stillings Märchen von der Bettelfrau (vgl. S. 55). Würde nicht in der Anmerkung zu dem Märchen bei Grimm die Kleistische Novelle erwähnt lediglich als Beispiel dafür, daß die Grundform auch sonst verbreitet sei, so wäre niemand auf den Gedanken gekommen, hier Kleist in Verbindung mit Stilling zu bringen, zumal doch bei diesem das Ende fehlt. Mit demselben Recht könnte man Arnims Ballade am Schluß jener Rezension von Stilling ableiten; sie behandelt das gleiche Grundmotiv, und Arnim kannte die „Lebensgeschichte", was von Kleist nicht erwiesen ist.

Gerade bei Arnim kann man übrigens auch sonst zahlreiche Motivsplitterchen aus andern Schriftstellern finden; uns muß es zum Beispiel an Stillings „Heimweh" erinnern, wenn in dem wundervollen Eingang der „Isabella von Aegypten" der unschuldig gerichtete Zigeunerherzog Michael seiner Tochter als letzten Gruß überbringen läßt: „er sei lange am Heimweh krank gewesen und nun werde er gesund, da er heimkomme" (Werke, Auswahl von Steig I, 4); und in derselben Novelle kann die Bemerkung (ebd. I, 67): „ich erinnere mich eines außerordentlich begeisterten Redners, der diese Eigenschaft ganz verloren, seit die Zuhörer, um einen Versuch mit ihm zu machen, ihn einmal während dieser Begeisterung mit kaltem Wasser übergossen" nur auf einen im „Theobald" erzählten Fall (vgl. S. 173) sich beziehen.

Auch Brentano kannte „Stillings Jugend"; Spuren davon lassen sich in der lieblichen mittelalterlich-katholisierenden Novelle „Aus dem Tagebuch eines fahrenden Scholars" entdecken — ich führe das nicht aus.

Interessanter wären Beziehungen zu dem „seeligen Jüngling Novalis", dessen unvergängliches „Wenn ich ihn nur habe" Stilling XI, 299 abdruckt, falls sie sich sicher nachweisen ließen. Ich kann aber nur auf die Parallelität aufmerksam machen. Es ist eigentlich zu verwundern, daß auf der Suche nach der blauen Blume der Romantik, wie sie durch den „Ofterdingen" leuchtet, noch keinem Novalisforscher Stillings Märchen von Joringel und Jorinde eingefallen ist. Die Bekanntschaft Novalis' mit der Kyffhäusersage soll nicht im mindesten bestritten werden. Was aber bei Novalis zu dem damit gegebenen Motiv neu hinzukommt: der Traum des Knaben von der herrlichen Blume, deren erlösende Wirkung auf ein Mädchen übertragen, das lange Suchen nach dem Traumbild — genau das ist im Märchen von Joringel und Jorinde enthalten, und es ist daraufhin ein unwesentlicher Unterschied, daß hier die Wunderblume rot ist. Bedenkt man, wie hervorragend sich Novalis für Märchen überhaupt interessierte,

so wird man nicht zögern, zu glauben, daß ihm die Märchen aus Stillings Geschichte, die sein Freund Fr. Schlegel gelesen hatte, nicht entgangen sind. Daß ihm Stilling auch sonst kein Unbekannter war, das besagt eine Notiz in den noch vielfach rätselhaften Fragmenten (Schriften, Minor III, 11): „Nessir und Zulima, die Bekenntnisse der schönen Seele und das Heimweh sind echte Legenden oder Predigten.“ Ich verstehe diese Bemerkung nicht ganz. Inwiefern Novalis das „Heimweh“ anziehen konnte [1]), begreifen wir aber angesichts seiner Definition des Märchens, um die er sich so eifrig bemüht hat; sie paßt ganz auf das, was auch Stilling (vgl. S. 214) mit seinem Roman beabsichtigte: „zugleich prophetische Darstellung, idealische [symbolisch-allegorische] Darstellung, absolut nothwendige Darstellung. Der echte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft“ (Minor II, 309).

[1]) Wer sich mit dem „Heinrich von Ofterdingen“ näher beschäftigt, möge nicht unterlassen, das Märchen von der Königstochter und dem Dichterjüngling auf Atlantis (Minor IV, 78 ff.) zu vergleichen mit der im „Heimweh“ eingeschobenen orientalischen Erzählung (IV, 624 ff.) von der Königstochter Fatime und dem Hirten Hadar. Das Hauptmotiv und -personal ist ganz gleich. Daß Novalis die Entbrannten mit Hilfe des wunderbar zart ausgeführten Dido-Aeneas-Motivs rasch vereinigt und ein Jahr lang vor dem königlichen Vater verbirgt, während Stilling aus der gleichfalls ein Jahr dauernden Trennung und der dann erst erfolgenden Verbindung ein „Meisterstück der Vorsehung“ macht — bei Novalis tritt dafür die Dichtkunst ein, sie bringt bei ihm auch die Versöhnung mit dem Könige zustand — dieser einzige kräftige sachliche Unterschied scheint mir unbedeutend neben der Übereinstimmung im übrigen. Es ist selbstverständlich, daß Novalis, wenn die Stillingsche Geschichte seine Quelle ist, sie hochpoetisch umgestaltend anfaßte.

Rückblick und Schluß.

Wir fassen zusammen, was für die Beurteilung der ganzen schriftstellerischen Leistung unseres Mannes sich ergab.

Zu spät kam Jung Stilling in Berührung mit den bedeutenden Bildungselementen seiner Zeit. Seine Neigungen, seine Fähigkeiten und seine Beschränkung standen längst fest, als er mit dem Willen, möglichst viel davon in sich aufzunehmen, an sie herantrat. Wirklich fruchtbar konnten diese Elemente nur für den werden, auf den sie innerlich gestaltend wirken durften. Das war bei Stilling nicht der Fall und konnte nicht der Fall sein. Je fremder er aber tatsächlich der ganzen Welt gegenüberstand, aus der sie herflossen, je weiter er entfernt war von einer freien, ästhetisch orientierten Weltanschauung, desto wertvoller schien es ihm, das glänzende Gewand einer solchen zu tragen, in dem ihm respektable, ehrenfeste und gesinnungstüchtige Männer gegenübertraten, das diese ihm selbst empfahlen. So hoffte er, doch sein eigenes Wesen wahrend, auf weitere Kreise in seinem Sinne wirken zu können. Der unerwartete, durch so verschiedene Umstände bewirkte Erfolg des ersten, man darf fast sagen, Experiments mußte ihn auf dieser Bahn weiter treiben, auf der ihn seine echteren Geistesgenossen mit berechtigtem Mißtrauen erblickten.

Indem nun der Fortgang seines Lebens ihn in seinem Pietismus nur bestärken konnte, mußte ihm doch der innere Widerspruch seines Unternehmens allmählich aufstoßen, zumal seit die, um derentwillen er es vornehmlich begonnen hatte, ihren Beifall mehr und mehr einschränkten oder gar einstellten und zum Spott übergingen, während sich

ihm umgekehrt die Sympathieen aller pietistisch Gesinnten allmählich zuwandten. Diese, ästhetisch ebenso gründlich verständnislos wie er, sahen nun, nachdem sie seiner doch sicher waren, in ihm den Schriftsteller, den sie mit Stolz gegen den ganzen Nichtpietismus ausspielen konnten. Jedoch vermochte er selbst am Ende diesen Glauben nicht mehr recht festzuhalten, er resignierte schließlich prinzipiell, es gelang ihm aber nicht, die Einfachheit und Natürlichkeit der Feder wiederzugewinnen, die Grenzen seines schriftstellerischen Vermögens selbst zu erkennen.

So gewähren seine Schriften, aus einem unversieglichen, aber entwicklungsarmen Wirkungsdrange fließend, nach Form und Inhalt keine reine Befriedigung. Zwar lassen sich die Widersprüche der Tendenzen, soweit sie nicht als kurze Schwankungen zu erklären sind, vielfach auflösen in einem edlen. aber oft unglücklichen Bestreben, den religiösen Schwärmer einerseits, den kalten Rationalisten andererseits, beide in allen Schattierungen, mit unendlicher Liebe und Überzeugung auf ein christlich-religiöses Niveau des unbedingt Guten zu führen, hinter welchem es für ihn kein Fragezeichen gab. Aber für diese schwierige Aufgabe fehlte es ihm bei aller Vielseitigkeit doch durchweg an festgebautem Wissen und durchdringendem Geist, neben Zügen guter Psychologie im Einzelnen gewahren wir Zeichen einer erstaunlichen Menschenunkenntnis im Ganzen, und der sittlichen Selbstkritik, die er an sich übte, entsprach keine logische und ästhetische seiner Schriftstellerei gegenüber. Darum erscheint er bald weitherzig-human, bald charakterlos-oberflächlich. Dieser letztere Vorwurf kann ihm kaum erspart bleiben, aber er trifft nicht seine Gesinnung, sondern das Mißverhältnis von Herz und Verstand in ihm. Seine Denkkraft war nicht mächtig genug, um für die Weite des Herzens den entsprechenden geistigen Horizont zu schaffen; umgekehrt ließ es das gute Herz nicht zu, da, wo es die Konsequenz verlangt hätte, systematische Trennungslinien zu ziehen. Daher waren in seinem schriftstellerischen Lebensprogramm,

„ein auf Vernunft, Erfahrung und Offenbarung gegründetes System, bald in Dichtung, bald in Bildern, bald in Allegorien und bald in Prosa ruhig und vernünftig“ (XIV, 347/8) vorzutragen, wie wir uns überzeugen mußten, Voraussetzungen und Mittel gleich löchricht. Die stattliche Masse der Schriften, die dieses Programm verwirklichen sollten, zeigt einen schlimmen Dilettantismus in Theologie, Philosophie und fast allen Gattungen der Poesie, die er versuchte. Sie geben kein adaequates Bild seiner Persönlichkeit. Die tendenziöse Position, in die er — eine im Grunde doch so friedliche Natur — sich von vornherein nach verschiedenen Seiten setzte, ohne Dialektiker zu sein, brachte ihm das Schicksal, sich gewissermaßen selbst entstellen zu müssen, wie denn kein Mensch, der bekehren will, sich selbst rein darstellen kann; die beschauliche Gottesnähe, deren sich sein inniges Gemüt in allen Lebenslagen erfreute, verwandelte sich in Posaunenstöße, sobald er sich an den Schreibtisch setzte und den Geist der Zeit mit seinem Geist beschwor; der große Drang nach Tätigkeit malte ihm die halbe Menschheit zu seinem besonderen Wirkungskreis aus, dessen Resistenz ihn verwirrte; andererseits erwarb ihm sein schließlich aus allen Gegensätzen als deutlichster Zug hervortretender Philadelphismus in einer Zeit guter Konjunktur unter den Separatisten aller Richtungen, aller Stände und mehrerer Weltteile so viele Leser und Anhänger, daß er darin eine Bestätigung des ihm vorschwebenden bedeutenden Berufes erblicken konnte, wodurch er sich vollends jeder fremden Kritik entrückt fühlte. Er, dessen ältester uns erhaltener Brief vom Jahre 1771 ganz das Gepräge des Galanten und Zärtlichen trägt, beginnt in späteren Jahren seine Zirkularbriefe wie ein Apostel: „Den lieben und innig hochgeschätzten Brüdern Berger ... wünsche ich Gnade und Frieden! Ich danke zuvörderst Gott in Jesu Christo ...“

Kein Zweifel, daß der Schreiber solcher Briefe dem Pietismus seiner Zeit eine wertvolle Größe gewesen ist: aber dabei muß es auch bleiben; eine Aufgabe, die er, der

Beichtvater des Großherzogs von Baden, er, an den der Kaiser von Rußland die Saladinfrage nach der besten Religion richtete, sich im stillen doch gestellt glaubte: die Religion den „Gebildeten unter ihren Verächtern" wieder nahe zu bringen, konnte er nicht lösen. Schleiermacher, der, von der Brüdergemeinde her, um die Wende des Jahrhunderts diesen Gedanken zu verwirklichen begann, ist Stilling — obwohl er mit dem Vater korrespondierte (vgl. S. 177) — ganz fremdgeblieben; fremder noch als unter den Dichtern Schiller. Stilling repräsentiert uns in der Spanne seines Lebens die Entwicklung des gesamten Pietismus: aus kerniger Volkstiefe heraus, in die Höhen der Gesellschaft hinein, dann ein Zurückflüchten.

Eine Würdigung Jung Stillings nach seiner reichen praktischen Tätigkeit als Arzt, Laienseelsorger, als wahrer Menschenfreund, lag außerhalb der Anlage dieser Arbeit. Eine solche müßte von dem Mann, der über 2000 Erblindeten das Augenlicht wieder verschaffte, der ohne jede Schlangenklugheit Wohlverdientes jederzeit denen schenkte, die es ihm noch nötiger zu haben schienen, als seine eigene kümmerliche Kasse; der jährlich wohl 1000 Briefe zu beantworten für seine christliche Pflicht hielt und sich zwei volle Tage und manche Sonntagsstunde einer arbeitsreichen Woche dazu reservierte (VII, 277) — sie müßte von diesem Mann in kritikloser Hochachtung reden.

Spärlich nur sind Notizen auf uns gekommen, die von dem persönlichen Eindruck reden, den der Mensch Stilling auf Außenstehende gemacht hat, die ihn gekannt haben. Aber die wenigen Berichte litterarhistorisch namhafter Männer, die entweder eine kurze Begegnung festhalten oder das Ergebnis einer längeren Bekanntschaft zusammenfassen, sollen noch zu uns reden. Dabei sehen wir ab von der in echter Pietät entworfenen größeren und lesenswerten Charakteristik, die der Schwiegersohn Schwarz, in das häusliche und familiäre Leben des Greises blickend, gegeben hat (I, 649; R. 619).

Lerse erklärt schon 1779 (K. R. Hagenbach, J. J. Sarasin und seine Freunde, Basel 1850 S. 75): „Ich wüßte in der ganzen Kirchengeschichte keinen Heiligen, den ich lieber möchte gekannt haben, als meinen Freund Jung.“ Aber wichtiger ist es uns, Stimmen auch über den alten Stilling zu hören, die einhellig zeugen von der unwiderstehlichen Anziehungskraft eines weitherzigen, edlen und liebenswerten Menschen, der, wie er es allen seinen christlichen Helden andichtete, selbst die ungetrübte Reinheit seines Wollens und die unbeirrte Überzeugung eines mühereichen Lebens in seinem Antlitz abbildete. So sah ihn, als er auf einer Schweizerreise Ludwigsburg berührte, der junge Justinus Kerner, der damals noch nicht in den Spuren des Geisterkundigen wandelte: „Ich stellte mich unter das Thor, und die lange interessante Gestalt mit der eigenen hohen Stirne, der Adlernase und den Liebe und Sanftmuth strahlenden Augen, zog an mir ganz nahe vorüber und prägte sich mir tief ins Gemüth ein“ (Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Werke IV, 226).

Aus Heidelberg schreibt Sophie Mereau an Clemens Brentano (Briefwechsel 1908 II, 108): „Der Mann hat meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, er hat etwas Liebes, man sieht, daß sein Leben aus einem Guß ist, daß sich von seiner Jugend bis ins Alter eine grade Linie zieht und er mehr die Umstände bestimmt hat, als sich von ihnen bestimmen lassen; selbst seine breite Eitelkeit, mit der er unaufhörlich Fürsten und Prinzen bei den Haaren herbeizieht, indem er ihre Namen von seiner Frau souffliren läßt, hat etwas Treuherziges und beleidigt nicht“; ein Urteil, in dem nur Stillings Verhältnis zu den „Umständen“ entschieden falsch erfaßt ist. Und wie Clemens für Stillings Art von Frömmigkeit bewundernden Sinn hatte (Steig, Achim von Arnim I, 172), so nennt auch Achim seinen Charakter in einem Briefe an Ringseis (Stimmen aus Maria Laach, Bd. 67 S. 409) „durchgebildet“. In Karlsruhe schloß sich 1812 Max von Schenkendorf eng an Stilling an; er war regelmäßiger Gast im Hause. Er

berichtet dem Generalsuperintendenten Borowski über seine ersten Eindrücke (Revue germanique 1905 I, 171 ff.): „Noch habe ich Ihrer Aufforderung und der Natur der Sache nach von einem Manne zu sprechen, gegen den ich mit manchem Vorurtheil ankam, und der mir nun gar sehr am Herzen liegt — ich meine den schönen und ehrwürdigen Greis Jung, in dem ich ganz den frommen, weichen und kindlichen Stilling wiedergefunden habe.“

Auch der reisende Journalist Stephan Schütze gibt beim ersten Besuch ein ungünstiges Vorurteil auf: „Ich erwartete den Anblick eines Schwärmers, eines Geistersehers, dessen Äußeres der seltsamen Thätigkeit des Innern entspräche, sah aber einen ehrwürdig gutherzigen Greis vor mir, mit Augen voll Klarheit und voll Verstand. Mir fiel dabei wieder ein, daß in jeder Art sich doch der ausgezeichnete Geist kund giebt... Ohne gleiche Ansichten mit ihm zu theilen, konnte ich doch dem vielseitig regen Geiste dieses Mannes und seiner Biederherzigkeit meine Achtung nicht versagen“ („Die Harfe“, hrg. v. Fr. Kind V, 118 ff.).

Aus den letzten Lebenszeiten Stillings aber hat uns Varnhagens feine Feder eine Charakteristik hinterlassen: „Ich besuchte den berühmten Jung Stilling, einen schon hohen Siebziger, der aber noch ein rüstiges Aussehen hatte. Wir fanden uns bald in vertraulichem Gespräch, und an meiner Verehrung für Goethe und Jacobi, an meiner Bekanntschaft mit Taulers, der Frau von Guyon, Lavaters und seinen eigenen Schriften, bezeigte er inniges Gefallen. Ich sah mit Rührung den sanften und noch immer lebhaften Greis vor mir, dessen merkwürdigen Schicksalen ich als Leser einst so warmen Antheil gewidmet. Er war einer der wenigen Menschen, in denen ich das treue Bild eines ächten Christen erkennen zu dürfen glaubte, indem die Mehrzahl derer, die sich mit anspruchsvollem Eifer so nennen, keineswegs den Namen verdient. In Stilling arbeitete sich die Liebe immerfort über die Vorurtheile hinaus, welche er abzuwerfen doch nicht die Kraft hatte.“ Und nach Stillings Tod bedauert Varnhagen, „nicht häufiger

mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine sanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und selbst Widerspruch gegen seinen Glauben mit liebevoller Nachsicht hin, nur einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverstanden ... An Goethen hing sein Herz noch immer [vgl. I, 665; R. 636] und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, dessen Wege er doch nicht zu verstehen bekannte ..." (Denkwürdigkeiten IX, 25 ff., 100 ff.)

Und Goethe ist es, mit dessen in jedem Wort gewichtigem Urteil eine Darstellung des Schriftstellers Jung Stilling billigerweise schließt, obgleich oder gerade weil dieses Urteil stillschweigend von dem Schriftsteller vollkommen absieht. Er hat uns eine über alle Zufälligkeiten persönlicher Erfahrung erhabene Individualbeschreibung mit typischem Hintergrund gegeben. An zwei Stellen seiner Lebensgeschichte benutzt Goethe die Situation des Augenblicks, in der ihm Stilling entgegentritt, um aus ihr heraus den Charakter des Freundes nach seinen allgemeinen Grundlagen, seinen Besonderheiten und den daher zu begreifenden Reaktionen im Getümmel des Lebens mit zartester Hand der Liebe und Schonung als etwas schlechthin Gegebenes zu entwickeln.

Das erstemal (W. A. XXVII, 250 ff.) erblicken wir Stilling in der Straßburger Gesellschaft, wie er sich im kleinen Kreise Wohlgesinnter und Verständiger öffnet zu sanftströmender Mitteilung, wie er sich dagegen in größerer Runde unbehaglich fühlt, wie ihn der Widerspruch aus der Fassung bringt. „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar daher fließende Hülfe." Und indem Goethe Stillings „gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüthe ruhte", eben deshalb von „Neigungen und Leidenschaften" bestimmt sein läßt, macht er, ohne es zu sagen, verständlich, wie aus diesem Verhältnis Kluges und Thörichtes, höchst Vernünftiges und überraschend Absurdes fließen konnte.

Stillings „Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte“, der gewiß durch alle Schlacken seiner Schriften leuchtet, bezeichnet er näher durch den feinen Zusatz: „in möglichster Reinheit.“ Und durch eine mustergiltige Beschreibung der große Werte in sich tragenden pietistisch-bäuerlichen Kultur gibt er die letzte Grundlage: ihr hatte Stilling „seine innerlichste und eigentlichste Bildung“ zu verdanken.

Aus einer schwierigeren und spezielleren Situation führt Goethe das andere mal (W. A. XXIX, 25 ff.) tief in das Allgemeine eines Stilling-Charakters hinein, an einem Punkte von Stillings Leben, der sein Wesen auf eine harte Probe setzte: als ihn das Mißlingen einer im höchsten Gottvertrauen unternommenen Operation irre werden lassen wollte an sich selbst, an seiner Vergangenheit und an seiner Zukunft. Goethe spricht bei diesem Anlaß von einer „dunklen Geistesform“, die solchen Naturen „zum Grunde“ liege. Er betrachtet den pietistisch-mystischen Vorgang der Erweckung oder Sinnesänderung als eine Analogie im Bereich des Moralischen zum poetischen oder wissenschaftlichen „Apperçu“ und gesteht ihr als einer Art von genialischer Intuition psychologischen Wert zu, erblickt aber eben darin zugleich den Weg, auf dem ein Mensch in den verkümmerten Zustand des Mißtrauens gegen die eigene Kraft hineingerät, dessen Kehrseite die gewollte Abhängigkeit vom Nicht-Ich ist, das dann ohne weiteres mit der Vorsehung identifiziert wird.

Und während uns Goethe an dem vorliegenden Falle zeigt, was für Trübungen Verstand und Gemüt dieser frommen Menschen typischerweise ausgesetzt ist, kann er doch den erschüttert und scheinbar trostlos Scheidenden in reinem Ausklang ziehen lassen: „denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidene Zuversicht einflößen.“

Anhang.

Gedruckte Briefe.

I. Von Stilling

1771 an Roederer.
J. Froitzheim, Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen VII, 18.

1779—1805 an Sophie v. La Roche.
Euphorion 1895. II, 579—87.

1780 an Lerse; 1795 an Lavater.
A. Langmesser, Jakob Sarasin. In den „Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache". Zürich 1899. V, 133. 135. Der erste Brief auch veröffentlicht in den „Pfälzischen Geschichtsblättern" 1909, Nr. 4.

1797 an Joh. Jak. Becker.
Chronik der Familie Flender. Düsseldorf 1900.

1803—1815 an Senator Cnyrim.
Archiv für Kulturgeschichte (hrg. von G. Steinhausen) II, 364 ff.

1808 an Antistes Merian.
Basler Jahrbuch 1894 S. 96.

1808 und 1814 an Salzwedel und . . .
Ad. Dorow, Denkschriften und Briefe II, 176.

1809 an Fr. Ehrmann.
A. Stöber, Gottlieb Konrad Pfeffels Verdienste um Erziehung und Schule, Kirche und andere gemeinnützige Werke. Straßburg 1878.

1810 an Fouqué; 1814 an Schmidtgall.
K. v. Holtei, Dreihundert Briefe II, 74.

1812 an . . .
Weimarisches Jahrbuch 1855, II, 480.

1810—1813 an Fouqué.
Briefe an Fouqué. Berlin 1848. S. 166—203.

Zu Stillings Tätigkeit als Arzt:
Strickers Beiträge zur ärztlichen Culturgeschichte. Frankfurt 1865. S. 117 f.

2. Von und an Stilling.

1797 Lavater an Stilling; 1801 Stilling an mehrere Freunde.
Euphorion III Ergänzungsheft 1897, S. 149—58; steht auch in der umfangreichen Sammlung von
A. Vömel, Briefe Jung Stillings an seine Freunde. Berlin 1905. [Abgekürzt: „Vömel."]

1789 Stilling an Kant. 1789 Kant an Stilling.
Kants gesammelte Schriften XI, 7—10.

3. An Stilling

1772 und 1797 von Goethe.
Goethe W. A. II, 12. XII, 23.

1775/6 von Engelbert v. Bruck.
Abbitte an das Einsichtsvolle Publikum wegen der Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben. Crefeld 1776. S. 33 ff.

von Lavater, Pfeffel, Schmidt, Bischof Sailer, K. F. v. Moser, Prinz Carl von Hessen, v. Eckartshausen, Markgraf Karl Friedrich von Baden, v. Lamezan, Oberlin, Frau v. Krüdener, Heß, Senator v. Mayer, Hufeland u. a.
Sendschreiben geprüfter Christen an weiland den geheimen Hofrath Jung Stilling. Karlsruhe 1833. [Abgekürzt: „Sendschreiben."]

Über „Jung Stilling und den Markgrafen und Großherzog Karl Friedrich von Baden" ist eine auf ungedruckten Briefen usw. beruhende Schrift von Heinrich Funck zu erwarten; 18 Briefe Stillings wird Herr Pfarrer J. Studer im „Züricher Taschenbuch" für 1914 aus dem Studerschen Familienarchiv veröffentlichen. — Wo sind die Briefe Goethes, Herders, Jacobis an Stilling?

Personenregister.

(Pseudonyme s. S. 136.)

Berichtigungen.

S. 31 Z. 8 v. u. lies: 1778 statt 1878.
„ 55 „ 13 „ „ „ seufzend statt seufend.
„ 55 „ 8 „ „ „ einer statt eiuer.
„ 59 „ 17 „ o. streiche: sich.
„ 184 sollten die Anfangsbuchstaben der Substantiva in den Zitaten aus Arnold klein sein.
S. 202 Z. 20 v. o. füge ein nach „Blicken“: , die durch die Gliederung ihres Aufbaus einen Zusammenhang mit Wolffs systematischer Einteilung der Philosophie nur äußerlich dokumentieren.

Weimar. — G. Uschmann.